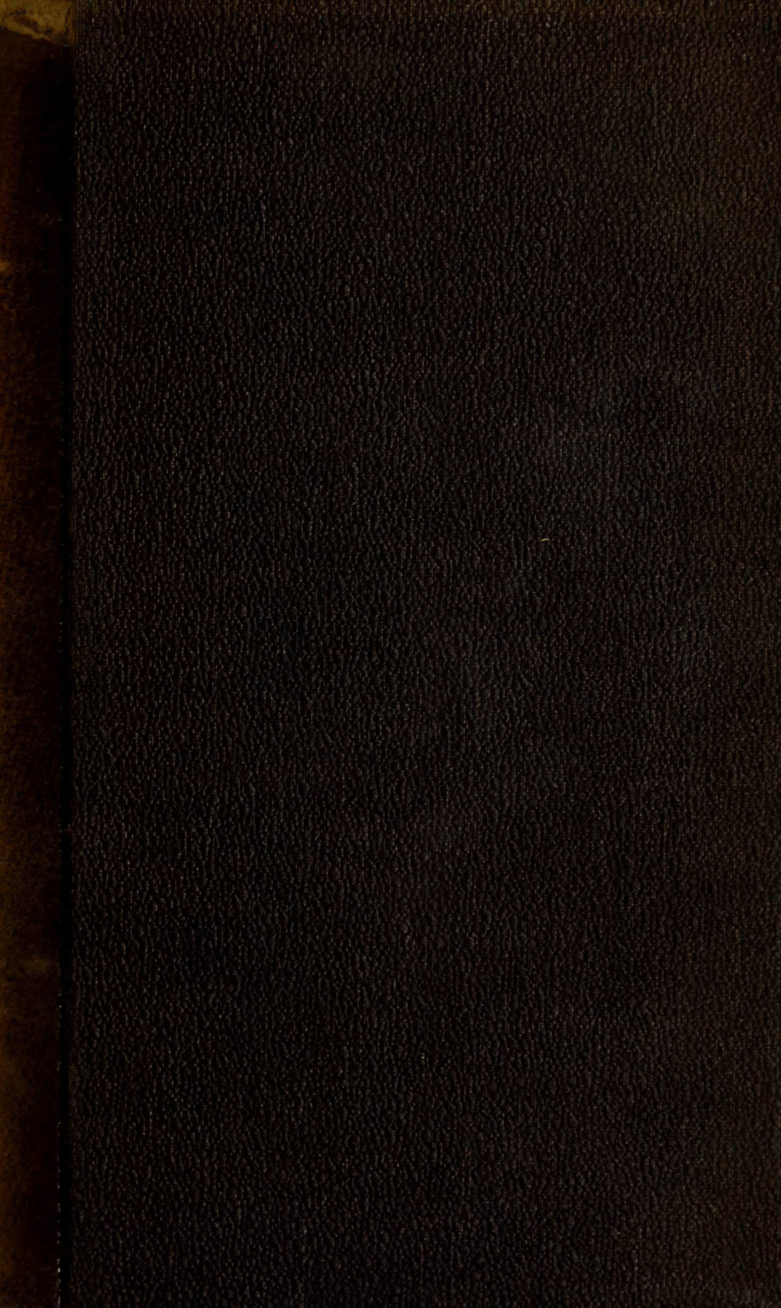
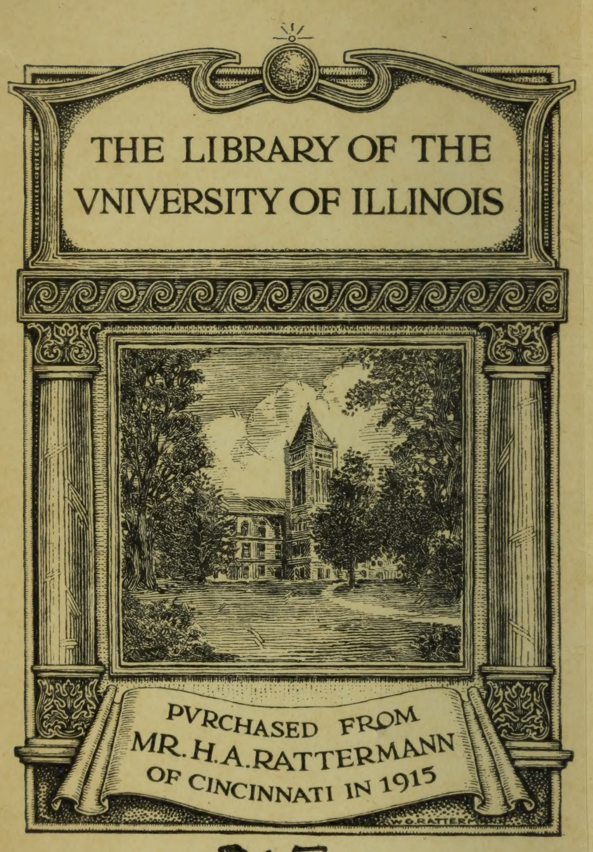
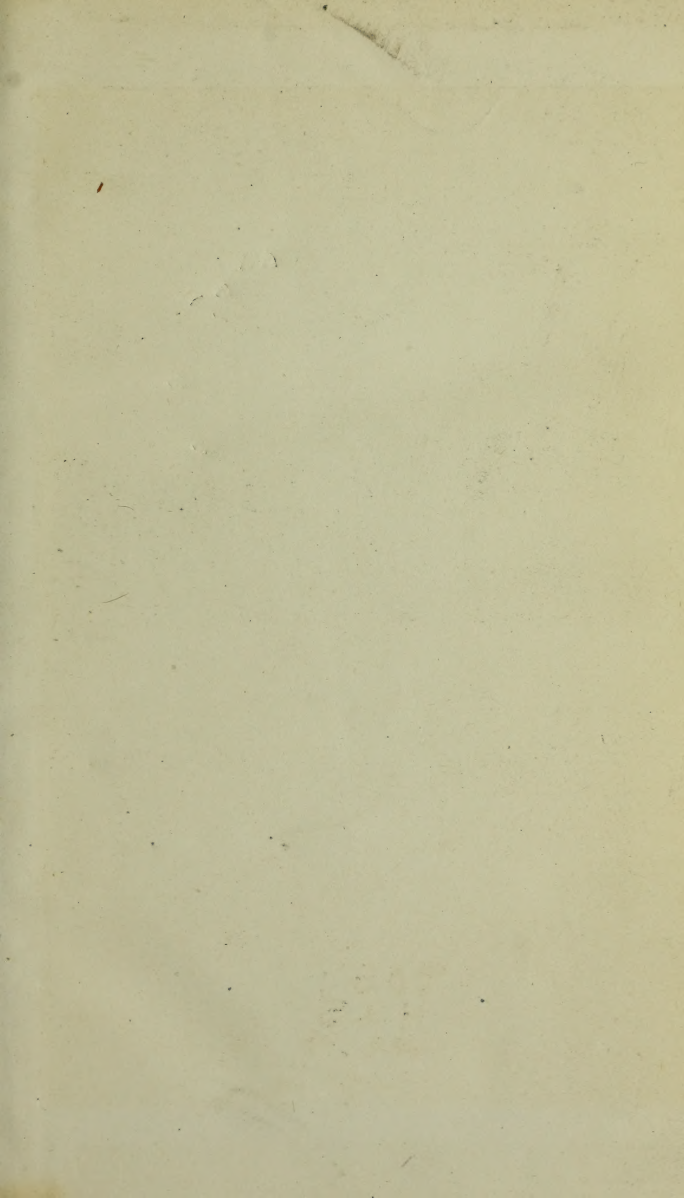
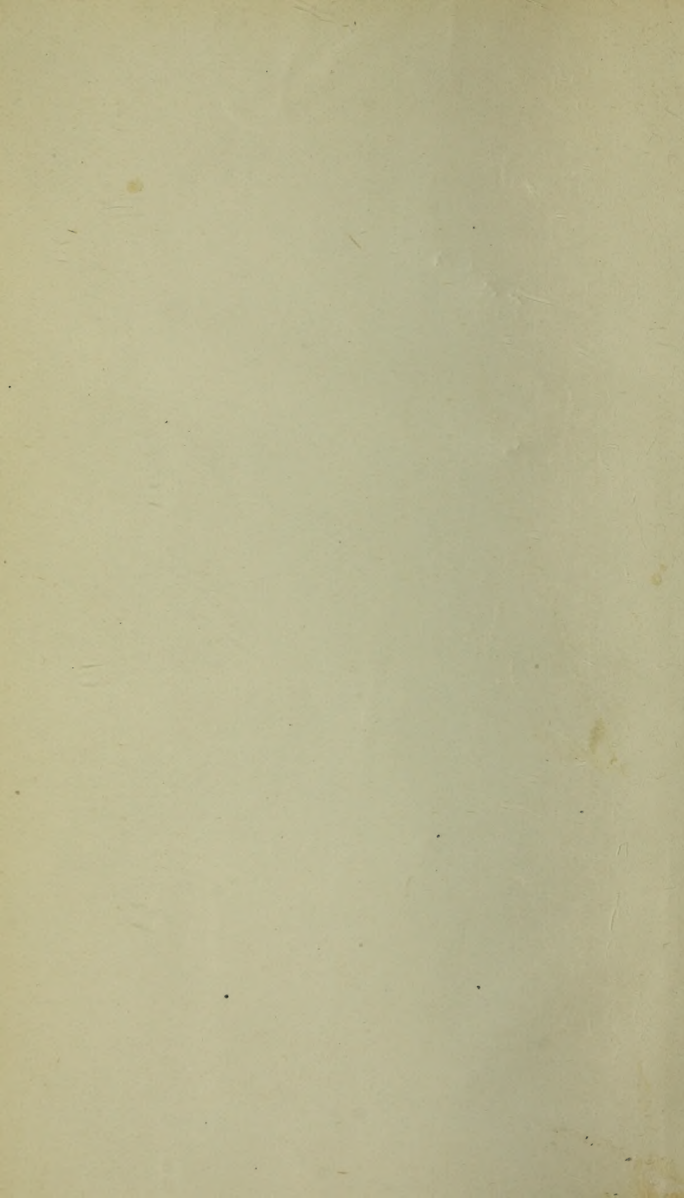
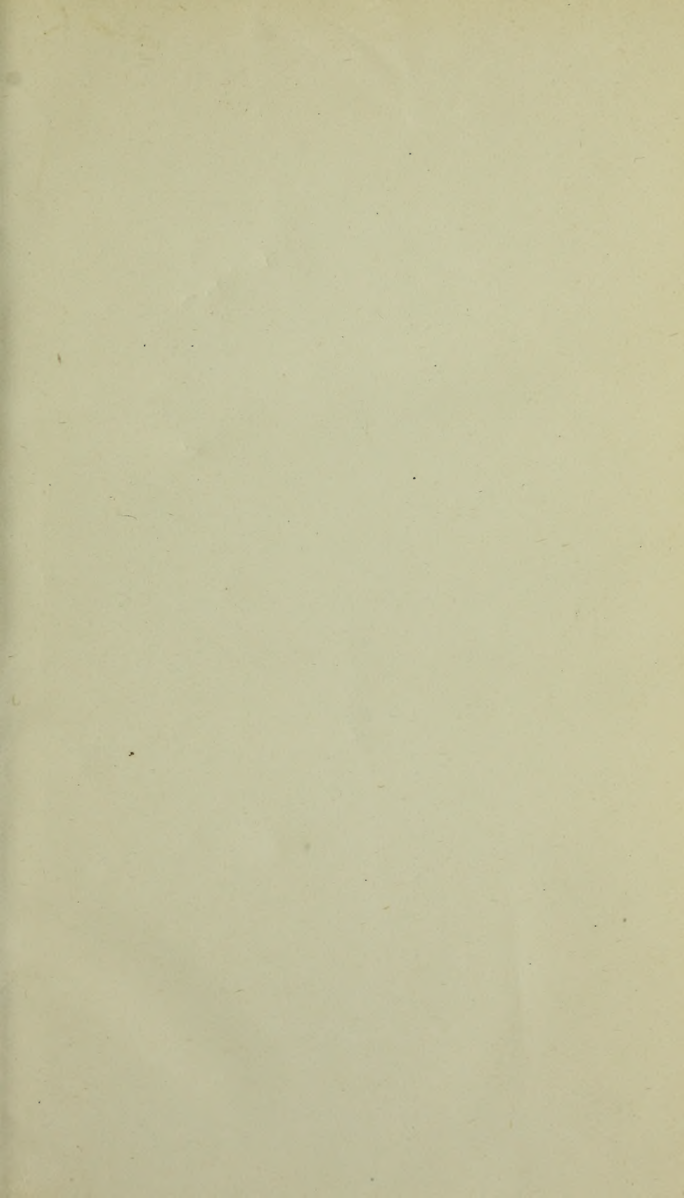
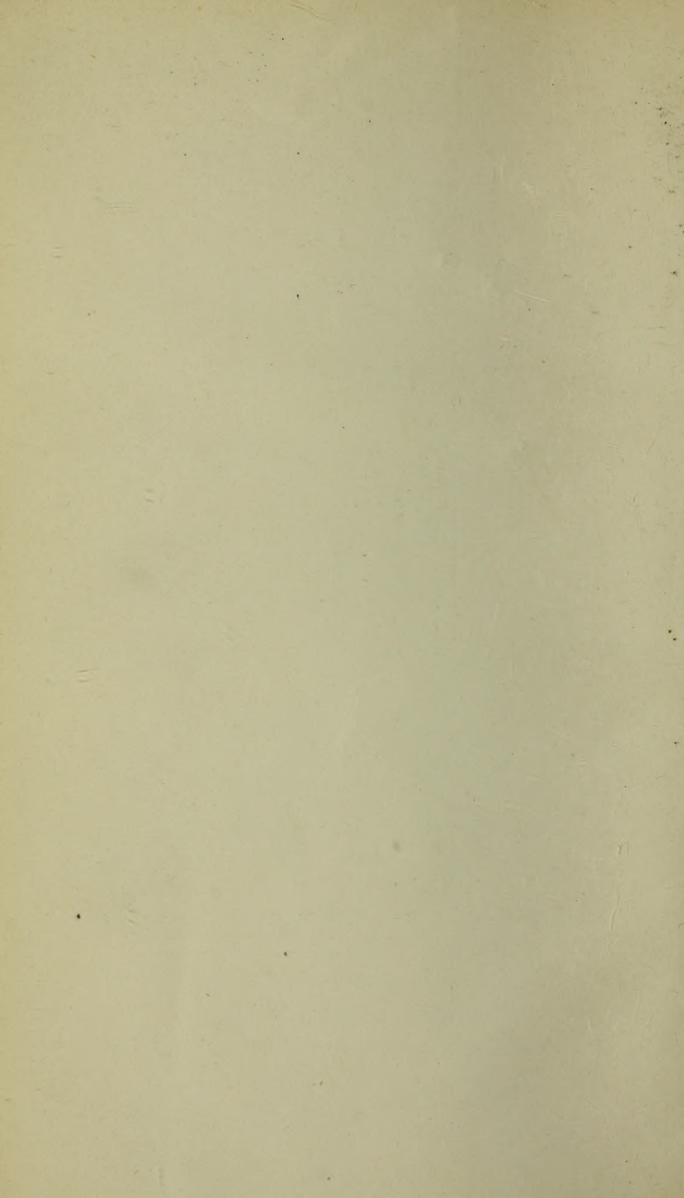



THE LIBRARY OF THE
VNIVERSITY OF ILLINOIS
PVRCHASED FROM
MR. H. A. RATTERMANN
OF CINCINNATI IN 1915





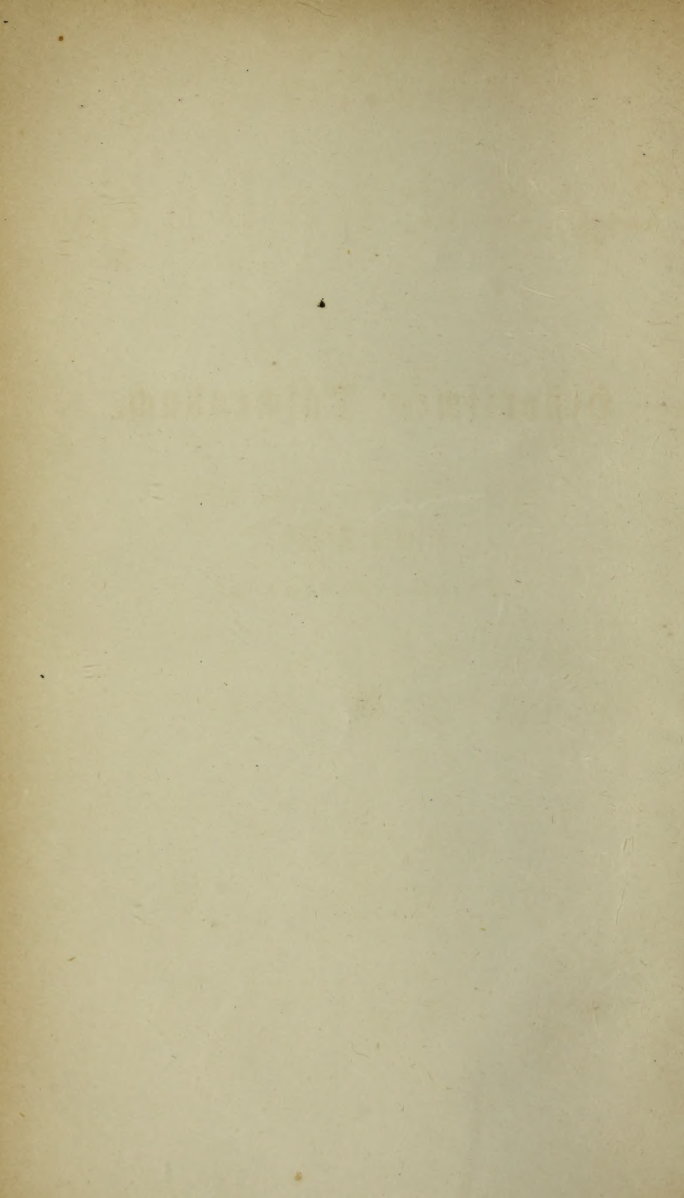




Historisches Taschenbuch.

Vierte Folge.

Dritter Jahrgang.



Historisches Taschenbuch.

Vierte Folge.

Dritter Jahrgang.

Historisches

Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Vierte Folge.

Dritter Jahrgang.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1862.

Inhalt.



Deutsche Königswahlen.

Von

Wilhelm Gottlieb Soldan.



I.

Politische Wahlen haben, wie alles im Leben, ihre zwei Seiten. Auf der einen Seite steht ihre Nothwendigkeit. So ist es wenigstens in der constitutionellen Monarchie, der einzigen nach meiner Ansicht haltbaren Staatsform für die größern Länder des heutigen Europa. Auf der andern Seite aber droht die Gefahr eines mannichfachen Misbrauchs, der da, wo Einsicht und Sittlichkeit nicht zur Herrschaft gekommen sind, durch kein Gesetz, und wäre es so fein und künstlich wie das der venetianischen Dogenwahl, sich fern halten läßt. Die Gefährlichkeit des Misbrauchs steigt aber mit der Wichtigkeit des Amtes, für welches die Wahl geschieht, am höchsten also da, wo das Staatsoberhaupt selbst aus einer Wahl hervorgeht. Die Idee, auf diesem Wege den Besten zu berufen, verkümmert an dem Unverstand, dem Parteigeist und dem Eigennutz. In der Wahlmonarchie liegen zwei entgegengesetzte Tendenzen in verdecktem oder offenem Kampfe. Der Wahlkönig hat ein unwillkürliches Streben zur Erbmonarchie; er ist ein natürlicher Feind seines eigenen Ursprungs. Den Wählern dagegen ist es nahe gelegt, in ihren Capitulationen oder pactis conventis das Königthum durch übermäßige Beschränkungen zu schwächen. Wo aber jeweilig beide Ten-

denzen sich zu versöhnen scheinen, da geschieht dieses meist nur auf Kosten des Gesammtwohls; die Corruption siegt, und von den Kräften der Krone zehrt dann das dynastische Interesse des Königs nicht minder als das der Wähler. So vernichtet die Wahl das Wesen der Monarchie, und das Streben nach der Erbmonarchie höhlt wiederum die Wahl zur leeren Form aus. Ich schweige hierbei noch ganz von dem innern und äußern Unheil, das so oft einer zwiespältigen Wahl sich an die Fersen heftet. Die moralischen und politischen Folgen des Ganzen aber lasten zuletzt auf der Nation.

Polen ist neben seinem liberum veto ganz vornehmlich an seinem Wahlkönigthum zu Grunde gegangen. Frankreich hat das Glück gehabt, durch seine Capetinger sich frühzeitig auf einen andern Weg geführt zu sehen. Die Geschicke Deutschlands, seine Zersplitterung, die Lähmung seiner Gesammtkraft, seine Demüthigungen und Verluste nach außen hängen wesentlich mit dem Wahlkaiserthum zusammen, das im Laufe der Jahrhunderte zuletzt dazu verurtheilt war, wie ein bankbrüchiger Hausherr unter dem einst eigenen Dache gleichsam nur zur Miethe zu wohnen, ohne dafür mit etwas anderm zahlen zu können als mit dem ehemaligen Glanze seines Namens.

Wie ganz anders würde der Gang der deutschen Geschichte gewesen sein, wenn Heinrich VI., wie er so nahe daran war, mit seinem Plane zur Erblichkeit der Kaiserwürde, selbst unter Zulassung der Erblichkeit für das Landesfürstenthum, wirklich zum Ziele gekommen wäre! Auf dem Wege der Analogie ließen sich wenigstens Wahrscheinlichkeiten gewinnen. Doch wir lassen hier die Vermuthungen beiseite und halten uns nur an dasjenige, was wirklich geschehen ist. Die Deutschen blieben auch nach dem Abgange der Hohenstaufen bei dem Wahlkönigthum stehen, und

auch ein weiteres Jahrhundert des Misbrauchs und der Verwirrung brachte sie nicht zur Abschaffung desselben, sondern nur zu dem Versuche, die Fehler, die in der Sache selbst lagen, durch gesetzliche Bestimmungen über die Form zu heilen. Die Goldene Bulle Karl's IV. sollte dem Wahlgeschäfte Maß und Regel geben. Sie sanctionirte die thatsächliche, schon durch das Herkommen befestigte Oligarchie der sieben Kurfürsten; sie schnitt durch genauere Umgrenzung die Wiederkehr des verwirrenden Streits über die Stimmberechtigung ab, und indem sie einen Act, von welchem das Wohl und das Wehe der Nation abhängen sollte, in die Hand einiger Wenigen legte, war sie, infolge trauriger auch in dieser Beziehung gemachter Erfahrungen, darauf bedacht, die Freiheit und Gewissenhaftigkeit der Wahl wenigstens unter den Schutz religiöser Eindrücke und eines feierlichen Eides zu stellen.

Wenn die Kurfürsten zur Wahl versammelt sind, dann sollen sie — so will die Goldene Bulle — zuerst eine Messe vom Heiligen Geist singen, „daß er ihnen ihr Herz erleuchte und das Licht seiner Kraft in ihre Sinne gieße, daß sie mit seiner Hülfe gesteuert werden, einen gerechten, guten, nützen Menschen zum König zu kiesen, zum Heile allen Christenleuten“. Nach der Messe treten die Kurfürsten zum Altar und schwören auf das Evangelium, die Wahl nach bestem Wissen und Gewissen zu thun. Der Schluß der Eidesformel lautet: „Und bei derselben Treu so will ich geben meine Stimme und Willen und die vorgenannte Küre thun ohne alle Geding, Miethe, Lohn oder Gelübde, oder welcherlei Weise solch Gedinge mögen genannt werden. Also helfe mir Gott und alle Heiligen.“

So die Goldene Bulle. Sie enthält sonst noch gar manche wohlgemeinte Bestimmung, um Verführung und Ein=

schüchterung von den Wählern fern zu halten. Aber hat sie auf dem engen Gebiete, das sie sich abgegrenzt, ihrem Zwecke auch wirklich entsprochen? Hat sie selbst nur für den einen Hauptpunkt, dem sie Religion und Eid zu Hütern setzt, hat sie für die Freiheit und Gewissenhaftigkeit der Wahl eine Bürgschaft zu geben vermocht? Es würde vielleicht der Mühe lohnen, sämmtliche seit der Verkündigung jenes ersten Reichsgrundgesetzes geschehene Wahlen unter diesem letztern Gesichtspunkte einer Prüfung zu unterwerfen: in dem gegenwärtigen Aufsatze soll dieses nur mit denjenigen römischen Königswahlen geschehen, welche bis auf Karl V. herab bei Lebzeiten des Kaisers erfolgt sind.

II.

Die erste dieser Wahlen finden wir sogleich unter dem Verkündiger der Goldenen Bulle selbst. Kaiser Karl IV. hatte sein sechzigstes Lebensjahr erreicht, als er sein Haus zu bestellen begann. Das Haus Luxemburg, so beschränkt noch an Besitz zur Zeit von Heinrich's VII. Kaiserwahl, stand damals auf dem Gipfelpunkte seines Glanzes. Außer dem ursprünglichen, nun zum Herzogthum erhobenen Stammlande gehorchten ihm Böhmen und Mähren, Schlesien und Glatz, Brandenburg und die Lausitzen, und noch bot das erheirathete Brabant seine reichen Hülfsquellen. Böhmen insbesondere blühte empor unter dem Segen der innern Verwaltung, welche Karl selbst in seinen Stammlanden geschaffen hatte. Dazu ruhte die römische Kaiserkrone jetzt schon zum zweiten mal auf dem Haupte eines Luxemburgers. Karl gedachte dieses wirksamste Mittel der eigenen Machtvergrößerung und Machterhaltung seinem Hause zu sichern, indem er rechtzeitig für die Erwählung seines ältesten Sohnes zum Römischen König Sorge trug. [1])

Zwar hatte seine eigene Goldene Bulle den Fall einer solchen Wahl bei Lebzeiten des Kaisers nicht vorgesehen; aber es ließen sich wol Gründe und Mittel ersinnen, diese Wahl dennoch zu ermöglichen. Das vorgerückte Alter und der Gesundheitszustand des Kaisers, das Bedürfniß einer starken Regierung in unruhiger Zeit, die Gefahren der Kaiserwahl während einer Thronerledigung, die Besorgniß vor Spaltungen und christlichem Blutvergießen — dieses alles konnte von Karl unter dem Scheine der redlichen Sorge für das Wohl des Reichs, das er doch selbst unter der Geisel des Faustrechts verwildern und verkommen ließ, den Kurfürsten zur Erwägung vorgelegt und von diesen wiederum in eben diesem Sinne als Bestimmungsgründe anerkannt und ausgesprochen werden. Und so geschah es. Karl hatte zwei der sieben Kurstimmen in eigener Hand; mit den übrigen war seit zwei Jahren die Unterhandlung in gutem Gang, und sie gaben Hoffnung auf Willfährigkeit.

Wären nun die Kurfürsten ohne Zuziehung der Reichsstände zu einer so außerordentlichen Wahl competent gewesen und hätte außerdem noch derjenige Geist gelebt, der vor nicht ganz drei Jahrzehnden zu Rense und Frankfurt in ihnen so mächtig aufgelodert war, so wäre mit ihrer einfachen Einwilligung die ganze Angelegenheit im Schose des Kurcollegiums selbst fertig und abgethan gewesen. Aber dieser Geist war längst erloschen, und Karl selbst war ja der concret gewordene Gegensatz zu den Grundsätzen jenes Kurvereins, der die Selbständigkeit und Freiheit der Wahl des Reichsoberhaupts gegen Rom und Frankreich zu schützen zum nächsten Zwecke hatte. Begünstigt von seinem Schwager, dem französischen König, und designirt und gewissermaßen anbefohlen von Papst Clemens VI. von Avignon, dem er sich förmlich verpflichtet und verkauft hatte, war

Karl acht Jahre nach der Abschließung des Kurvereins durch die von sich selbst abgefallene, zum Theil bestochene Mehrheit der Kurfürsten auf den Kaiserthron erhoben worden. Längere Zeit hindurch hatte er noch in der Anlehnung an die beiden Schöpfer seines Glücks einen Rückhalt gegen die bairische Partei gesucht, und sein demüthiger Römerzug, von welchem er nur die Verwünschungen der Römer selbst und Petrarca's Verachtung zurückbrachte, hatte bewiesen, wie wenig er gemeint war, das Kaiserthum im Sinne der Ottonen, der Heinrich, der Friedrich und selbst seines eigenen Großvaters aufzufassen. Jetzt wandte er sich in gleicher Demuth an Papst Gregor XI. und bat um die Gestattung einer Wahlhandlung, die — so schrieb er — bei seinem eigenen Leben ohne Genehmigung, Zustimmung, Gunst und Gnade des Papstes nicht vorgenommen werden önne. [2]) Gregor zögerte mit der Antwort und ließ sich auch noch zum zweiten mal bitten. [3]) Dann entschied er: eine solche Wahl bei des Kaisers Lebzeiten sei an sich allerdings eine rechtliche Unmöglichkeit, indessen wolle er in diesem einzelnen Falle um des zu hoffenden gemeinen Besten willen seine Genehmigung und Gnade ertheilen, doch mit dem Vorbehalt, daß den Kurfürsten hieraus kein Recht und der Autorität der römischen Kirche kein Präjudiz erwachse. [4]) Diese Einwilligung war erkauft durch neue Concessionen, zu welchen sich Karl und sein Sohn eidlich verpflichteten.

Des Papstes einstweilen sicher, schritt Karl nun zum endlichen Abschlusse des Geschäfts mit den Kurfürsten. Es war, wie Trittenheim sich ausdrückt, ein förmliches Feilschen und Markten. Zu Rense am Rhein versammelte er die Wähler um Pfingsten 1376. Hier kam es noch zu lebhaften Erörterungen; namentlich wurden, wie eine alte Aufzeichnung sagt, Trier und Köln „etwas stößig“ mit dem

Kaiser. Doch fand sich bald ein allerseits befriedigendes Abkommen, und man einigte sich nun über eine bestimmte taugliche Person, die dem Kaiser zur Stütze und dem erschütterten Reiche zum Hort dienen solle. Diese Person sollte dann zu Frankfurt feierlich gewählt und öffentlich verkündigt werden.[5])

Am 10. Juni wurde diese Förmlichkeit zu Frankfurt wirklich vollzogen. Nochmals wurde hierbei über die nothwendigen Eigenschaften des zu Wählenden berathen. Man fand, daß man einen erlauchten, jungen, katholischen, mächtigen und durch hohe Tugenden ausgezeichneten Prinzen wählen müsse. Dann ward abgestimmt, und als taugliche Person ging mit Stimmeneinhelligkeit aus der Wahl hervor der funfzehnjährige Wenzel von Böhmen, des Kaisers Sohn, den man den Faulen nennt und der 24 Jahre später, nachdem er das Reich in immer tiefere Noth hatte versinken lassen, von den vier rheinischen Kurfürsten als vollkommen untauglich wieder abgesetzt wurde. Wenzel that erst, als wolle er sich entschuldigen, dann aber ließ er sich durch die Bitten und Gründe der Kurfürsten zur Annahme der Wahl bewegen.[6])

Vor der Handlung hatten die Kurfürsten in der vorgeschriebenen Messe den Heiligen Geist um Erleuchtung angefleht; ob sie auch den in der Goldenen Bulle verordneten Eid geleistet haben, ist bei der Mangelhaftigkeit der noch vorhandenen Wahlacten nicht zu erkennen. Möglich, daß sie von dem Schwure in der dort gegebenen Formel sich aus dem Grunde dispensirt haben, weil eine Königswahl, die nicht für den erledigten Thron geschieht, überhaupt als außerhalb der Goldenen Bulle gelegen aufgefaßt werden könnte. Dann lastet auf ihnen zwar immerhin die Schuld einer groben Pflichtverletzung, aber doch nicht die Schmach eines Meineids in allen Formen. Gewiß aber ist, daß die

Goldene Bulle im gegenwärtigen Falle das Reich nicht vor einer bezahlten Königswahl bewahrt hat.

Die Kurfürsten waren, als sie zur Wahl schritten, mit sehr beträchtlichen Summen in „Geding, Lohn und Miethe" des Kaisers. Nach dem Bericht mehrerer Chronisten hatte Karl jedem einzelnen 100000 Gulden versprochen, und ohne Zweifel war es nur der Betrag des Geldes selbst, oder die Sicherheit für dasselbe, was zu Rense etliche unter ihnen gegen den Kaiser „stößig" machte. Da Karl eine halbe Million nicht baar zu zahlen vermochte, so mußte er zu Verpfändungen greifen, und es war das Reich selbst, das aus seinem Mark und Blut zur empfindlichen Schwächung seines Kronvermögens die Erhebung eines unfähigen Prinzen zu bestreiten hatte, dessen Haus zur thatsächlichen Erblichkeit anstrebte. Zölle und Gefälle, Reichsstädte und Reichsburgen wurden als Pfand gegeben, oder vielmehr, da die Auslösung unterblieb, thatsächlich vollkommen veräußert. Solche Veräußerungen lagen überhaupt in Karl's Gewohnheit, und ihre alle Grenzen überschreitende Ausdehnung war es auch, was eine mächtige Verbindung, den sogenannten großen Bund der schwäbischen Städte, denen es vor einem ähnlichen Schicksal bange war, gegen ihn hervorrief. So kam als Preis für die Wahlstimme der Zoll von Oberlahnstein an Mainz, der von Andernach an Köln, der von Boppard an Trier und der von Oppenheim an die Pfalz, die gleichnamigen Städte mit inbegriffen. Ferner erhielt Trier Oberwesel, Cochem, Prüm, Münster-Meinfeld, die Vogtei Hirzenach und anderes; Kurpfalz erwarb noch außer dem Rechte der ersten Bitte in den Sprengeln von Worms und Speier die beiden Ingelheim, Odernheim, Kaiserslautern u. s. w. [7])

Daß diese Königswahl sammt ihrem Preise die fortschreitende Verarmung der Kaiserkrone sehr wesentlich ge-

fördert hat, ist eine Thatsache, die sich sehr bald zu Tage legte. [8]) Sogar die mit Zöllen gesättigten Kurfürsten selbst begriffen ganz das Verderbliche, das in solchen Verschleuderungen lag. Sogleich nach Wenzel's Regierungsantritt haben sie ihm, ohne übrigens die eigene Beute herauszugeben, das Versprechen abgenöthigt, keine weitern Zölle zu vergeben. Oder dachten sie vielleicht hierbei an weitere Königswahlen?

Um aber auch der politischen Stellung des Kaiserthums noch eine neue Wunde zu schlagen, so kam Karl unmittelbar nach der Wahl seines Sohnes beim Papste um die Bestätigung derselben ein, ein Schritt, der nach den Beschlüssen von Rense gegen die Ehre des Reichs lief und als Majestätsbeleidigung an Leib und Gut hätte bestraft werden müssen. Doch Karl widersprach hierin wenigstens sich selbst nicht, und auch bei den Kurfürsten waren jene Beschlüsse vergessen. Das Papstthum von Avignon, das gegen Deutschland um so übermüthiger auftrat, je schmachvoller es selbst sich vor dem französischen Despotismus beugte, säumte nicht auch diese Gelegenheit auszubeuten. Erst beanstandete man die allzu große Jugend des Gewählten; dann handelte es sich um die Erfüllung oder Uebernahme derjenigen eidlichen Verpflichtungen, welche Karl bei seiner eigenen Erhebung zum Nachtheil des Reichs gegen den päpstlichen Stuhl eingegangen war. Auch ward es dem Kaiser nicht erspart, den Papst noch durch ein besonderes Gelddarlehn für sich gewinnen zu müssen. Erst Urban VI. bestätigte Wenzel's Wahl, und dieser stand denn dafür nun auch im Schisma auf Urban's Seite gegen den Gegenpapst. [9])

III.

Ein trauriges Jahrhundert ging seit Wenzel's Wahl über die Krone des Deutschen Reichs hinweg. Verarmt, ohne Macht und Ansehen im eigenen Lande wie nach außen, von Bruchtheilen des Kurfürstencollegiums bald ertheilt, bald wieder zurückgenommen, ihren Träger in Schwierigkeiten und selbst in empfindliche Verluste verwickelnd, hörte sie bald auf ein wünschenswerther Besitz zu sein, und als Sigismund, der letzte Luxemburger, gestorben war, wurde Albrecht von Oesterreich zu einer Würde erhoben, um die fast kein Fürst mehr sich bemühte und die er selbst nicht nachgesucht hatte. Als nach Albrecht's kurzer, dem Reiche unfruchtbarer Regierung eine neue Wahl ausgeschrieben wurde, erklärten sich die böhmische und die brandenburgische Stimme für Landgraf Ludwig den Friedsamen von Hessen, eine Ehre, die der kluge und bescheidene Fürst in richtiger Würdigung seiner Kräfte ablehnte, um nicht sein Land mit Opfern zu beladen, die dem Reiche doch nichts genutzt haben würden. [10]) Statt seiner nahm, obwol nach langem Zögern und Bedenken, Friedrich von Steiermark die nun zur Einstimmigkeit ausschlagende Königswahl an, ein Fürst, an Landesbesitz nicht reicher als der Landgraf und an persönlicher Befähigung weit hinter ihm.

Alles Elend, das auf der Geschichte eines Regenten lasten kann, vereinigte sich in Friedrich's III. mehr als funfzigjähriger Regierung: im Reiche Fehde und Blutvergießen ohne Unterlaß, Auflösung in lauter Particularinteressen, trotzige Verachtung der obersten Gewalt und Attentate zur Absetzung des ohnmächtigen Kaisers; in den Erblanden Empörung und Verhöhnung durch die eigenen Unterthanen und Drangsale von Ungarn und Türken; endlich Rom gegenüber die Aufopferung der germanischen

Kirchenfreiheiten durch Schwäche und Bestechung. Es gehörte Friedrich's stumpfe Gleichgültigkeit dazu, um nicht einem Reiche, das ihm nicht einmal 4000 Mann gegen die Türken zusammenbringen mochte, die werthlose Krone zurückzugeben, wenn es nicht etwa in den Sternen geschrieben stand, daß dieselbe aus seinen Händen auf die Nachkommen übergehen sollte, um in einer spätern, damals noch kaum vorauszusehenden Zeit dem Hause Oesterreich nutzbarer zu werden.

Die Vermählung seines Sohnes Max mit der burgundischen Prinzessin, ein Glück, dem der Kaiser selbst fast schon die Thür gewiesen hatte, bahnte den anfangs freilich noch recht rauhen Weg zu der Größe des Hauses. Max, seinem Vater so unähnlich an Sinn und Neigung und darum auch lange Zeit nicht der Sohn nach dessen Herzen, weil er Aufwand und Abenteuer liebte, war einst dem Kaiser zum künftigen Nachfolger empfohlen worden, dessen Wahl zum Römischen König schon jetzt zu erwirken räthlich sei. „Wir kennen unsern Sohn besser", hatte Friedrich damals zur ablehnenden Antwort gegeben, „und wissen, daß er für die Geschäfte nicht taugt." Mochten nun diese Worte im Ernste gemeint sein, oder sollten sie nur dem Sohne eine Bürde fern halten, die auch stärkere Schultern niederzudrücken vermochte, gewiß ist, daß Friedrich später unter veränderten Umständen ganz anders gesprochen hat. Als Matthias Corvinus mit seinen räuberischen Ungarn fast das ganze Erzherzogthum überzogen und selbst Wien genommen hatte, während der landflüchtige Kaiser unstet und hülfesuchend von einer Stadt zur andern im Reiche umherirrte, waren bereits die Blicke aller auf den mannhaften Max gerichtet, dem es als Vormund seines Sohnes soeben gelungen war, nach schwerer Bekämpfung der flandrischen und französischen Waffen endlich Ordnung zu schaffen und den

widerspenstigen Unterthanen einen günstigen Vertrag abzunöthigen. Friedrich entschloß sich, seinen Sohn zum Römischen König vorzuschlagen.

Mit den Kurfürsten von Köln und von der Pfalz nahm der Kaiser persönlich Rücksprache, in Mainz, Trier, Sachsen und Brandenburg warben für ihn Graf Hugo von Werdenberg, kaiserlicher Geheimrath, und Johann Vitasius, vormals Erzbischof von Gran, jetzt zu Salzburg, ein Todfeind des Königs Matthias von Ungarn. Nach diesen Vorbereitungen lud Friedrich die Kurfürsten zu einem Tag nach Würzburg, der aber sofort nach Frankfurt verlegt ward. In dem Ausschreiben war der Grund der Berufung nicht näher bezeichnet; es hieß nur ganz allgemein: „in etlichen des Heiligen Römischen Reichs Geschäften." Zu Frankfurt erfolgte nun die Proposition, die wesentlich darauf hinauslief, dem siebzigjährigen Kaiser eine befreundete Stütze zu geben und das von Ungarn und Türken bedrängte Reich nicht den Gefahren eines Interregnums auszusetzen. Auch hier wurde, um nicht in nackten Worten der Wahl förmlich vorzugreifen, der Name Maximilian's nicht genannt; die Aufzählung der innern und äußern Eigenschaften aber, die der zu Wählende haben sollte, war derart, daß sie nur eine Umschreibung seines Namens bildete. Nach kurzer Berathung lud Berthold von Mainz als Reichserzkanzler die anwesenden fünf Mitkurfürsten schon auf den dritten Tag zum Wahlact in die Bartholomäuskirche. Wladislaw von Böhmen war weder bei der Berathung anwesend, noch wurde er zu der Wahl erfordert, weil er es mit Matthias Corvinus hielt und folglich Widerspruch befürchten ließ. Am 16. Febr. 1486 wurde Maximilian einstimmig gewählt.[11]) Wladislaw beschwerte sich über seine Uebergehung, drohte sogar mit feindlichem Einfall und erkannte Maximilian nicht eher an, als bis die Kurfürsten sich reversirten,

daß Aehnliches nicht wieder geschehen solle. Man fügte die Entschuldigung hinzu, die Wahl zu Frankfurt sei nicht das Werk einer planmäßigen Ueberlegung, sondern vom Drange der Umstände geboten gewesen.[12])

Der „Oesterreichische Ehrenspiegel" berichtet, bei der Verkündigung der Wahl habe Kaiser Friedrich Thränen vergossen, und will es dahingestellt sein lassen, ob es Thränen der Freude oder der Betrübniß gewesen. Wir dürfen diesen Erguß der kaiserlichen Gefühle bei einem Acte, dessen Erfolg ein vorhergesehener war, unbekrittelt lassen, erkennen auch an, daß die Wahl unter den gegebenen Verhältnissen als eine gebotene und in Hinsicht auf die Person des Gewählten, von dem man damals noch das Beste hoffen durfte, als eine zweckmäßige erscheinen kann; aber für unsern besondern Gesichtspunkt bleibt uns hier noch die eine Frage zu beantworten, ob denn diese Wahl eine im Sinne der Goldenen Bulle auch insofern fehlerfreie war, als sie ohne Lohn und Verheißung geschah.

Fast sollte es scheinen, als sei im gegenwärtigen Falle Bestechung ebenso unnöthig als unmöglich gewesen. War nicht Max durch sich selbst und durch die Noth genug empfohlen? Und woher sollten überdies die Mittel zur Bestechung genommen werden? Die Hülfsquellen der Krone waren nahezu versiegt, der vertriebene Kaiser in seinen Erblanden jetzt noch weit ärmer als vor zwölf Jahren, wo ihm die Schmiede zu Augsburg wegen einer Schuld von nicht ganz 7000 Gulden, die er nicht zahlen konnte, Pferde und Reisegeräthe in Beschlag nahmen und Köln für die Zehrungskosten einstand; in den Niederlanden aber murrten die Unzufriedenen schon über jeden Pfennig, den Max auf einen deutschen Diener verwandte. Auch erwähnen die Geschichtschreiber nichts von unerlaubten Antrieben, am wenigsten die österreichischen. Albert Kranz stellt sogar mit

ausdrücklichen Worten Maximilian's Wahl an Ruhm darum über die des Königs Wenzel, weil bei dieser letztern Karl IV. Himmel und Erde bewegt habe, um sie durchzusetzen, bei jener aber Kaiser Friedrich seine Zustimmung gewissermaßen sich erst habe abnöthigen lassen.

Aber ein tieferes Eingehen in die geschichtlichen Quellen thut dennoch dar, daß Maximilian's Wahl keine unbezahlte gewesen ist. Bei einigen der Kurfürsten liegen uns die Beweise im einzelnen deutlich vor, bei andern sind sie vielleicht noch aus den Archiven weiter zu erbringen.

Als einige Decennien später Karl's V. Erhebung betrieben wurde, fand man zu Köln die dem dortigen Kurfürsten gebotene Summe nicht hoch genug und wies darauf zurück, daß bei Maximilian's Wahl allein die kurfürstlichen Diener so viel bekommen hätten, als man jetzt dem Herrn selbst anbiete. [13]) Es liegt ferner vor, daß dem Kurfürsten von Köln in einer Anzahl von Sprengeln die Ausübung des Rechts der ersten Bitte überlassen wurde. [14])

Kurfürst Ernst von Sachsen, dessen angestrengter Thätigkeit Spalatin ganz vornehmlich den Erfolg der österreichischen Bewerbung zuschreibt, erhielt noch bei der Wahlversammlung selbst die längstgewünschte Sammtbelehnung für sein Haus und die Bestätigung seiner Privilegien. [15]) Auch stellte ihm Maximilian sogleich einen Bestätigungsbrief für die Anwartschaft auf Jülich und Berg aus, den er später als Kaiser auf seinem ersten Reichstage erneuerte. [16])

Dem Erzbischof von Mainz verzichtete der Neugewählte für sich und alle seine Nachfolger im Reiche auf alle kaiserlichen, noch kurz vorher von Friedrich selbst in Anspruch genommenen Rechte auf die Stadt Mainz. Er erklärte, sich überzeugt zu haben, daß dieselbe von jeher eine erzbischöfliche Stadt gewesen sei und niemals dem Reiche unmittelbar angehört habe. [17]) Jedenfalls eine unbefugte

Handlung für einen Römischen König, der noch gar nicht zu regieren oder über Reichssachen zu entscheiden hatte. Unter den Gründen zu jener Verzichtleistung werden auch die „treufleißigen“ Dienste des Kurfürsten hervorgehoben. Worin konnten diese bis dahin bestanden haben?

Auf seinem ersten Reichstage zu Worms rechnete Maximilian auch den Kurfürsten Philipp von der Pfalz unter diejenigen, „so Uns und dem heiligen Reich von Anbeginnen mit sundern gutwilligen Diensten gedienet haben“, und verzichtete zu dessen Gunsten auf die Wiedereinlösung der zahlreichen pfälzischen Reichspfandschaften im Elsaß, am Rhein, am Neckar und in Baiern; denn er hielt dafür, daß dieses andern dazu dienen würde, ein „Ebenbild“ zu nehmen, und „daß auch Aufnehmen löblichs Ansehns und Zierde Unser Majestät und des heiligen Reichs für ein Stück nicht paß gemehrt mag werden, dann daß die nächsten und fürnehmsten Glieder, so die Bürd und Sorgfältigkeit des heiligen Reichs mit Uns tragen, in Ehren, Würden, Gut und Vermögen aufzuwachsen durch Uns gefördert und aus dem Corpus des heiligen Reiches denselben etwas mitgetheilet werde“. [18])

Zwar läßt sich bei den andern Kurfürsten nicht mit derselben Bestimmtheit wie bei Köln nachweisen, daß die erwähnten ihnen gemachten Verwilligungen zunächst der Kaufpreis für ihre Stimmen gewesen seien; daß aber auch sie jedenfalls ihren Kaufpreis hatten, erhebt sich über allen Zweifel, wenn wir die eigenmächtige Verstümmelung beachten, die an der gesetzlichen Eidesformel begangen wurde. Das Wahlprotokoll weist aus, daß die Kurfürsten diejenige Stelle des Eides, wo sie zu schwören hatten, „ohn' alle Geding, Sold, Lohn oder Verheiß nach dem Glauben oder Treue, damit sie Gott und dem Heiligen Römischen Reiche verbunden seien“, ihre Stimme zu geben, gänzlich aus-

gelassen haben.[19]) Wie erklärt sich diese Auslassung anders als dadurch, daß dasjenige, dessen Nichtvorhandensein sie beschwören sollten, wirklich vorhanden war? Und zwar bei allen, oder wenigstens bei der Mehrzahl; denn um eines bestochenen einzelnen willen würde eine unbestochene Mehrheit die Abänderung der Formel nicht zugelassen haben. Etwas aber ist es, was wir auch hier noch immer anerkennen müssen: haben die Kurfürsten sich nicht gescheut, durch die Annahme größerer oder geringerer Vortheile Gesetz und Pflicht zu verletzen, so haben sie sich doch wenigstens geschämt, an heiliger Stätte und in feierlicher Versammlung einen förmlichen Meineid zu begehen.

IV.

Es waren 27 Jahre seit jener Königswahl und 20 nach Maximilian's wirklichem Regierungsantritt verflossen, als er selbst begann zu überlegen, was zu thun sei, um seinem Hause die Nachfolge zu sichern. Eine wilde, wechselvolle Zeit lag hinter ihm, und noch immer war der europäischen Verwirrung kein Ende abzusehen. Mit Franzosen und Venetianern, mit dem Papste und mit England war der Kaiser abwechselnd im Bunde und im Kampf gewesen. Wer gestern Freund war, war heute Feind; man schlug sich, man vertrug sich, man gruppirte sich anders, um von neuem zu conspiriren oder dreinzuschlagen. Maximilian, obgleich weniger dem Trug ergeben als die andern, hat doch ebenfalls seine Stellungen mehrmals gewechselt. Um diejenige Zeit, von der wir reden, zog er in englischer Kriegsbestallung nach den Niederlanden, um die Franzosen, die noch im vorigen Jahre seine Verbündeten gewesen waren, aus der Picardie zu treiben. Kaiser Adolf von Nassau war einst mit deshalb abgesetzt worden, weil er von

dem geringern England gegen Frankreich Sold genommen; Maximilian aber dachte jetzt bei gleichem Verhältniß so wenig an eine Erniedrigung seiner Würde, daß er sogar mitten in demselben mit Planen zur Erwerbung der Krone für seine Nachkommen umging. Es war im Jahre 1513. Gern hätte Max auch den Pfalzgrafen Friedrich, des Kurfürsten Ludwig Bruder, unter seine Heerführer gezählt und lud ihn deshalb auf der Reise zu sich. Friedrich kam und lehnte zwar die angetragene Stelle ab, begleitete aber den Kaiser bis nach Wesel. Hier schien eines Tages Maximilian ihn und die andern Anwesenden beim Tischgespräche ausforschen zu wollen, was sie über seinen Enkel Karl und dessen etwaige Aussichten auf die Kaiserwürde dächten. Er selbst sei nun alt, sagte er, und dem Tode nahe, habe auch das Vermögen Oesterreichs im Dienste des Reichs so angegriffen, daß er darüber fast arm geworden; darum möge er gern sehen, daß man bedacht wäre, einen Römischen König und Kaiser zu wählen, der sich besser halten und so große Unkosten ertragen könne. Der Pfalzgraf suchte dem Kaiser die Todesgedanken auszureden; dieser aber kam auf seinen Satz zurück und fuhr dann fort: „Lieber! was wollt Ihr doch für einen unter den teutschen Fürsten wählen, der da wird wollen oder können von seinen Gütern die Reichsunkosten ertragen? Dieweil doch, wie Ihr wisset, vom Reich ganz und gar keine Ergetzung geschieht. Ich für meine Person weiß in Wahrheit keinen, als vielleicht Herzog Friedrichen, den Kurfürsten zu Sachsen, oder Herzog Wilhelmen zu Baiern. — Darauf fiel von Pfalzgraf Friedrichen, als der da wohl verstand, wohin diese Rede ging, eine solche Antwort: So weiß ich aber einen, der dessen werth ist und auch wohl was Großes zu ertragen kann auf sich nehmen. — Wer ist es denn? sagte der Kaiser, wer ist es denn? wer ist es denn? Wie er dann seine Wort

solchergestalt pflegte zu wiederholen, wann er etwas eigentlich wissen wollte. — Da sprach der Pfalzgrafe: Erzherzog Karl ist's, König Philippus lobwürdiger Sohn, Ew. Kaiserlichen Majestät Enkel, genugsam würdig, daß ihme nicht nur dieß teutsche Reich, welches man sonst das römische nennet, sondern auch der ganzen Welt Herrschaft könnte vertraut werden. — Und darauf wollte er noch mehr zu Erzherzog Karlens Ehren gedenken, aber der Kaiser sahe ihn ziemlich hart und unfreundlich an, also daß ihm die Adern am Halse aufliefen, und begegnete ihm wieder mit dieser Rede: Nu verspüre ich's genugsam, daß Ihr weder mir, noch meinem Enkel Karlen oder unserm Hause Gutes gönnet, sondern wolltet viel lieber, daß es gar zu Trümmern ginge, woferne es anders Euer Ernst ist, was Ihr geredet habt. Denn was wollet Ihr viel dazu rathen, daß meines Sohnes Sohn eine solche Bürde soll auf sich nehmen, darunter ich fast bin liegen blieben, auch meine Vorfahren um das Ihrige kommen seyn und ihr fürstlich Haus mit solchen Schulden haben beschwert, daß fast nicht Hoffnung ist, wieder daraus zu kommen. Man achtet die kaiserliche Hoheit für eine große Herrlichkeit, die doch nicht den Schatten hat eines Reichs und gar keinen Nutz trägt. Wer will sich denn nu darnach sehnen, wann man nichts davon haben kann oder solchen Stand recht führen und derwegen eher der Leute Spott, als besondere Ehre davon zu gewarten hat? Was meint Ihr wohl, wann meine Vorfahren und ich wären vergnügt gewesen mit unsern väterlichen Erbgütern und hätten lieber auf was anders uns begeben, als auf dieses kaiserliche vergängliche Thun, — sollten wir nicht an Reichthum und Landen weit besser stehen? Was meint Ihr wohl daß uns gekostet habe der Krieg, den wir ohnlangsten wegen des Reichs und sonderlich wider die Venediger haben geführt? Und damit wir

anderer Sachen geschweigen, wer hat uns doch einen Heller wiedererstattet? — Indem nu der Kaiser gleich als mit großem Unwillen dieses vorbrachte, schwiege Pfalzgrafe Friedrich nur stille, sintemal er wohl vermarkte, daß es dem Kaiser nicht darum zu thun wäre, daß er Erzherzog Karlen durchaus nicht zum Kaiserthum befördert wissen wollte, sondern daß er befand, wie Pfalzgrafe Friedrich gemerkt hätte, womit er, der Kaiser, umginge. Denn Kaiser Maximilianus jederzeit dafür hielte, seine Anschläge wären verrathen, wann ein Anderer mit ihme über einen Handel gleicher Meinung war. — Nach vollendeter Mahlzeit kamen etliche fürnehme Herren zum Pfalzgrafen, die hießen ihn gutes Muths sein und daß er sich nicht groß sollte kehren an des Kaisers Unwillen, denn er denselben mit Worten gestillet und sich gelegt zu haben in Kürze erfahren würde. Wie denn auch folgends ist geschehen."

So weit Hubert Thomas aus Lüttich, der Secretär und Biograph des Pfalzgrafen.[20]) Max zog von Wesel nach den Niederlanden, ließ bei Guinegate noch einmal, wie vor 34 Jahren, die Franzosen die Schärfe seines Schwertes fühlen, sah aber noch vor dem Ende desselben Jahres durch einen Separatfrieden, den Ferdinand von Aragon mit Frankreich schloß, den gemeinschaftlichen Enkel Karl zum Bräutigam der französischen Prinzessin Renata bestimmt.

Ganz besonders war es das Verhältniß zu Frankreich, das sich für die Habsburger von Tag zu Tag mehr verwirrte und verschlimmerte. Zwei Jahre später entriß der ruhm- und thatenbegierige Franz I. Mailand dem Reiche und bedrohte Neapel. Max, der zur Rettung nach Italien zog, mußte, weil die nach Sold schreienden Schweizer dem geldarmen Kaiser den Dienst kündigten, beschämt heimkehren. Als nun Ferdinand's des Katholischen Tod (1516) den Herrn der Niederlande und Erben Oesterreichs auch auf den spanischen

und neapolitanischen Thron berief, war der Moment gekommen, der die Unvermeidlichkeit eines frühern oder spätern Bruchs über allen Zweifel stellen mußte. Zwar schloß Karl, durch mannichfache Schwierigkeiten bei seinem Regierungsantritt auf Frankreichs augenblickliche Freundschaft hingewiesen, ohne Maximilian's Wissen den sogenannten Ewigen Vertrag von Noyon ab, der insbesondere die obwaltenden Länderstreitigkeiten durch eine Heirathsstiftung beseitigen sollte. [21]) Karl ward durch denselben der Verlobte der einjährigen Luise, Franzens Tochter, seiner dritten französischen Braut seit seinem vierten Lebensjahre, welcher, als das Kind bald hernach starb, nach etlichen Jahren auch noch die vierte folgte. Aber kein Freundschaftsvertrag, kein Verlöbniß, kein gemeinschaftliches Eroberungsproject, wie der geheime Vertrag von Cambray, der aus ober- und mittelitalischen Ländern ein habsburgisches Königreich Italien und ein französisches Königreich Lombardien schaffen sollte [22]), selbst, wie die Folge gelehrt hat, kein Friede nach langem und blutigem Waffenkampf vermochte die Kluft auszufüllen, die hinfort Frankreich von Habsburg trennte. Die Machtstellung der beiden Monarchien, die geographische Lage der Länder, die Persönlichkeit der Regenten, die Verwickelung der gegenseitigen Forderungen machten einen Kampf um Leben und Tod unvermeidlich, und über die Natur und Nothwendigkeit eines solchen Kampfes hat man sich auch gleich anfangs auf beiden Seiten nicht getäuscht. In diesem Kampfe aber mußte auch die verblichene Kaiserkrone wieder etwas werth sein, und wäre dies auch nur darum gewesen, weil sie bei etwaigem Gleichgewichte der streitenden Kräfte den Ausschlag auf die Seite ihres Trägers ziehen konnte; sie war es aber auch schon deshalb, weil Deutschland ein Hauptmarkt für Werbsoldaten war, welchen zu öffnen und zu schließen doch am ersten in des Kaisers Hand lag.

Kaum hat der Vertrag von Cambray, in dessen geheimen Artikeln Franz I. sich mit dem Kaiser und dessen Enkel Karl zur gemeinschaftlichen Beraubung der Venetianer und Florentiner verband, seine Ratification erhalten, so finden wir Karl, während er sich in den Niederlanden zur Abreise nach Spanien rüstet, im Briefwechsel mit dem Großvater wegen der Vorkehrungen, die schon jetzt gemacht werden sollen, um die Königswahl auf ihn zu lenken. [23]) Karl ist davon unterrichtet, daß bereits mächtige Anstrengungen geschehen, um für einen andern zu werben; er will darum alle Mittel aufbieten, um zum Ziele zu kommen; etliche Kurfürsten und Fürsten haben sich von selbst erboten, ihn zu unterstützen. Zur Betreibung der Sache sendet er eine Anweisung von 100000 rheinischen Goldgulden auf das Haus Fugger, — vielleicht gedeckt mit demselben Gelde, das er soeben bei Heinrich VIII. von England darlehnsweise aufgenommen hatte [24]), — und bittet den Kaiser, mit seinen Räthen zu überlegen, wie Kurfürsten und Fürsten zu gewinnen seien. Außer den einmaligen Verehrungen, die aus der genannten Summe nach Ermessen zugesichert und nach geschehener Wahl vollzogen werden sollen, ist Karl erbötig, jedem der drei Erzbischöfe 3000 Goldgulden jährlich auf spanische Beneficien, den drei weltlichen Kurfürsten aber je 2000 an jährlicher Pension anzuweisen; für verschiedene Bischöfe und fürstliche Räthe werden geringere Beträge in Aussicht gestellt; beim Kurfürsten von Sachsen, bei Herzog Wilhem von Baiern und Markgraf Kasimir von Brandenburg soll nachgeforscht werden, ob sie wol geneigt seien, das Goldene Vlies anzunehmen.

Als Beweggrund für seine Bewerbung führt Karl dem Großvater die Erwägung an, daß die Kaiserwürde ihm die beste Bürgschaft für die Sicherheit alles habsburgischen Besitzes in und außer Deutschland gegen

äußern Angriff biete, während dieselbe in anderer Hand — es kann wol nur die französische gemeint sein — die gesammten Erbstaaten in die Gefahr des vollständigsten Verderbens bringen könnte.[25]) In dieser Auffassung der Sache vom rein dynastischen Standpunkte aus traf Karl ganz mit Maximilian's Ansichten zusammen.[26])

Die von Karl beabsichtigten Anerbietungen konnten indessen nicht ausreichen, sobald ein Mitbewerber gegenüberstand, der mehr bot und rascher zahlte. Und ein solcher war wirklich bereits in der Person des eigenen künftigen Schwiegervaters aufgetreten. Bei Brandenburg suchte Franz I. schon frühzeitig dadurch sich einen Fuß zu gewinnen, daß er die Hand Renata's dem dortigen Kurprinzen anbot (Sommer 1517).[27]) Zwar schien Franz als Ausländer zu seiner Bewerbung um die höchste Würde im Reiche wenig berufen, — das hat ihm Karl auch einmal zu verstehen gegeben, — doch warum sollte er nicht kaufen, was feil war, was ihm nutzen konnte und was andere Ausländer längst vor ihm theils wirklich besessen, theils wenigstens angestrebt hatten? Und außerdem war er ja doch auch durch zwei seiner Länder dem Reiche gewissermaßen verwandt, durch Mailand und durch Arelat.

Noch lagen Karl's angewiesene Gelder in Erwartung des Reichstags, auf welchem die Bearbeitung der Kurfürsten geschehen sollte, ungebraucht oder arbeiteten im Dienste der augsburger Wechselherren, als die französischen Agenten schon überall warben und aus voller Hand spendeten. Zähigkeit, schrieb Max dem ungeduldig drängenden Enkel, führe hier nicht zum Ziele, und seine vieljährige Mühe um die Größe des Hauses werde verloren sein, wenn Courteville, Karl's Geschäftsträger, auf dem eigenen oder anbefohlenen Eigensinn beharre, erst dann Geld herauszugeben, wenn die Sache schon sicher stehe; hier müsse man etwas

wagen, und schon ehe es zum eigentlichen Treffen komme, sich freigebig zeigen, sonst würde man dem französischen baaren Gelde mehr glauben als den guten Verheißungen der Oesterreicher.[28]) Karl sah die Richtigkeit dieser Vorstellung ein, und Graf Hoyer von Mansfeld, sein ergebener Diener, erhielt die Weisung, sich nach Augsburg auf den soeben sich versammelnden Reichstag zu begeben und von Courteville's Baarschaft den geeigneten Gebrauch zu machen.[29])

Aber schon war es bei manchem fast zu spät. Ganz besonders neigte sich der Kurfürst Ludwig von der Pfalz auf die französische Seite. Sein Vater hatte vor vielen Jahren sich verführen lassen, von Karl VIII. ein Jahrgeld von 12000 Livres anzunehmen; das pfälzische Haus war hierdurch in eine schiefe Stellung zum Kaiser gekommen und von diesem dafür in dem landshuter Erbfolgekriege durch empfindliche Verluste gezüchtigt worden.[30]) Unter diesen Verlusten waren auch die der Pfandschaften Hagenau und Ortenau, auf deren Einlösung Maximilian selbst in Anerkennung der pfälzischen guten Dienste einst verzichtet hatte und die jetzt wieder durch Waffengewalt in des Kaisers Besitz waren. Das französische Jahrgeld war zwar seit Ludwig XII. nicht mehr ausgezahlt worden; jetzt aber bot Franz für die Freundschaft des Kurfürsten nicht nur vollständige Nachzahlung, sondern verhieß auch, der Pfalz zum Ersatze für die neuerlich erlittenen Gebietsverluste zu verhelfen.[31])

Ludwig war entschlossen, den augsburger Reichstag, wo, wie ihm wohl bekannt war, für Karl's Wahl gewirkt werden sollte, nicht zu besuchen. Doch war sein jüngerer Bruder Friedrich, der die Oberpfalz verwaltete, dort erschienen. Dieser Friedrich war derselbe, mit welchem Max vor einigen Jahren zu Wesel jene merkwürdige Unterredung wegen

derjenigen Wahl, die eben jetzt im Werke war, gehabt hatte. Seitdem hatte Friedrich eine Zeit lang am niederländischen Hofe gelebt, war aber von Karl wegen einer Liebschaft mit dessen Schwester Eleonore, der nachmaligen Königin von Portugal, in Ungnaden entlassen worden. Jetzt waren seine Dienste wieder wünschenswerth. Kaiser Max empfängt den Eingeladenen gnädig, begrüßt ihn in seiner Eigenschaft als Ritter des Goldenen Vließes mit dem Brudernamen und läßt dann durch seinen Secretär, Hans Renner, weiter mit ihm reden. Der Kaiser sehe nun doch ein, so lautete die Mittheilung, daß Friedrich zu Wesel nicht ganz unrecht gehabt habe. Zwar stehe es noch immer richtig, daß die Kaiserwürde nur ein leerer Titel und dazu eine schwere Bürde sei; aber es sei doch auch wiederum Pflicht, nach dem Beispiel eines Marcus Curtius, eines Kodrus oder Decius für das Vaterland selbst Leib und Leben einzusetzen, und jetzt insbesondere, wo der Franzose Deutschland vielleicht mit Dienstbarkeit bedrohe, halte er es für geboten, seinen Enkel als den einzig möglichen unter den deutschen Fürsten in die Wahl zu bringen, da jeder andere seines Unvermögens wegen dem Reiche mehr eine Schande als eine Ehre sein würde. [32])

Nach so gnädigem Empfange eilt Pfalzgraf Friedrich nach Heidelberg zum Bruder, warnt vor französischer Unzuverlässigkeit, versichert, daß Oesterreich sein undankbares Benehmen gegen die Pfalz bereue, und bringt den Kurfürsten, über den er fast alles vermochte, dahin, ihm nach Augsburg zu folgen. Auch diesem gewährte Max die ehrenvollste Aufnahme, und die Verhandlungen mit ihm führten trotz aller Gegenwirkungen Frankreichs zum erwünschten Ziele. [33])

Schon am 20. Aug. 1518, nachdem inzwischen Ermächtigung zu ausgedehnter Bewilligung aus Spanien ein=

getroffen war [34]), schloß der Kaiser mit den pfälzischen Brüdern einen förmlichen Vertrag wegen der Wahl ab. Außer der Bestätigung sämmtlicher pfälzischer Rechte und Vorrechte versprach er eine Entschädigung von 100000 Goldgulden für die Landvogteien von Hagenau und Ortenau, 6000 Goldgulden Jahrgeld auf Lebenszeit für den Kurfürsten Ludwig, Schutz und Schadloshaltung wegen einer auf 12000 Gulden gestellten Forderung rheinischer Kaufleute, deren Waarenzüge auf pfälzischem Geleitsboden von Franz von Sickingen ausgeplündert worden waren, ferner einen neuen, sehr einträglichen Zoll, den sogenannten Güldnen Zoll, und verschiedenes andere von minderm Belange. Dafür sollte Kurfürst Ludwig den König Karl zum römischen König erwählen und annehmen. [35]) Pfalzgraf Friedrich sollte erhalten: 6665 Gulden auf eine ältere Schuld, 20000 Dukaten für seine Dienste und 5000 Gulden Pension. [36])

In ähnlicher Weise vereinbarte man sich auch mit den meisten der übrigen Kurfürsten. Der von Mainz ließ sich verschreiben: 30000 Gulden, einen goldenen Credenztisch, der des Gebers und des Empfängers würdig wäre, eine lebenslängliche Pension von 10000 rheinischen Gulden unter Garantie von Mecheln und Antwerpen, und die Erwirkung der Würde eines Legatus a latere in Deutschland mit dem Rechte der Beneficienertheilung. [37]) Der Kurfürst von Köln, Hermann von Wied, sollte 20000 Goldgulden unter dem Namen eines freiwilligen Geschenks und 6000 Goldgulden als Jahrgeld auf Lebenszeit erhalten; sein Bruder, Graf Wilhelm von Wied, wurde mit 4000, Graf Wilhelm von Nuenar und der Kanzler mit je 2000 und ein anderer Herr vom Hofe mit 1000 Goldgulden bedacht; lebenslängliche Pensionen wurden auch noch weiter zugesagt, sodaß diese jährlich auf 7600, die einmaligen Gaben aber im ganzen

sich auf 29000 Goldgulden stellten.[38]) Dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg war, wie wir erwähnt haben, eine französische Prinzessin angeboten worden; jetzt schlug er dieselbe aus und ließ sich an deren Stelle Karl's Schwester, die Infantin Katharine, mit der angebotenen Mitgift von 200000 Goldgulden gefallen.[39]) Außerdem wurden ihm noch persönlich für seine Stimme 30000 und eine Rente von 8000 Goldgulden verheißen.[40]) Daß er schon auf dem Reichstage selbst 6700 in baarem Gelde allein für seinen Unterhalt davontrug, ist gleichfalls in den Rechnungen aufgezeichnet. Unter gleichem Namen zog Albrecht von Mainz 4200, und Herzog Georg von Sachsen, der nicht einmal eine Stimme hatte, erhielt, damit er nur nicht hindernd entgegentreten möchte, 6000 Goldgulden.[41]) Im ganzen berechnete Maximilian dasjenige, was Karl zu der bereits durch Courteville gelieferten Summe noch weiter zu senden haben würde, auf 450000 Goldgulden.[42])

Um aber die Gewissen zu beschwichtigen, so machten die Kurfürsten mit dem Kaiser aus, daß dieser kraft seiner Machtvollkommenheit sie bei dem Wahlacte von der Ableistung des Eides in derjenigen Form, die die Goldene Bulle vorschreibt, dispensiren solle. Es ergibt sich dieses aus einer spätern Aeußerung des Grafen Heinrich von Nassau.[43]) Ohne Zweifel war es auf dieselbe Verstümmelung der Eidesformel abgesehen, die wir bereits bei Maximilian's eigener Wahl kennen gelernt haben.

Nachdem man in dieser Weise mit den einzelnen verhandelt und abgeschlossen hatte, gaben am 27. Aug. die Kurfürsten von Mainz, Köln, Pfalz und Brandenburg, sowie die böhmische Vormundschaft, die aus dem Kaiser selbst und dem König von Polen bestand, in geheimer Versammlung die bestimmte Zusage für die Wahl Karl's, als eines Erzherzogs von Oesterreich, zum Römischen König.[44])

Am 1. Sept. stellte dann der Kaiser einen Revers aus, worin er für sich und seinen Enkel versprach, die Kurfürsten, sofern sie dieser Wahl halben vom Papste, vom König von Frankreich oder irgendeinem andern belästigt oder angegriffen werden sollten, zu vertreten, schadlos zu halten, zu schützen und zu schirmen. [45])

Alle diese Verträge, die allgemeinen wie die besondern Verschreibungen, erkannte Karl durch mehrere zu Saragossa ausgestellte Urkunden als auch für ihn verbindlich an. Er verpflichtete sich zugleich auf verschiedene die Reichsregierung betreffende Punkte, welche später in seine Wahlcapitulation übergegangen sind. [46])

Zwei unter den Kurfürsten hatten sich indessen nicht bewegen lassen, dem Vertrage der übrigen beizutreten: Trier und Sachsen. Von Richard von Greiffenclau, dem trierischen Erzbischof, hat man wol geglaubt, er sei im Solde Frankreichs gewesen; seine spätere Haltung aber hat ihn als einen unabhängigen Mann hingestellt, der aus politischen Gründen weder Franz noch Karl wollte und erst im letzten Augenblick, als seine Ansicht nicht durchdrang, dem letztern doch lieber beitrat als dem Franzosen. Zu Augsburg hatte man ihm 25000 Goldgulden nebst 6000 an Pension angeboten. [47]) Friedrich der Weise von Sachsen wollte, ebenfalls aus politischen Gründen, überhaupt keine Königswahl bei Lebzeiten des Kaisers, und weder glänzende Versprechungen (es waren ihm 60000 Goldgulden nebst einem Jahrgehalte von 8000 zugedacht) [48]), noch des Kaisers Bitten, noch auch die Vorstellungen seiner eigenen Freunde und Räthe vermochten ihn von seinem einmal gefaßten Entschlusse abzubringen. Maximilian hat ihn dieses nicht entgelten lassen; nicht nur in Augsburg selbst blieb er ihm freundlich, sondern auch noch auf seinem letzten Krankenlager zu Wels gab er ihm ein Zeichen seiner Achtung. Bei der

Verabschiedung eines sächsischen Abgesandten nahm er sein „roth Schläplein“ vom Haupte und sprach: „Du sollt deinem Herrn, dem Churfürsten zu Sachsen, meinem lieben Oheim, von mir alles gutes und Gnade sagen, dann er hat gehandelt als ein frommer Churfürst.“ [49])

Zu Augsburg schien man überhaupt schon mit der gewonnenen Majorität zufrieden. „Man hat sich viele vergebliche Mühe gegeben“, schrieb Courteville, „den Erzbischof von Trier und den Herzog Friedrich von Sachsen zu gewinnen, die nicht beigetreten sind, und noch immer ist man daran, sie zu bearbeiten; wenn sie aber auf ihrem Eigensinn beharren, so wird die Sache auch ohne sie gehen.“ [50])

Der Wahltag war für den März des nächsten Jahres in Aussicht genommen worden. Bis dahin aber gab es für den Kaiser, wenn er der zu Augsburg erkauften Erfolge wirklich froh werden wollte, noch zwei nicht unerhebliche Hindernisse zu beseitigen. Das eine lag in der zur Hohenstaufenzeit von Clemens IV. ausgesprochenen und seitdem von den Päpsten fortwährend behaupteten Unvereinbarkeit der neapolitanischen Krone mit der kaiserlichen, worauf der jedesmalige König von Neapel bei seiner Investitur dem Papste einen Eid zu leisten hatte; das andere bestand in dem schon zu Augsburg laut gewordenen Bedenken, ob neben dem noch nicht zum Kaiser gekrönten Maximilian ein neuer Römischer König gewählt werden dürfe. Das erste dieser Hindernisse war zu heben entweder durch Karl's Verzichtleistung auf Neapel, die aber freilich in seine weitaussehende Plane nicht passen wollte, oder durch päpstliche Dispensation von dem fraglichen Eide; das zweite verschwand, sobald der Papst darauf einging, die Krönungsinsignien nach Deutschland zu senden und durch seinen

Legaten an dem kränkelnden Kaiser die Ceremonie vollziehen zu lassen.

Beides also lag in der Hand des Papstes, auf dessen freundliche Gesinnung somit alles ankam. Aber Leo, an den man sich sogleich um Abhülfe beider Punkte wandte [51]), zögerte öffentlich und intriguirte heimlich, um die Wahl zu vereiteln. Seine erste Antwort war, er wünsche Karl herzlichst Glück zu der erlangten Aussicht auf das Kaiserthum, werde auch vielleicht aus besonderer Freundschaft und unter angemessenen Bedingungen eine Ausnahme wegen der neapolitanischen Verpflichtungen gestatten, müsse aber zuvor die Sache in nähere Erwägung ziehen. [52]) Durch seinen Legaten, den Cardinal Bibiena, und durch den Nepoten Lorenzo von Medici unterhielt er inzwischen einen steten Verkehr mit Franz, der hiervon für seine Zwecke eine Zeit lang auch das Beste hoffte. Franz wahrte äußerlich die glatte Miene gegen den künftigen Eidam, heimlich aber suchte er ihm jeden Abbruch zu thun. [53]) Karl vergalt Gleiches mit Gleichem. „Wir sind zwei Liebende", hat Franz einmal zum spanischen Gesandten gesagt, „die um dieselbe Geliebte werben; erhört sie den einen, so mag der andere sich darein ergeben und keinen Groll nachtragen."

Als Franz seine eigenen Hoffnungen schwinden sah, sollte wenigstens doch auch dem Gegner der bisherige Erfolg vernichtet werden. Es lag ihm wol nicht soviel daran, selbst Kaiser zu werden, als daß nur Karl nicht Kaiser würde. Die Vereinbarungen von Augsburg waren nicht so geheim gehalten worden, daß nicht Franz alsbald durch die Wege der Römischen Curie das Dasein derselben und das weitere Begehren des Kaisers erfahren hätte. Er drang sofort bei Leo darauf, jenen Wahlvertrag für nichtig zu erklären und weder den Dispens wegen Neapels zu ertheilen, noch die Kaiserkrönung Maximilian's in Deutschland

zuzulassen; er machte sich ferner anheischig, den Kurfürsten eine Summe Geldes zu zahlen, wie sie Karl nicht aufzubringen vermöge; auch erbot er sich, auf den ersten Wink seine ganze Macht zur Schirmung des päpstlichen Ansehens zur Verfügung zu stellen. [54]) Theils um den Papst desto fester an sich zu fesseln, theils um zu rechter Zeit für eigene Zwecke bereite Geld- und Streitkräfte zu haben, erklärte er sich ferner mit pomphaften Worten für einen allgemeinen, von Leo betriebenen Türkenkrieg, versprach große Heeresmassen und begann bereits seine Rüstungen. In seinen Operationsplan gehörte es weiter, daß er den päpstlichen Agenten gefällig sein Ohr lieh, als sie ihm riethen, die eigene Bewerbung aufzugeben, um die des Gegners durch die Vorschiebung eines dritten, des Kurfürsten von Sachsen, desto besser zu vernichten. Darum ließ er sich verlauten, die Chimäre des Kaiserthums habe er nun verabschiedet und werde Friedrich's Wahl unterstützen, dessen Haus er sich auch durch Verschwägerung näher zu verbinden gedenke. [55]) Dabei lebten aber doch die Kaisergedanken im stillen fort; der Kurfürst von Sachsen war wol gut für den Anfang, für das Ende aber nur dann, wenn der letzte Anker der eigenen Hoffnung brach. Die Eifersucht gegen die Habsburger sah sich neue Waffen in die Hand gegeben, als Karl nun gar den Schwiegervater um ein Fürwort beim Papste für Maximilian's Project der Krönung auf deutschem Boden anging. Man hatte hierbei die Kostenersparniß als Grund des Gesuchs angegeben. Gerade das Gegentheil beantragte jetzt Franz wiederholt bei Bibiena mit dem Zusatze, daß Leo den Kaiser, wenn dieser auf der Krönung bestehe, nach Rom bescheiden möge, wie herkömmlich; dann aber werde Frankreich einem Römerzuge gegenüber eine solche Streitkraft in Italien entwickeln, daß der Papst sich nicht zu fürchten haben solle. [56])

Vor einem so aufdringlichen Protector, der stets auf sein Geld und seine Waffen pochte und jeden Augenblick seine besten Freunde compromittiren konnte, wurde es nachgerade dem Papste selbst unheimlich, der nicht den Beruf fühlte, sein Wohl und Wehe auf eine einzige Nummer zu setzen. Auch mit den Habsburgern mochte Leo es nicht verderben. Ihre Gesuche waren nicht abgeschlagen, sondern nur in Bedenken genommen und hingehalten worden; auf das eine, wegen Neapels, lag sogar schon ein genehmigender Bescheid in der päpstlichen Kanzlei, wurde aber auf Anstehen der Cardinäle und des Nepoten Lorenzo vorerst noch zurückgehalten. [57]) Ohne Zweifel hat Karl ganz recht gesehen, wenn er etwas später dem Papste sagen ließ, er sehe nun, daß dieser weder Franz noch ihn, sondern einen dritten zum Kaiser wolle. [58]) Wie konnte es auch dem päpstlichen und mediceischen Interesse genehm sein, den einen oder den andern dieser mächtigen Fürsten, die beide schon in Italien unangenehme Nachbarn waren, noch weiter zu einer Würde zu befördern, die in solchen Händen gewiß kein leerer Titel mehr gewesen wäre? Darum diente Franz, wenn er für den Kurfürsten von Sachsen wirkte, nicht nur vorerst seinen eigenen Planen, sondern unbewußt auch dem päpstlichen Interesse, das mit dieser Wahl vollkommen zufrieden sein und auch auf die Kurfürsten rechnen durfte, die ebenfalls einen mächtigen Kaiser nicht gern über sich sahen. Aber freilich, Geldbedürfniß und Habsucht überwog bei manchem Kurfürsten die Scheu vor einer kräftigen Regierung, und wenn es nicht der Patriotismus war, der für ein mächtiges Oberhaupt stimmte, so that es vielleicht der Geiz. Da schadete es nun der Römischen Curie nicht, wenn den spanischen Verschreibungen einstweilen französische Thaler entgegengesetzt wurden, wenn so die augsburger Coalition gesprengt und das Feld für andere Operationen

frei gemacht werden konnte. Auch schien es wohl gerathen, den einen Theil zeitweise zu unterstützen, ohne sich selbst dadurch zu binden, und den andern am rechten Orte zu hemmen, ohne ihn eigentlich zu beleidigen. Weil aber auch die umsichtigste Combination ihres Erfolgs ermangeln kann, so war es weiter klug, die endliche Entscheidung bis zum wirklichen Ende hinauszuschieben, auf jeden Ausgang gerüstet zu sein und inzwischen nicht durch allzu offene Parteinahme sich selbst das Spiel zu verderben, wol aber durch eine verständige Mischung von Sprödigkeit und Entgegenkommen die verschiedenen Bewerber zu immer höhern Verpflichtungen emporzusteigern. — So erklärt sich vielleicht aus innern Gründen die Haltung des päpstlichen Hofes, die in ihrer äußern Erscheinung vom Anfang bis zum Ende der Wahlagitation ein so buntes Gemisch widersprechender Einzelheiten darstellt, daß man beim ersten Blicke an der Möglichkeit verzweifeln möchte, einen Zusammenhang zu entdecken.

Ich weiß nicht, ob es nicht auch unter die oben bezeichneten Emporschraubungsmittel gehörte, daß Leo noch bei Maximilian's Leben, kurz nach der Empfehlung Friedrich's des Weisen, sich auch wieder für eine habsburgische Wahl geneigter zeigte, nicht aber für Karl, der damals in seinen Anerbietungen noch ziemlich karg war, sondern für dessen jüngern Bruder Ferdinand. [59]) Dieser Prinz ist auch am niederländischen Hofe eine Zeit lang als derjenige betrachtet worden, für den man unter den gegebenen Umständen zu arbeiten hätte. Dies hörte zu Brüssel indessen auf, sobald Karl ausdrücklich erklärte, daß er seine eigene Person in der Wahl sehen wolle, und Leo scheint von dem Gedanken an Ferdinand durch eine Beschwerde Franzens zurückgekommen zu sein.

Als Maximilian sich überzeugte, daß er weder mit dem

Dispensations- noch mit dem Krönungsgesuche zu Rom rechtzeitig durchdringen könne, um für den anberaumten Wahltermin freies Feld zu gewinnen, so sann er auf einen andern Ausweg. Wie, wenn er als Kaiser ganz abdankte und sich dafür das Königreich Neapel von seinem Enkel abtreten ließ, waren dann nicht die Hindernisse für die Wahl des letztern ebenfalls gehoben? Dieser Gedanke ward wirklich von ihm ergriffen, zeigte sich aber auch sofort als unausführbar, weil es eben wiederum Frankreich war, ohne das hier nichts geschehen konnte. Eine Abtretung Neapels war an Frankreichs Einwilligung gebunden, und als Max diese nun zu Paris betrieb, hatte er nichts davon als Spott. Man lachte im Rathe des Königs über die chimärischen Einfälle eines Mannes, der den Franzosen für eine Machterweiterung in Italien Versprechungen machte, die er doch nicht halten konnte, und außerdem ihnen zumuthete zu glauben, daß er bei dem begehrten Tausche nichts anderes bezwecke als eine Verpflanzung seines geschwächten Leibes unter den mildern Himmel Italiens.[60]) So auch in dieser Hoffnung betrogen, starb Maximilian, ehe etwas Weiteres gethan werden konnte, am 12. Jan. 1519 und räumte so durch seinen Tod wenigstens das eine der bestehenden Hindernisse aus dem Wege.

V.

Nach des Kaisers Tode ging die öffentliche Geschäftsbehandlung, die in solchen Fällen einzutreten hat, ihren gewohnten Weg. Kurfürst Albrecht von Mainz schrieb kraft seines Amtes die Wahl auf den 17. Juni aus[61]), Papst Leo erließ die üblichen Ermahnungsbreven an die Kurfürsten.[62]) Die päpstlichen Schreiben sind von so allgemeiner Haltung, daß eine bestimmte Person, die etwa ins

Auge gefaßt wäre, gar nicht zu erkennen ist. Die Kurfürsten sollen einen Kaiser wählen, der mit großer Macht dem Erbfeinde der Christenheit entgegenzutreten im Stande ist: das paßt auf Karl wie auf Franz, nicht wohl aber auf Friedrich und Ferdinand. Der zu Wählende soll aber auch von hoher persönlicher Würde, besonnen im Rathe, vielerfahren und vortrefflich an Gesinnung sein: das paßt auf Friedrich mehr als auf alle andern. In einem spätern Schreiben [63]) hat der Papst ganz dieselben Ermahnungen wiederholt, doch noch hinzugefügt, wenn sich eine Person nicht finde, die alle diese Eigenschaften in sich vereinige, so möge man wenigstens eine solche wählen, deren Verhältnisse und Gesinnungen keine Störung für die Ruhe der Christenheit und für den Heiligen Stuhl befürchten lassen. Es ist ganz begreiflich, daß sich die eigentliche Meinung des Papstes, auch soweit sie schon eine feste sein konnte, nicht in den Breven aussprach; dafür gab es andere Wege, denn jedes Breve hatte auch seinen Ueberbringer.

Im übrigen hatte Leo, da nichts ungewisser war als die Dauer der Freundschaft mit Frankreich, in aller Stille sich auch einen Rückhalt gegen seinen stolzen Beschützer vorbereitet. Am 19. Jan., sieben Tage nach Maximilian's Tode, war zwischen dem Papst und Karl von Spanien ein geheimer Bundesvertrag unterzeichnet worden, der auf gegenseitigen Schutz der Person und des Gebiets lautete. [64]) Für die Stellung Leo's zur Wahlsache war aber hieraus kein unmittelbarer Schluß zu ziehen.

Unterdessen suchten die beiden Bewerber die Zwischenzeit bis zum Wahltermin aufs beste zu benutzen. Franz sandte eine Flotte mit 4000 Mann gegen die Korsaren an die italienische Küste; sie konnte zur Empfehlung dienen als Vorspiel zum Türkenkrieg, aber auch zum Imponiren gegen Spanien und den Papst. [65]) Dem Papste nöthigte er, in=

dem er ihm eine Begünstigung Ferdinand's vorhielt [66]) und überdies 30000 Thaler zahlte [67]), die Zusage der Unterstützung für seine Bewerbung ab. Diese Zusage gab der päpstliche Legat zwei Tage vorher, als Leo seine vagen Ermahnungen an die Kurfürsten erließ. In der Schweiz spendeten die Franzosen viele Tausende, um sich Werbungen zu sichern. [68]) Beim Adel in Westfalen und am Harz, bei verschiedenen Reichsfürsten warben sie ebenfalls und boten sogar Vorauszahlung des Soldes. [69]) In Schwaben machte Ulrich von Würtemberg als französischer Parteigänger den Anfang einer großen Verwirrung; alle seine Hoffnung stand auf der Hülfe Frankreichs. Bald hieß es, Franz werde nach Lothringen kommen, um dem Wahlort näher zu sein; man sah die Möglichkeit voraus, daß er sogar im eigentlichen Deutschland sich zeigen würde. [70]) An fürstlichen und kurfürstlichen Höfen erschienen Franzens Agenten mit den glänzendsten Anerbietungen und übergaben hier und da sogar Blankets zu willkürlicher Einzeichnung des Kaufpreises. [71]) Doch mag es wol eine grelle Uebertreibung sein, wenn Hubert Thomas erzählt [72]), Franz habe dem Kurfürsten von der Pfalz 100000 Kronen jährlich und denen von Sachsen und Brandenburg fast ebenso viel geboten. Franz begehrte von seinen Clienten, wenn nicht er selbst, so sollte doch wenigstens kein Oesterreicher gewählt werden. [73]) Den Erzbischöfen von Trier und Köln — so brachten Karl's Diener in Erfahrung — wurde vom Papste der Cardinalshut verheißen, wenn sie gegen Oesterreich stimmen würden. [74]) Man erfuhr weiter, daß ein Theil der Kurfürsten den Vertrag von Augsburg nach des Kaisers Tode nicht mehr für bindend halten wolle. [75]) Außerdem hetzten die Franzosen auch Ungarn und Böhmen auf und verhandelten mit den Venetianern ein neues Bündniß. [76]) Diesen mächtigen Anstrengungen gegenüber blieb nun auch

das habsburgische Haus gleich von Anfang an nicht unthätig. Die Statthalterin Margarethe leitete von den Niederlanden aus die Verhandlungen, die sich durch ihre zahlreichen Agenten über ganz Deutschland und die Schweiz verbreiteten. Da wirkten unter ihr die Cardinäle von Sitten und von Gurk, Graf Robert von der Mark, Markgraf Kasimir von Brandenburg, Graf Heinrich von Nassau, Louis Maroton, Dietrich von Speth, Hugo Marmier, Heinrich von Spechbach, Maximilian von Zevenberghen, Georg von Schaumberg, Paul von Armstorff, Johann von Marnix und die alten Räthe Maximilian's, Villinger, Hans Renner und Nikolaus Ziegler. Zu diesen kam bald auch der Pfalzgraf Friedrich, der nach kurzem persönlichen Schmollen mit Karl sich den Verheißungen der Minister ergab. Allen diesen Dienern wurden bei den Fugger, den Welser und andern Häusern Summen zur Verfügung gestellt, die freilich oft lange nicht nach Bedürfniß flossen.

Dabei kamen indessen den österreichischen Bewerbungen noch manche Umstände zu statten. War Ulrich von Würtemberg auf der französischen Seite, so war der angegriffene Schwäbische Bund, der den Unruhestifter sehr bald aus dem Lande jagte, desto sicherer gut österreichisch. Die Schweizer, schon unwillig darüber, daß Ulrich ihren Namen und einen Theil ihrer Leute misbraucht hatte, nahmen, zumal sobald sie genügendes Geld sahen, bereitwillig eine Stellung an, die den Habsburgern offenbar weit günstiger war als den Franzosen. [77]) Zudem trat Franz von Sickingen, der nach Armstorff's Versicherung mehr werth war als mancher Fürst, gegen ein Jahrgeld von 3000 Gulden in die Dienste Oesterreichs. [78]) Für dieses zeigte sich auch bei einem Theil des Adels schon auf die erste Anfrage so viel guter Wille, daß der Graf von Königstein im Namen einiger andern Kurfürsten geradezu erklärte, wenn man

sich unterstände, Franz zu wählen, so würde er mit 30—40 andern Grafen Gut und Blut dagegensetzen.[79]) Dieses alles war günstig; aber um solche Stimmungen zu unterhalten und zur That zu kräftigen, bedurfte es immerfort Geld, und zwar viel Geld. So war der Graf von Schwarzburg erbötig, dem König von Spanien um die Hälfte desjenigen zu dienen, was ihm der von Frankreich bot; aber im Falle des Abschlags wäre es doch Frankreich gewesen, dem er zusagte.[80]) Bald nahmen auch die Grafen Wilhelm und Bernhard von Nassau und die Grafen von Isenburg und Waldeck Bestallungen von Karl; doch die augenblicklichen Pensionen entsprachen ihren Wünschen noch wenig, und man mußte auf Verbesserung denken.[81]) Geld! war darum der stete Ruf der Agenten an die Statthalterin. „Das ist ein gräulich gefährliches Ding in diesem Deutschland", schrieb Zevenberghen an Margarethe[82]), „ich habe selten Menschen gesehen, die so auf das Geld versessen wären, wie diese hier."

Karl gab von Spanien aus sehr bald die bestimmte Weisung, die Wahl nicht mehr alternativ für ihn oder seinen Bruder Ferdinand zu betreiben, sondern dieselbe ganz ausschließlich auf ihn allein zu lenken.[83]) In diesem Sinne wurde denn auch weiterhin verfahren.

Während diese Beziehungen theils sich vorbereiteten, theils schon wirklich bestanden, ging man daran, mit den einzelnen Kurfürsten zu unterhandeln.

Der erste unter ihnen war der von Trier, der zu Augsburg nicht zugestimmt hatte. Er empfing zu Koblenz die Abgesandten freundlich und sprach mit großer Achtung von dem verstorbenen Kaiser und dessen Hause. Die Wahl anlangend aber erklärte er: im vorigen Jahre habe er zu Augsburg nicht gleich den andern, die dem Vernehmen nach sogar mit Brief und Siegel ihre Stimme zugesagt, dem

Kaiser sich verpflichten können, weil das Gesetz ausdrücklich gebiete, ohne Lohn, Verheißung und Bedingung zu wählen; und so könne er auch jetzt nichts weiter versprechen, als daß er seinerzeit nach Eid, Ehre und Gewissen und zum Besten des Reichs stimmen wolle; erst gestern habe er den französischen Botschafter, der ihm in der Wahlangelegenheit stark zugesetzt, in ähnlicher Weise abgewiesen, und er müsse bitten, auch jetzt ihn mit Weiterm zu verschonen. Im übrigen erkundigte er sich mit Theilnahme nach dem Alter Karl's und Ferdinand's und wunderte sich, daß man den letztern, dessen Alter die Gesandten um etwas hinauflogen, nicht nach Deutschland sende, um sich die Liebe der Nation zu erwerben und den unruhigen Ungarn und Schweizern entgegenzutreten. Nach Beendigung der Audienz überzeugten sich die Abgesandten durch weitere Nachforschungen, daß Richard auch gegen Frankreich wirklich seine Stellung vollkommen frei erhalten und alle Bestechungen abgewiesen hatte. Es war ihm unter anderm auch angeboten worden, seinen Bastard zu hoher Stellung in Frankreich zu befördern. [84])

Durch den ersten fehlgeschlagenen Versuch ließen sich indessen die Oesterreicher nicht abhalten, noch weitere zu machen. [85]) Fünf Wochen später erschien ein höherer Unterhändler, Graf Heinrich von Nassau, mit einem Briefe Karl's und wiederholte die frühere Werbung. Er fügte die Erklärung hinzu, daß Karl gar nicht auf Bestechung ausgehe, wol aber aus bloßer Liberalität unmittelbar nach seiner Erwählung seine Erkenntlichkeit zu bethätigen willens sei. Richard antwortete abermals: er sei für seine Person dem König immer zu dienen bereit, als Kurfürst aber werde er seine Pflicht thun, und es sei verboten, im voraus eine Verbindlichkeit einzugehen. Mehr war von ihm nicht zu erhalten. [86])

Daß das Dasein unterschriebener und gesiegelter Wahlverträge aus dem Kreise des Geheimnisses herausgetreten war, mußte allerdings, weil dadurch eine Anfechtung der künftigen Wahl möglich wurde, als ein mislicher Umstand erscheinen. Margarethe wollte daher auch nicht, daß man bei den Kurfürsten weiter auf jene Urkunden Bezug nehme; es sollten aber auf der alten Grundlage neue Verständnisse, die vielleicht besser das Geheimniß hielten, eingeleitet werden. Auch begehrte sie von Karl eigenhändige Briefe an die einzelnen Wähler und ermächtigte die Agenten für den Fall, daß man bei der großen Entfernung ihres Neffen etwa mit der Zeit ins Gedränge kommen sollte, solche eigenhändige Briefe auf Blankets, die sie ihnen zustellte, in geschickter Weise (par quelque bon moyen) selbst anzufertigen. [87])

Den Kurfürsten von Mainz fand Paul von Armstorff, als er gegen Ende Februar bei ihm eintraf, trotz aller frühern Versicherungen ganz umgewandt. Schon hatte er durch Vermittelung seines Bruders in Brandenburg einen Vertrag mit den französischen Agenten abgeschlossen. [88]) Diese verwilligten ihm 120000 rheinische Gulden, angeblich für das Maria-Magdalenenstift zu Halle, zur Hälfte schon vor dem Wahltage zahlbar, 10000 Gulden Pension, die Verwendung um die Legatur in Deutschland, die Erlaubniß sich Coadjutoren nach Belieben zu bestellen, die Garantie der erzbischöflichen Territorialrechte über die Stadt Mainz, die Abschaffung des von Kaiser Max an Hessen zum Misvergnügen der Mainzer verliehenen Zolls u. a. m. [89]) Dafür versprach Albrecht, dem König von Frankreich seine Stimme zu geben, wenn beim Wahlacte Brandenburg mit wenigstens noch zwei andern Kurfürsten für diesen stimmen würden, sodaß der Zutritt von Mainz also die Majorität bewirken würde. [90]) Es fehlte dem Vertrage nur noch die Ratification des Königs. Von diesen Vereinbarungen

offenbarte der Prälat natürlich dem österreichischen Agenten nichts, aber er gestand ihm, daß Frankreich ihm Großes angeboten habe und daß er den augsburger Vertrag für erloschen halte: derselbe sei von der andern Seite weder durch rechtzeitige Behändigung der versprochenen Sicherheiten erfüllt, noch auch geheim gehalten worden, sodaß die Franzosen jetzt Abschriften in den Händen hätten, von welchen sie den schlimmsten Gebrauch machen würden. In Spanien, so sage man, werde auch die Wahl des Königs durchaus nicht gern gesehen, und man werde weder Geldmittel hergeben noch die Infantin zur Vermählung mit dem brandenburgischen Prinzen aus dem Lande ziehen lassen. Auch sei nicht zu verkennen, daß Mecheln und Antwerpen, selbst wenn die königlichen Urkunden jetzt noch ankämen, gar keine wirkliche Sicherheit bieten würden; weit sicherer seien die Fugger und Nürnberger. So würden Mainz und Brandenburg um das Ihrige betrogen werden, zumal wenn der Papst, wie verlaute, die Wahl des spanischen Königs auch noch ausdrücklich untersagen würde. In diesen Reden und sonst überall erkannte Armstorff die Wirkungen französischer Einflüsse. Die Franzosen hatten keck zu verstehen gegeben, sie seien aller Kurfürsten versichert, und Franz werde persönlich mit einem großen Heere in Deutschland erscheinen. Armstorff that sein Möglichstes, um die Zweifel des Kurfürsten zu heben und ihm zugleich Besorgnisse nach der entgegengesetzten Seite hin einzuflößen. Albrecht erklärte endlich, es komme ihm nicht so sehr auf die Größe als auf die Sicherheit seiner Belohnung an, doch müsse er unter den gegenwärtigen Umständen auch mehr verlangen als früher. Er bestimmte dieses Mehr auf 100000 Goldgulden. Nun kam der Handel in den Gang. Drei Tage lang ward hinüber und herüber geredet. Albrecht stieg nach und nach auf 80000, auf 60000,

auf 50000 herab, bis endlich durch Vermittelung des Kammerdieners auf 20000 Goldgulden abgeschlossen wurde. [91]) So schien Albrecht für Karl's Interesse wiedergewonnen, und nun war es auch wol angemessen, ihm eines jener königlichen Handschreiben zugehen zu lassen, von welchen Margarethe sich eine so günstige Wirkung versprochen hatte.

Ein solcher Brief (angeblich aus Barcelona vom 12. März) liegt uns vor. Karl erkennt darin die wohlwollenden Gesinnungen des Prälaten an und verspricht demselben, sofern die Wahl auf ihn falle, die Legatenwürde in Deutschland und noch ein weiteres Bisthum auszuwirken, die Führung des Erzkanzleramts durch einen Stellvertreter zu gestatten, die Unterwerfung der Stadt Erfurt zu sichern, die Zollstreitigkeiten mit Hessen zu seinen Gunsten zu regeln und außerdem alles und jedes, was zu Augsburg zugesagt worden sei, vollständig zu erfüllen. [92]) Das war in neuer Form das Alte, oder noch mehr, denn der Kurfürst war im Preise gestiegen. Nach diesem Abschlusse schien es nun auch noch weiter klug, dem Kurfürsten ein königliches Pergament in die Hand zu geben, worin der jetzt ganz überflüssige und der leidigen Veröffentlichung wegen sogar gefährliche Vertrag von Augsburg cassirt und Albrecht seiner aus demselben fließenden Wahlverpflichtung entledigt wurde. [93]) Der neue Handel kostete übrigens schon jetzt 20000 Goldgulden mehr als der vorjährige, und später ist noch einmal von neuen Punkten die Rede gewesen, die der Kaiser nachträglich verwilligte. [94]) Albrecht's Belohnung in baarem Gelde stellte sich im ganzen auf 103000 rheinische Gulden.

Merkwürdig war nun weiter das Benehmen des Erzbischofs von Köln. Es gestattet uns einen tiefern Einblick in die Lage der Dinge. Graf Heinrich von Nassau war an ihn abgesendet. Diesem erwiderte er, als in der ersten

Audienz des augsburger Vertrags gedacht wurde: zu Augsburg habe er eigentlich niemals etwas verlangt; wenn ihm aber der König Gutes thun wolle, so treibe ihn sein Gewissen eher, dieses anzunehmen als auszuschlagen; er wolle übrigens die Sache in Berathung nehmen. Am folgenden Tage hatte Nassau eine Conferenz mit den Vertrauten des Kurfürsten, dem Kanzler von Virmont und dem Grafen von Wied. Diese entdeckten ihm, ihr Herr habe zwar den besten Willen, befinde sich aber in Verlegenheit, wie die Sache eigentlich anzufangen sei. Zu Augsburg habe man sich wol etwas erlauben dürfen, weil der lebende Kaiser von der Leistung des gesetzlichen Eides habe dispensiren können und alle etwaigen Mängel der Wahl durch seine persönliche Gegenwart ausgefüllt haben würde. (Die beabsichtigte Eidesverstümmelung geht hieraus klar hervor.) Nun sei es aber ein fatales Ding, daß die Verabredungen von Augsburg im Reiche, und zwar mit Uebertreibungen, unter die Leute gekommen seien, und daß der Kurfürst von Sachsen erklärt habe, er werde niemals in eine Wahl einwilligen oder sich dazu einfinden, wenn nicht sämmtliche Kurfürsten den vollen Eid in seiner gesetzlichen Form leisteten. [95]) Darum sei der Herr um seine Antwort verlegen, denn er wünsche vor allem seine Ehre zu wahren.

Nach diesen Aufklärungen gingen die Minister ganz offen und ungescheut, doch so als wenn es aus ihnen selbst käme, zum Handel über. Sie verlangten für Richard 10000 Goldgulden mehr als anfänglich ausgemacht war. Nassau, in Besorgniß vor dem Ueberwiegen der französischen Praktiken, ließ sich steigern, bedang sich aber Geheimhaltung aus, damit nicht andere gereizt würden, ebenfalls mehr zu fordern. Es kamen dann noch einige andere Punkte zur Sprache, namentlich daß der Kurfürst gern Kerpen haben möchte, daß ihm die Ausübung des Rechts der er=

sten Bitte in gleichem Umfange übertragen werde, wie seinem Vorfahren bei der Wahl Maximilian's, und daß sein Jahrgeld von 6000 Gulden im Kapital angeschlagen und mittels etlicher Terminzahlungen abgelöst werden möchte. Weil aber Hermann selbst aus Furcht vor dem zu leistenden Eide sich zu keiner förmlichen Verpflichtung verstehen wollte, so formulirte Nassau zuletzt die Sache dahin, daß wenn der Kurfürst stimmen würde, wie er zu Augsburg zugesagt, auch ihm alles vom Kaiser Zugesagte erfüllt werden solle. Man schien einander zu verstehen auch ohne Brief und Siegel. [96])

Große Sorge machte der Statthalterin der Kurfürst von Brandenburg. Noch war die Ratification des verabredeten Ehevertrags aus Spanien nicht angekommen, auch keine genügende Sicherheit für das Heirathsgut gegeben, und überdies waren ihm auch die für die Wahlstimme gebotenen 30000 Goldgulden jetzt nicht mehr genug. Joachim sprach aus demselben Tone wie sein Bruder zu Mainz, nur weit bestimmter. Er verhehlte nicht, daß er sich für betrogen halte und daß Frankreich ihm mehr biete, und zwar in baarer Zahlung. Für die Mitgift Katharina's begehrte er Sicherheit bei den Fugger auch für den Fall, daß die Heirath nicht zu Stande käme. Auch die übrigen Forderungen waren so gesteigert, daß der Agent außer Stande war, darauf einzugehen. [97]) Vertröstungen aber halfen nichts. Sofort ward Joachim mit dem französischen Unterhändler einig. Die Vermählung seines Prinzen mit Renata wurde wieder vorgeschlagen. Joachim verlangte eine Erhöhung der Mitgift um 100000 Goldgulden, 12000 als Pension für sich selbst und die Statthalterschaft in Deutschland sogleich nach Franzens Erwählung nebst angemessenem Gehalt. Diese Forderungen gingen nach Paris ab; die Ratification wurde erwartet. [98]) In diese Verhandlungen hatte Joachim,

wie oben bemerkt, auch seinen Bruder von Mainz verwickelt. Als es nun Karl's Unterhändlern gelungen war, den letztern wieder auf ihre Seite zu bringen, schien man damit auch bei Brandenburg um einen Schritt weiter gekommen; denn man nahm an, daß beide Brüder miteinander gehen würden.[99]) Aber es erwachte zeitweise auch wieder die Furcht, daß umgekehrt Albrecht in die Bahn des an Entschiedenheit ihm weit überlegenen Joachim hinübergezogen werden könne. Von Joachim und Friedrich dem Weisen sagte Nassau, sie seien zwei Fürsten, die sich von niemand leiten ließen und von den geistlichen Kurfürsten gefürchtet würden.[100]) Joachim galt außerdem für ungemein geizig.[101]) Die Besorgniß wuchs, da das Gerücht auftauchte, Franz I. werde bei Ermangelung eigenen Erfolgs den Brandenburger in die Wahl zu bringen suchen.[102])

Kurfürst Ludwig von der Pfalz war bereits im Februar von französischen Unterhändlern heimgesucht. Um seine Stimme nicht an die Franzosen zu verlieren, tilgten Villinger und Zevenberghen auf eigene Gefahr die Ersatzforderung der auf pfälzischem Gebiete von Sickingen beraubten Kaufleute. Die Sache war dringend; denn schon drohte der Schwäbische Bund, der gegen den Herzog Ulrich im Felde stand, auch dem Kurfürsten bewaffnete Execution. Hiermit war also einer der von Maximilian zugesagten Punkte schon vor der Gegenleistung erfüllt; aber des Kurfürsten war man darum noch lange nicht sicher.[103]) Selbst derjenige, der am meisten über ihn vermochte, sein Bruder Friedrich, erwartete erst noch genügende Sicherstellung seiner Forderungen, bevor er sich mit vollem Eifer der Sache annahm.

So war einiges, aber noch lange nicht alles für Karl's Wahl geschehen, als die vier rheinischen Kurfürsten einen Tag zu Oberwesel hielten (3. April), wo sie sich für die Dauer des Interregnums zur Handhabung des Landfriedens

gegen innere und äußere Angriffe und zu gegenseitiger Schutzleistung verbanden. [104]) Daselbst erschien auch der päpstliche Legat, Cardinal Cajetan, ertheilte den apostolischen Segen und verlangte von den Kurfürsten Folgendes: sie sollten 1) den Tüchtigsten wählen, 2) den König von Neapel nicht wählen, weil dieser ein Lehnsträger des römischen Stuhls und in dieser Eigenschaft nach der Constitution Clemens' IV. unfähig sei, und endlich 3) bestimmt und unzweideutig, und zwar nicht in einer Gesammtantwort, sondern jeder einzelne für sich selbst, sich über ihre Absicht erklären. Hierauf gaben die Kurfürsten die gemeinsame Antwort: sie seien nicht hier, um über die Kaiserwahl zu verhandeln, sondern um die Ruhe des Reichs zu sichern; der Papst möge überzeugt sein, daß man, wenn es zur Wahl komme, nur den Vorzüglichsten nehmen werde; übrigens sei es ihnen befremdlich und unerhört, daß der Papst in ihre Wahl, und dazu noch in der Form des Befehls und Verbots, sich einmische. Diese Antwort erklärte hierauf der Legat für unerwartet und beschwerlich: Leo habe kein Gesetz vorschreiben, sondern nur das Recht der Kirche wahren wollen, und hierzu sei um so mehr Grund gewesen, da Kaiser Maximilian sich gerühmt habe, er könne noch bei seinem Leben fünf Kurstimmen für den König von Neapel haben. [105])

So trat Leo zum ersten mal gegen Karl auf. Ob es aber Absicht war, durch diesen Schritt den französischen Gegner zu fördern, wird sehr zweifelhaft werden, wenn wir in die labyrinthischen Gänge der päpstlichen Politik etwas näher eingehen. Einmal hatte Leo selbst schon den Dispens wegen Neapels wiederholt in Aussicht gestellt. So ließ wenigstens Karl bald nach der Versammlung von Oberwesel den Kurfürsten entbieten. [106]) Zweitens hatte der Papst ganz kurz vor jener Erklärung seines Legaten durch ange=

regte Hoffnungen einen neuen Bewerber in die Zahl der übrigen hereingezogen. Dieser war Heinrich VIII. von England. Heinrich hatte gleichzeitig seinem Neffen Karl sowol als dem König von Frankreich seine guten Dienste zugesagt und betrog beide. [107]) Seine Maxime war, erbetene Empfehlungen, die er nicht abschlagen mochte, durch nachgesandte Botschaften heimlich zu widerrufen. Keiner von beiden Monarchen war ihm als Kaiser recht, doch eher noch Karl. Während er nun bei dem letztern sich die Miene gab, dessen Sache beim Papste aufs beste zu betreiben [108]) und die Franzosen mit ihren Gesuchen um Beistand abgewiesen zu haben, lieferte der französische Gesandte zu Madrid, der hiervon erfahren hatte, den Spaniern die Beweise, daß auch Franz die besten Zusagen erhalten hatte. Karl verbarg dem Oheim nicht, daß sein falsches Benehmen entlarvt sei. Im stillen ließ Heinrich VIII. beim Papste für sich selbst arbeiten, und Leo munterte ihn in der That zur Bewerbung um die römische Krone auf und verhieß seine Unterstützung. [109]) Aber schwerlich war darum Heinrich der in Leo's Herzen wirklich Auserkorene; es ist nirgends zu erkennen, daß etwas Ernstliches für ihn gethan worden sei. Für den Papst war es überhaupt noch nicht Zeit, eine entschiedene Partei zu ergreifen. Noch galt es vor allem die Interessen zu theilen und die Verhältnisse zu verwirren, um die letzte Entscheidung desto sicherer in die Hände zu bekommen. Selbst der päpstliche Protest zu Oberwesel darf, wenn man von dem Erfolge rückwärts schließt, als ein Manöver erscheinen, das nicht auf unbedingte Ausschließung Karl's berechnet war, sondern diesen nur nach Abschneidung der englischen Unterstützung desto rückhaltsloser in die Arme des Papstes treiben sollte, in dessen Gewalt es stand, den Preis zu bestimmen, um welchen die behauptete Unfähigkeit sich in Fähigkeit verwandeln ließ.

Dieser Annahme widerspricht nicht, daß noch am Ende des März Zevenberghen aus der Schweiz berichtete [110]), der Papst arbeite dort eifriger für den König von Frankreich als dieser selbst. Etwas mußte doch geschehen, um der gegebenen Zusage wenigstens scheinbar zu genügen. Die Schritte zu Oberwesel und bei den Schweizern mochte Franz immerhin zu seinen Gunsten deuten. Die Versuche bei den Schweizern aber standen unsicher; schon nach wenigen Tagen wies man dort Franz und den Papst auf das bestimmteste zurück. [111]) Ueberhaupt hoben in der Schweiz die beiderseitigen Bemühungen einander auf; die Schweizer nahmen eine Zeit lang das Geld von beiden Seiten, gaben sich keiner hin und waren schon darum am liebsten für Neutralität und freie Wahl, weil jeder der beiden Könige ihnen zu mächtig war, um ihn zum Kaiser zu wünschen. [112])

Daß zu Oberwesel gar nicht über die Wahl verhandelt worden sei, ist trotz der Versicherung der Kurfürsten nicht glaublich. Mehrere unter ihnen hatten das Bedürfniß einer Besprechung schon vorher ausgesprochen, und das lag auch in der Natur der Sache. Aber ebenso natürlich ist, daß sie darin keine Vereinbarung erzielten. Es ist uns ein Aufsatz aufbehalten, den der Kurfürst Ludwig zu jener Versammlung mitnahm und worin ihm seine Räthe die Linie vorzeichneten, die er bei seiner Meinungsäußerung über die Wahlangelegenheit einhalten sollte. Nach einer loyalen Vorrede über Recht, Conscienz und Goldene Bulle spricht der Kurfürst darin für Karl und gegen Karl, für Franz und gegen Franz und schließt damit, daß er zur Zeit noch unentschlossen sei und daher sein Gemüth nicht offenbaren könne. [113])

Allerdings war es für den Pfalzgrafen noch nicht Zeit, mit seiner Meinung hervorzutreten; denn noch stand er trotz Recht, Conscienz und Goldener Bulle in unabgeschlossenen

Tractaten mit den spanischen Agenten. Schon zu Wesel sandte er seinen Kanzler an Heinrich von Nassau mit der Entdeckung, daß ihm von anderer Seite mehr geboten worden sei; er verlangte jetzt noch weitere 40000 Goldgulden und eine Erhöhung der Pension um 4000, sowie auch statt der Entschädigungssumme für Hagenau die Rückgabe dieser Landvogtei selbst, eine Forderung, die darum lästig war, weil dieser Landstrich eine bequeme Verbindung zwischen den österreichischen Erblanden herstellte und gerade mit Rücksicht auf seine geographische Lage von Maximilian gewaltsam weggenommen worden war. Man vereinigte sich indessen mit dem Kanzler auf einen Zuschlag von 10000 Gulden für die Stimme und 2000 Gulden als Erhöhung der Pension; die Frage wegen Hagenau blieb ausgesetzt. [114]) Was für Ludwig und dessen Bruder und Räthe an baarem Gelde für den Wahltag bereit zu halten wäre, berechnete Heinrich von Nassau noch im April auf 123665 Goldgulden. [115]) Dem Pfalzgrafen Friedrich hatte Karl aus frühern Verbindlichkeiten und für seine gegenwärtigen Dienste ein Hauptgeld von 20000 Dukaten zugesagt, für welches gegen Ende des Monats genügende Sicherheit aus Spanien eintraf. [116]) Auch erzählt sein Biograph, daß ihm die Würde eines Vicekönigs von Neapel in Aussicht gestellt wurde. [117]) Dafür war Friedrich für seine Person nun ganz und fest gewonnen, und man rechnete nun auch ganz sicher auf den Bruder, fand sich aber, wie wir bald sehen werden, hierin sehr arg getäuscht. Im Laufe des Mai erhielt Ludwig ein schmeichelhaftes Breve, das ihm, wenn er sich des Papstes Wünschen fügen würde, großen Lohn versprach und wegen des Nähern ihn an den Legaten Cajetan und an die Nuntien wies. [118])

Schon rückte der Wahltermin heran, und noch waren die beiden entferntesten Kurfürsten, Joachim und Friedrich

der Weise, nicht von den hervorragendern Unterhändlern persönlich begrüßt worden. Graf Heinrich von Nassau unternahm die Reise zu ihnen. Dem Brandenburger hatte man eine Erhöhung von 30000 Goldgulden zugedacht, sodaß er jetzt in allem 135000 haben sollte; an den Sachsen wollte man 60000 wagen. [119]) Von Joachim kam Nassau bald unverrichteter Sache zurück. Joachim verlangte nämlich einen vollkommen neuen Vertrag. Wenn man die Mitgift Katharina's um 100000, die Pension um 4000 und die einmalige Verehrung um 30000 Goldgulden erhöhen, das sächsische Reichsvicariat ihm zusichern und über dieses alles noch vor dem Wahlacte Ratification und Anweisung auf die Fugger und Welser einhändigen wollte, dann war er bereit, dem König von Spanien seine Stimme zu geben, sobald vier Kurfürsten vor ihm für diesen gestimmt haben würden. Aller Zureden ungeachtet that er weder an seinen Forderungen etwas Wesentliches ab noch wollte er sich verpflichten, anders als bei schon vorhandener Majorität für Karl zu stimmen. Zuletzt verschanzte er sich hinter allgemeine Redensarten und meinte, man möge die Sache bis zum Wahltage selbst ausgesetzt sein lassen. Die von den Franzosen ihm gebotenen Vortheile ließ er hierbei recht absichtlich durchscheinen, behauptete aber noch nicht abgeschlossen zu haben. Die allgemeine Meinung ging indessen dahin, daß er wirklich mit Franz schon einig sei und nebst zwei Bischöfen seines Raths bereits auch baares Geld empfangen habe. [120]) Ein etwas späterer Bericht Nassau's meldet, daß Joachim immer feindseliger auftrete, die übrigen Kurfürsten von Karl abzuziehen suche und die Wahl sogar nach Köln verlegt haben wolle weil Frankfurt wegen der Nähe des Schwäbischen Bundes nicht sicher sei. Man wußte recht wohl, daß dieser Bund für Karl war, und Nassau vermuthete vielleicht nicht mit

Unrecht, daß Joachim für Köln stimme, um sich auf das nahe Geldern zu stützen, das es mit Frankreich hielt. [121])

Die in Brandenburg nun aus den Verhandlungen erlöste Infantin Katharina wurde jetzt in Sachsen für den sechzehnjährigen Neffen des Kurfürsten angeboten. Dies geschah jedoch von Nassau und dem sich ihm zugesellenden Markgrafen Kasimir vorerst ohne Vollmacht; sie glaubten hierin das einzige Rettungsmittel für Karl's Angelegenheit zu finden. Kurfürst Friedrich erwiderte, daß er den Antrag sich zur Ehre rechne, daß aber die bevorstehende Wahl und sein Eid ihm verbiete, darüber zu verhandeln; im übrigen sei es seinem Bruder Johann, des Prinzen Vater, unbenommen, das Vermählungsproject, wenn es ihm zusage, mit den Gesandten zu besprechen. Herzog Johann empfing die letztern freundlich, zeigte ihnen auch das Bild der französischen Prinzessin Renata, die ebenfalls dem Prinzen angetragen worden war, und schien die spanische Werbung nicht ungern anzuhören. Nassau drang jetzt bei Karl auf schleunigste Uebersendung einer Vollmacht, um noch vor dem Wahltage weitere Schritte zu thun. [122]) So gewiß der wahre Zweck des Antrags kein anderer war, als auf die sächsische Stimme Einfluß zu üben, so hat man es doch nicht gewagt, dem Kurfürsten eine Bedingung daran zu knüpfen; dieser hielt seine Stellung frei, blieb den Verhandlungen fremd und wehrte dem Bruder nicht, auf Eheberedungen sich einzulassen, die von den Abgesandten mit der Versicherung eingeleitet waren, daß Oesterreich wünsche, die alte Verwandtschaft mit dem Hause Sachsen zu erneuern.

Als nun der Kreis der Wähler durchlaufen war, so zeigten sich für die beiden Hauptgegner folgende Aussichten: Franz rechnete sicher auf Köln, Trier und Brandenburg und schmeichelte sich mit der Hoffnung, entweder durch den Papst oder durch Spaltung der Majorität noch eine vierte

Stimme zu gewinnen [123]); auf der andern Seite dagegen meldete Ziegler dem Kurfürsten von Mainz, daß an Köln und Pfalz gar kein Zweifel sei und daß man jetzt also mit der mainzischen und der neuzugesagten böhmischen Stimme vier Stimmen für Karl gesichert habe, wozu denn vielleicht auch noch entweder Trier oder Sachsen als fünfte gewonnen werden könne. Außerdem theilte er mit, daß der Papst in Unterhandlungen mit Karl stehe, deren Ziel der Dispens vom neapolitanischen Eide sei. [124]) Auf Köln haben also beide Theile sich bestimmte Rechnung gemacht; Brandenburg schien für Karl gänzlich verloren, die Pfalz dagegen mit Mainz und Böhmen gesichert, die Stellung von Trier und Sachsen war noch nicht klar zu erkennen.

Aber auf einmal schlug der Pfalzgraf Ludwig um. In einem Vertrage vom 29. Mai — vielleicht kannte er noch nicht die Wendung Leo's zu Gunsten Karl's — verkaufte er seine Stimme an den französischen König. Franz machte sich dafür verbindlich, ihm eine jährliche Pension von 5000 Kronen zu zahlen, sogleich nach der Wahl baare 100000 Gulden und dann jährlich 2000 Gulden zur Verehrung an Räthe und Diener zu entrichten, dem Pfalzgrafen Friedrich, wenn dieser französische Dienste nehmen wolle, jährlich 6000 Franken auszuwerfen, den andern Brüdern Bisthümer zu verleihen, dem Kurfürsten alle Auslagen zu vergüten, verschiedene verlorene Gebiete wieder an die Pfalz zu bringen und außerdem noch einige andere benannte Vortheile zu gewähren. So liegt es urkundlich in den pfälzischen Staatsacten [125]), und der Biograph Friedrich's hat nur ins Maßlose übertrieben, wenn er behauptet, Frankreich habe dem Kurfürsten jährlich 200000 Kronen angeboten. [126])

Was war aus dem Vertrage von Augsburg geworden, der dem Hause Habsburg fünf Kurstimmen gewonnen hatte? Karl hatte jetzt nur noch drei zugesagte Stimmen, und unter

diesen war die kölnische sogar eine unsichere. Jener Vertrag war, wie wir gesehen haben, durch Maximilian's Tod ein in seiner Verbindlichkeit bezweifelter und durch sein Ruchbarwerden und durch die sächsische Erklärung, die auf dem unverstümmelten Kurfürsteneide bestand, sogar sehr gefährlich geworden. Karl hatte ihn daher, und zwar auf ausdrückliches Begehren der Betheiligten, wie schon früher bei Mainz besonders, so durch eine Urkunde vom 20. Mai für die Gesammtheit der Contrahenten förmlich cassirt, die Kurfürsten der gegen Max eingegangenen Verbindlichkeiten entbunden und die Wahl für frei erklärt.[127]) Natürlich bezog sich diese Lösung nicht auf die neuen Bande, durch welche ein Theil der Wähler insgeheim schon wieder an Karl selbst gebunden war.

VI.

Der Wahltag nahte; seit dem 8. Juni fanden sich die Kurfürsten allmählich in Frankfurt ein. Die Stadt war nach alter Vorschrift geschlossen, Fremde und Gesandtschaften auswärtiger Fürsten wurden nicht eingelassen. Sickingen mit seinen Streitkräften zog sich in die Nähe, zum Schutze — so hieß es — gegen französische Gewaltdrohung. Die officiellen Bewerbungen kamen schriftlich von außen ein. Zu Höchst am Main und zu Mainz lagen Karl's Vollmachtsträger, zu Koblenz die Franzosen. Unter Karl's Bevollmächtigten finden wir lauter deutsche oder niederländische Namen: Matthäus Lang, Cardinal von Gurk und Salzburg; Pfalzgraf Friedrich; Markgraf Kasimir von Brandenburg; Erhard von der Mark, Bischof von Lüttich; Bernhard von Cles, Bischof von Trient; Graf Heinrich von Nassau; Maximilian von Zevenberghen; Gerhard von Pleine; Cyprian von Serentein; Paul von Armstorff; Doctor Hans Renner

und Nikolaus Ziegler. Sie hoben Karl's deutsche Abkunft, seine Macht und Fähigkeit zum Kampfe gegen die Türken hervor und machten sich der unhistorischen Behauptung schuldig, daß seit der Uebertragung des römischen Reichs auf die deutsche Nation noch kein Ausländer zur römischen Königswürde erhoben worden sei. [128])

An der Spitze der französischen Botschaft standen der Admiral Bonnivet, der Graf von Dreux und der Parlamentspräsident Guillart. Sie hätten gern persönlich ihre Werbung angebracht und begehrten, durch ein besonderes Schreiben ihres Königs unterstützt, Einlaß in die Stadt mit 300 Pferden. [129]) Da dieses nach Gesetz und Herkommen nicht verwilligt werden konnte, so sandten sie schriftlich eine Rede ein, die den König als den einzig Fähigen hinstellte. Sie ist ein Meisterstück von Schmeichelei und Insolenz und voll von Seitenblicken auf die Mitbewerber. [130])

Außer den Oesterreichern und Franzosen hatte sich auch ein englischer Gesandter, Richard Pace, in der Nähe des Wahlorts eingefunden. Er war erst spät aus England abgegangen [131]), und ich finde nicht, daß er irgendwo einen Eingang gefunden hätte. Auch er sandte jetzt seine Anträge ein. Als er sich überzeugte, daß für seinen König nichts zu erreichen sei, soll er im Namen desselben die Wahl Friedrich's von Sachsen unterstützt haben. [132])

Am 17. Juni waren endlich die sechs Kurfürsten und der Vertreter des Königs von Böhmen, Wladislaw von Sternberg, zur feierlichen Handlung in der Bartholomäuskirche zu Frankfurt versammelt. Sie hörten am Hochaltar die vorgeschriebene Messe vom Heiligen Geiste, schwuren, wie das Wahlprotokoll ausweist, den vollständigen in der Goldenen Bulle verzeichneten Eid und zogen sich dann zum eigentlichen Geschäft in die Sakristei zurück. Hier hatten

sie einige Unterredungen und ließen dann ein Protokoll aufnehmen des Inhalts: „Wiewol sie wol geneigt weren, in massen auch die gemeldt Bullen vermacht, die Wahle eines Römischen Königs von stundan zu thun, so hetten sie doch merckliche Vrsachen halber die heiligen Christenheit vnnd Römisch Reich betreffend, dißmals etlich Verhinderung, daß sie also eilend darzu nicht gethun möchten, wöllen darumb solchen Actum ex electione aestimirn und peragirn, von jetzo an biß auff den Montag nach Ioannis Baptistae schierst, das ist vnnd würdet der sieben und zwantzigste tag diß Monats Junii, darzwischen, so offt vnnd wann ihnen geliebt von der Wahle eines Römischen Königs zu tractiren, zu handeln vnnd die, wie sich gebührt, zu thun.“ [133])

Der Grund dieser Vertagung lag offenbar in der augenblicklichen Unmöglichkeit, trotz aller vorausgegangenen Unterhandlungen selbst nur eine absolute Majorität zu erzielen. Ueber dasjenige, was nun im Schoße des Kurcollegiums weiter vorging, hat man eine beinahe gleichzeitige Erzählung von Georg Sabinus [134]), die im wesentlichen auch in das Werk Sleidan's übergegangen ist. So augenscheinlich es ist, daß die dort mitgetheilten Berathungsreden der Kurfürsten nicht in wortgetreuer Fassung, sondern in livianischer Weise aufgestutzt uns vorliegen, so wenig darf doch wol bezweifelt werden, daß während der Vertagungsfrist Discussionen wirklich stattgefunden und daß die Stimmführer in der Hauptsache auch in demjenigen Sinne gesprochen haben mögen, der ihnen hier beigelegt wird und außerdem zu der wohlbekannten Stellung paßt, die wir durch beglaubigte Nachrichten ihnen zugewiesen sehen.

Nach der Erzählung des Sabinus begann Albrecht von Mainz, als man im Römer zu Frankfurt sich zur Berathung zusammengefunden hatte, die Verhandlung mit einem angen Vortrage, an dessen Spitze der Satz stand, daß es

den Kurfürsten durch Gesetz und Eid verboten sei, einen Ausländer zu wählen. Hiermit wäre Franz schon von selbst aus der Frage entfernt gewesen; aber Albrecht widmete ihm noch eine eigene Beleuchtung, die zum Zweck hatte, ihn persönlich und politisch fatal zu machen. Sodann ward auch, was gegen Karl einzuwenden wäre, mit anscheinender Unparteilichkeit erörtert und anerkannt, wie recht und nothwendig es sei, auf eine wirklich nationale Wahl zu denken. Aber da finde sich leider, fuhr Albrecht fort, in deutscher Nation kein Fürst, der Macht genug besitze, um sich selbst Ansehen und Gehorsam und dem Reiche Sicherheit zu verschaffen; Deutschland werde äußern Angriffen preisgegeben sein, sich vielleicht zwischen Frankreich und Spanien spalten, und dem machtlosen Kaiser werde dann eine ebenso schmachvolle Rolle zufallen wie Friedrich III. In seinen Sorgen habe er Gott um Erleuchtung angefleht, und da sei ihm klar geworden, daß keine Rettung zu hoffen sei als durch die Wahl des spanischen Königs, der zugleich ein mächtiger und ein deutscher Fürst sei und überdies durch seine persönlichen Eigenschaften die besten Hoffnungen erwecke.

Dieser Vortrag rief zuerst einen lebhaften Wortwechsel nach verschiedenen Richtungen hervor; dann begann der Kurfürst von Trier auf Einladung anderer zu reden. Er wunderte sich über den geschehenen Vorschlag und beklagte Deutschland, mit dem es so weit gekommen, daß man der Ausländer zu bedürfen meine, die doch nur die Knechtschaft bringen würden. Wenn nicht der Schwerpunkt der gesammten politischen Interessen und die Residenz im Reiche selbst, sondern schon die Zugehörigkeit einzelner Nebenländer zu demselben den deutschen Fürsten ausmache, so sei Franz durch Mailand und Arelat ebenso deutsch als Karl durch Oesterreich und Belgien, welches letztere sich längst nicht mehr um das Reich kümmere und zu den gemeinen Be-

dürfnissen nicht mehr steuere als Engländer und Schotten. Ja, wenn es sich überhaupt um die Wahl zwischen beiden Königen handeln könnte, so würde ihm aus persönlichen und politischen Gründen Franz noch als der Geeignetere erscheinen. Das Frankenreich in seinem alten Umfang und Ruhme herzustellen, sei ein großer und der Richtung der Zeit nahe gelegter Gedanke; der Franzose stehe dem Deutschen näher als der Spanier, könne und werde gegen den Türken kräftiger helfen, und eine Menge von politischen Verwickelungen werde durch ihn umgangen, die unausbleiblich seien bei Karl's, voraussichtlich auch dem Widerspruche des Papstes ausgesetzter Wahl. Aber hier handele es sich überhaupt nicht um diese Alternative; lasse man doch alle Sophistereien beiseite und wähle einen Fürsten, der nach Geburt, Erziehung und Charakter ein echter Deutscher sei und dazu ein Mann von Verstand und kriegerischer Fähigkeit; dem werde die Kraft Deutschlands genügen, um den Feinden furchtbar zu werden. Von Rudolf von Habsburg an bis auf Maximilian fehle es nicht an Beispielen, die diese Ansicht stützten. Da seien noch jetzt die erlauchten Häuser Baiern, Sachsen und Brandenburg, welche vollkommen Befähigte unter ihren Gliedern aufzuweisen hätten; man wähle also einen deutschen Fürsten und halte mit Einmüthigkeit zu ihm, so werde der Erwählte nicht nur im Innern, sondern auch dem Auslande gegenüber der Kaiserwürde Kraft und Ansehen geben.

Hierauf erhob sich Friedrich von Sachsen. Er sprach gegen Franzens Wahl als eine dem Gesetz widerstreitende, vindicirte dagegen dem habsburgischen Bewerber die Eigenschaft eines deutschen Fürsten, hob die unbezweifelbare Macht desselben hervor und beantragte dessen Erhebung unter der Bedingung, daß er durch eine bestimmte Capitulation zum Schutz der deutschen Freiheit, zur Mehrung des Reichs und

zur Fernhaltung aller von den Vorrednern bezeichneten Gefahren sich verpflichte.

Nach diesen Verhandlungen trennte man sich, ohne zu einem bestimmten Beschlusse gekommen zu sein, obgleich die allgemeine Stimmung nun für Karl war. Auch Richard von Trier wollte nicht länger widersprechen. So weit der Bericht des Sabinus, dessen Glaubwürdigkeit im einzelnen wir an ihren Ort gestellt sein lassen.

An den folgenden Tagen beschäftigte man sich mit dem Entwurf der von Sachsen beantragten Wahlcapitulation für Karl. Dann aber kam man doch wieder auf das nationale Princip zurück und bot die Krone dem Kurfürsten von Sachsen an; dieser jedoch lehnte standhaft ab und lenkte die ihm angebotenen Stimmen auf Karl hinüber.

Daß die Gesammtheit der Stimmen sich auf Friedrich vereinigt habe — ohne Zweifel doch nur in der Berathung, nicht in einem förmlichen Wahlacte, wovon wenigstens das Protokoll nichts weiß —, wird von einigen behauptet, von andern aber in Zweifel gezogen. Behauptet wird es von Erasmus, der es von dem zu Höchst unter Karl's Commissaren anwesenden Bischof von Lüttich hatte. [135]) Nach Spalatin hatte Friedrich nur drei Stimmen für sich: Trier, Pfalz und Brandenburg. [136])

Friedrich stand damals in seinem sechsundfunfzigsten Lebensjahre. Seine Ablehnung kann wol in seinem vorgerückten Alter, in der Mittellosigkeit des eigenen Landes bei gleichzeitiger Armuth der kaiserlichen Krone, in der fortschreitenden Zersetzung der Reichsverfassung und in den Stürmen, die von außen drohten, genügende Erklärung finden; sie ist ihm von den Zeitgenossen als die Handlung eines einsichtsvollen und ehrenhaften Charakters angerechnet worden. „Clarior honore contempto, quam fuisset adepto", sagt Erasmus. [137]) Daß er für Karl stimmte und

nicht für Franz, hat er selbst durch des erstern Nationalität und Machtüberlegenheit begründet, und es findet wol noch einen weitern Erklärungsgrund in Franzens ehrgeiziger und herrschsüchtiger Persönlichkeit, welche für die deutsche Freiheit Besorgnisse erregen konnte, zu denen damals der jugendliche Karl noch keinen Anlaß gab. Auch dafür liegen also Gründe vor, deren politisches Gewicht an sich schon groß genug ist. Hat der Kurfürst außerdem im stillen auch noch die Aussicht auf die spanische Vermählung seines Neffen auf sich wirken lassen, so ist er doch jedenfalls ohne Bedingung, Lohn oder angenommene Verheißung zum Schwur vor den Altar getreten und hat mit gutem Gewissen den Eid leisten können, auf dessen Vollständigkeit er selbst bestanden hatte. Der Vermählungsvorschlag war ein vorläufiger von hierzu nicht bevollmächtigten Personen; Karl's Wahl war bereits vorüber, als nach angelangter Vollmacht das Eheverlöbniß vollzogen ward, und Friedrich befand sich also in dem Augenblick, wo er seine Wahlstimme abgab, noch ohne alle Bürgschaft für seine etwaige Hoffnung.[138]) Ueberhaupt aber war Friedrich viel zu welterfahren, um nicht die Natur der politischen Brautschaften seiner Zeit zu kennen und noch in seinen alten Tagen sein fleckenlos bewahrtes Gewissen einem selbst nach dem förmlichen Verlöbnisse oft flüchtig zerrinnenden Schattenspiele zu opfern. Man verlobte für augenblickliche politische Zwecke fürstliche Kinder oft auf ferne Zeiten hin, um dann bei veränderten Umständen einseitig das Verhältniß wieder aufzuheben. Auch Katharina ist nicht an den sächsischen Prinzen gekommen; sie wurde nach einigen Jahren nach Portugal gegeben, als sie die Gemahlin des dortigen Königs werden konnte.

Während in dem Wahlcollegium selbst die oben berührten Verhandlungen stattfanden, fehlte es auch nicht an Anstrengungen und Einwirkungen von außen. Die Franzosen

beschwerten sich von Koblenz aus über den so unhöflich als ungebührlich vom Magistrat zu Frankfurt verweigerten Einlaß; sie baten die Kurfürsten um freies Geleit und Audienz, weil sie im Namen ihres Königs Mittheilungen zu machen hätten. [139]) Sie wurden in höflicher Form darauf hingewiesen, daß das Gesetz die Anwesenheit Fremder zur Zeit der Wahl nicht dulde. [140]) Von Mainz aus schrieb Richard Pace an Friedrich den Weisen und suchte ihn zu bestimmen, die Krone anzunehmen; die Freundschaft und thätige Hülfe Heinrich's VIII. sei ihm sicher. [141]) Aus Höchst schlich sich Pfalzgraf Friedrich unter Gefahren und verkleidet in Frankfurt ein, um die Kurfürsten für Karl zu bearbeiten. Er war es, der bei der Entwerfung der Capitulation ihnen fördernd entgegenkam und dieselbe vorläufig für seinen Herrn beschwor. [142]) Ob er damals auch seinen Bruder, den Kurfürsten, entscheidend von Frankreich zurückbrachte, oder ob dieser schon früher die Unmöglichkeit seines Candidaten oder dessen Unzuverlässigkeit erkannt hatte und darum andern Sinnes geworden war, vermögen wir nicht zu bestimmen. Daß aber dem Kurfürsten von Sachsen von den spanischen Agenten große Summen Geldes geboten und von diesem zurückgewiesen wurden, sowie auch daß er seinen Räthen die Annahme spanischer Geschenke bei Vermeidung seiner Ungnade verbot, steht selbst durch katholische Zeugnisse fest. [143])

Fast in der zwölften Stunde that der päpstliche Legat auch seinen eigenen Wurf. Von Mainz aus, datirt vom 24. Juni abends, kam ein Schreiben an die Kurfürsten, worin Cajetan eröffnete: Wenn die Kurfürsten etwa geneigt sein sollten, Karl zum Römischen König zu wählen, so möchten sie sich von dieser Wahl durch dessen neapolitanisches Lehnsverhältniß nicht abhalten lassen; aus Liebe zum Frieden und zugleich in der Hoffnung, daß so die Händel des katholischen Königs mit der Kirche ausgeglichen werden könn=

ten und dieser der beste Sohn und Schirmer des apostolischen Stuhls sein werde, lasse Leo X. ihnen dies verkünden und wolle dasjenige, was früher hierüber verhandelt worden sei, nicht mehr als Hinderniß angesehen wissen. [144])

Dieser Wink war leicht zu verstehen und mag vielleicht auch noch manchem Schwankenden zur endlichen Entscheidung verholfen haben. Doch konnten begreiflich die Kurfürsten dem Legaten über ihre Absichten keine nähere Erklärung geben. In einem ziemlich diplomatisch gehaltenen Antwortschreiben erkannten sie die geschehene Meldung und die Friedensliebe des Papstes lobend an, versicherten auch, daß sie nur nach Pflicht und Zweckmäßigkeit wählen würden, baten aber den Cardinal, weil es ja auch bei den frühern Eröffnungen so gehalten worden sei, um die Mittheilung des päpstlichen Breve im Original oder in Abschrift, durch welches er zu der fraglichen Erklärung angewiesen worden sei. [145])

So schien fürs erste der päpstliche Widerspruch zurückgenommen. Aber mit der wirklichen Ertheilung der zugesagten Dispensation vom neapolitanischen Eide hat Karl doch noch zwei ganze Jahre warten müssen, bis der Papst ihn zu genügenden Einräumungen emporgesteigert hatte.

Leo hat bald nach der Wahl an gelegener Stelle gesagt, der Legat habe zur Wahl Karl's nur deshalb zugestimmt, weil er sonst befürchtet habe, in Stücke gehauen zu werden. [146]) Auch Richard Pace redete dem venetianischen Gesandten von Einschüchterungen, denen namentlich die Kurfürsten ausgesetzt gewesen seien. [147]) So will auch Guicciardini wissen, daß insbesondere Joachim von Brandenburg aus Furcht vor dem nahen kaiserlichen Heere nicht gewagt habe, sich für Franz auszusprechen, und auf Richard von Trier sollen nach Browerus dieselben Eindrücke gewirkt haben. Mag es sein, daß solche Einschüchterungen versucht wurden; sie waren aber in keinem Falle selbst bei denjenigen, die sie

auf sich wirken ließen, der einzige Beweggrund für ihre Willensbestimmung und machten nur, daß man mit diesen jetzt etwas wohlfeiler handeln konnte, als es geschehen wäre, wenn sie zu rechter Zeit abgeschlossen hätten. Denn das ist gewiß: Geldverschreibungen haben Trier und Brandenburg bei dieser Wahl noch ebenso gut angenommen als Mainz, Köln, Pfalz und Böhmen schon vorher.

Am 27. Juni fanden sich, wie beschlossen war, die Kurfürsten wieder in der Bartholomäuskirche ein. Eine neue Messe wird abgesungen, diesmal eine „von unser lieben Frauen", und die Wähler ziehen sich abermals in die Sakristei zurück. Doch wiederum wird nach gehaltenem Rathe der Wahlact verschoben, und erst am folgenden Tage, nachdem von neuem eine Messe vom Heiligen Geiste gesungen worden ist, kommt es zur endlichen Entscheidung. Im Conclave erklären zuerst die Kurfürsten vor Notar und Zeugen: „ob sie der Wahle eins Römischen Königs nicht alle einmüthiglich eins würden oder werden möchten, so sollten doch maiora vota gelten, gehalten und geacht und die Wahle nicht da (desto) weniger einträchtig geschehen seyn verkündet und publicirt werden." Dann treten Notar und Zeugen ab, eine kurze Berathung findet statt, der Notar mit einer größern Anzahl von Zeugen wird wieder herbeigerufen und die Umfrage beginnt. Trier, zuerst befragt, gibt dem König von Spanien seine Stimme „zum Römischen König und künftigen Kaiser zu erwählen, in Hoffnung, er sollt darzu nütz und tüglich seyn". Die übrigen stimmen wie Trier, der Erzbischof von Mainz erhält Gewalt, die Wahl als eine einmüthige zu verkünden, und Karl wird zuerst im Conclave, dann vom Lettner der Kirche als der Gewählte ausgerufen. Ein Te Deum laudamus beschließt die Feierlichkeit. [148])

So das Wahlprotokoll. Da fällt nun vor allem der

Beschluß vom 27. Juni auf, daß auch eine bloße Majoritätswahl als eine einhellige verkündigt werden solle. Woher dieser Beschluß, wenn nicht an jenem Tage noch eine Minderheit vorhanden war, die nicht für Karl stimmen wollte? Dieser Beschluß einer eventuellen Actenwidrigkeit im ganzen schließt aber nothwendig auch die eventuelle Zulassung einer Protokollfälschung im einzelnen in sich; denn die Stimmen mußten sämmtlich protokollirt werden, und das Einzelne konnte doch unmöglich zum Ganzen in Widerspruch treten, ohne dieses letztere als eine Unwahrheit bloßzustellen. Wenn nun Guicciardini berichtet [149]), noch am 28. Juni habe Trier für Brandenburg gestimmt und Brandenburg habe sich auch seine eigene Stimme gegeben, so ist diese Behauptung wenigstens nicht aus dem Wahlprotokoll, das sich selbst seine Glaubwürdigkeit zerstört hat, genügend zu widerlegen. Aber Guicciardini ist im vorliegenden Falle selbst sehr wenig glaubwürdig. Er weiß es nicht einmal, daß bei Karl's Erwählung auch die böhmische Stimme ausgeübt worden ist. Und außerdem gewähren die leidigen Wahlbestechungen hier wenigstens den einen Vortheil, daß einiges Licht für die Geschichte aus ihnen zu entnehmen ist. Daß Trier seinen Lohn bei der Wahl empfangen hat, steht in den Rechnungen verzeichnet [150]), und Brandenburg hat noch nach vier Jahren die Auszahlung der Summe von 40000 Goldgulden und der Jahrespension, die man ihm versprochen hatte, beim Kaiser betrieben. [151]) Woher denn diese Belohnungen, wenn sie nicht für die Stimme gegeben wurden? Oder sollten etwa Trier und Brandenburg die Laune gehabt haben, sich die bloße Einwilligung, daß ihre nicht gegebene Stimme als gegeben in das Protokoll eingetragen würde, mit Geld belohnen zu lassen? Das ist doch nicht glaublich. Weit wahrscheinlicher ist es, daß die beiden Kurfürsten noch im letzten Augenblick sich zum Ueber-

gehen auf Karl's Seite bestimmen ließen und daß somit die im Protokoll für einhellig erklärte Wahl auch wirklich eine solche gewesen ist.

Karl erkaufte seine Würde um eine sehr beträchtliche Summe. Mit der Pfalz war man im wesentlichen wieder auf den Inhalt des augsburger Vertrags zurückgekommen, über dessen Vollziehung Karl schon am 1. Juli mit seinem Bruder Ferdinand einen Revers ausstellte. Der Verzicht auf Hagenau wurde mit 80000 Gulden vergütet, die „Verehrung" für den Kurfürsten auf 30000, seine Pension auf 8000, eine Entschädigung für gemachte Rüstungen auf 24000 Gulden festgestellt. Dem Pfalzgrafen Friedrich tilgte man eine ältere Forderung von 8500 Dukaten, warf ihm einen Jahrgehalt von 5000 Gulden aus und verehrte ihm noch besonders 13333 Gulden und 20 Kreuzer. Hofbeamte und Räthe des Kurfürsten erhielten ebenfalls ihre Belohnung. [152])

In dem von Fink aus archivalischen Quellen mitgetheilten Verzeichnisse der Wahlkosten erscheinen ferner folgende Verehrungen: Der Kurfürst von Mainz erhielt für seine Person 103000, der von Köln 40000, der von Trier 22000, die mainzische Dienerschaft 102000, die kölnische 12800, die trierische 18700, die böhmische Botschaft 41031 rheinische Gulden. [153])

Was Sachsen anbelangt, so heißt es darüber bei Fink: „Kurfürst Johann von Sachsen wollte für seine Person weder Schankung noch Ehrung annehmen. Nichtsdestoweniger ist ihm der halbe Theil seiner Schulden gegeben worden, welcher sich auf 32500 Gulden belief." [154]) Dieser Actenauszug, der nicht einmal den Namen des Kurfürsten richtig angibt, unterliegt auch seinem übrigen Inhalt nach den erheblichsten Bedenken. Erstens leidet er an einem offenbaren Widerspruch, indem er im ersten Satze sagt, der Kurfürst habe kein Geschenk angenommen, und im zweiten

hinzusetzt, der Kurfürst habe dennoch ein Geschenk genommen. Denn das ist doch ganz einerlei und benimmt dem Charakter der Gabe nichts, ob der Kurfürst jene Summe zur Tilgung der Hälfte seiner Schulden oder zu irgendeiner andern Verwendung bestimmen mochte. Zweitens muß gerade die angegebene Bestimmung Verdacht erregen. Ist es denn denkbar, daß Friedrich den Wahlgesandten einen allgemeinen Status seiner Schulden (wenn er anders solche hatte) vorgelegt haben sollte, sodaß man nach Tausenden und Hunderten gerade die Hälfte herausgreifen konnte? Schwerlich. Oder war es etwa eine bestimmte Schuld von bekannter Größe an das Haus Oesterreich, deren eine Hälfte man dem Kurfürsten erließ? Auch das nicht. Vielmehr war umgekehrt Oesterreich aus Maximilian's Regierung eine beträchtliche Summe Geldes, die für Reichszwecke hergegeben war, an Sachsen schuldig. Dieser Umstand wird uns Licht geben. Unterm 1. Aug. 1519 verschrieb Karl auf jene Schuld des verstorbenen Großvaters hin dem Kurfürsten die Steuern der Städte Nürnberg und Lübeck auf sechs weitere Jahre.[155] Das mag für die eine Hälfte gewesen sein. Maximilian's Schuldenwesen war aber so weitläufig, daß es nicht auf einmal erledigt werden konnte. Auf dem Reichstage zu Worms (1521) erhielt Friedrich von Karl weiter eine Obligation auf 33000 Gulden[156]; das ist wol für die andere Hälfte. Als zwei Jahre später zu Innsbruck eine Commission zur Klarstellung und Abtragung von Maximilian's Schulden niedergesetzt wurde, ergab sich eine so ungeheuere Masse, theils bei Fürsten, theils bei ehemaligen Beamten des Kaisers, daß auch diesmal wieder das Geschäft ins Stocken gerieth und die Commissare ihre Noth hatten, sich des Ungestüms der Gläubiger zu erwehren.[157] Herzog Georg von Sachsen allein hatte 200000 Gulden zu fordern.[158] So finden wir denn auch noch im

folgenden Jahre die zu Worms verschriebenen 33000 Gulden unberichtigt. Auf dem nürnberger Reichstage von 1524 fragte Friedrich vor seiner Abreise unter anderm auch bei dem kaiserlichen Commissar Hannart an, ob derselbe nicht einen Auftrag wegen jener Summe habe. Hannart erwiderte, nur ein Theil dieser Schuld falle auf den Kaiser, der andere auf Ferdinand, und wegen des erstern möge der Kurfürst noch Geduld haben.[159] Hieraus geht klar hervor, daß auch die zu Worms verschriebene Summe nicht mit Karl's Kaiserwahl, an welcher doch Ferdinand nichts zu tragen hatte, zusammenhing, sondern auf der Masse des gemeinschaftlichen Erblassers lastete. So hatte Friedrich also schon zur Zeit der Kaiserwahl eine Schuldforderung an Oesterreich, nicht aber eine Schuld, und was ihm nach Fink als der „halbe Theil seiner Schulden" gegeben worden sein soll, läuft in der Wirklichkeit gewiß auf nichts anderes hinaus als auf die Zusicherung der Tilgung der einen Hälfte des ihm schuldigen Kapitals, wofür ihn denn der Kaiser auf Nürnberg und Lübeck anwies. Karl's Leute führten ihre Rechnungen gewöhnlich in französischer Sprache. Ich weiß nicht, ob die Acten, aus welchen Fink seine Mittheilung schöpfte, oder auch nur diejenigen, die weiterhin den von Fink benutzten Archivalien zu Grunde liegen können, ebenfalls französisch geschrieben sind. Sollte dieses sein, dann erklärt sich das Ganze vielleicht sehr einfach aus einem Misverständniß der Sprache. Dann wird im Original stehen „son dû" oder auch selbst „sa dette", welches letztere Wort ebenfalls in der Bedeutung von Schuldforderung gebraucht worden ist.[160] Aus den Archiven zu Weimar und München ist dieser Punkt vielleicht noch jetzt zu vollständiger Klarheit zu erheben. Mich soll es freuen, wenn ich durch diese Bemerkungen die erste Anregung gegeben haben sollte, von dem Andenken eines Fürsten, der bei den

Zeitgenossen wie bei der Nachwelt in so hoher Achtung gestanden hat, auch diesen Flecken zu entfernen, den man zuerst in Baiern hat bemerken wollen [161]) und der dann in Verbindung mit dem obenerwähnten Heirathsantrag von Sugenheim ausgebeutet wurde, um auch Friedrich als einen Erkauften hinzustellen. [162]) Wenn Friedrich nach Maximilian's Tode bei seinem ersten Zusammensein mit den Dienern des Erben Gelegenheit nahm, seine Forderung an den Verstorbenen zur Sprache zu bringen, und wenn er sich hierbei fürs erste selbst nur eine Versicherung auf die Hälfte genügen ließ, so wird kein Billiger hierin eine unehrenhafte Handlung oder auch nur den Schatten einer verdeckten Wahlbestechung erblicken.

Nachdem Friedrich die 30000 Gulden, die man für seine Stimme ihm aufdringen wollte, entschieden zurückgewiesen hatte, lag man ihm an, daß wenigstens an seine Diener die Summe von 10000 Gulden vertheilt werden dürfe. „Meinetwegen", erwiderte der Kurfürst, „mag nehmen, wer da will; aber wer selbst nur einen Goldgulden annimmt, der tritt morgen aus meinem Dienste." So erfuhr Erasmus von dem Bischof von Lüttich, der selbst einer von Karl's Bevollmächtigen war. [163]) Nichtsdestoweniger zählt Fink nach archivalischen Nachrichten verschiedene Gaben auf, die an die sächsischen Diener vertheilt worden seien. Hiernach wären an den Grafen Philipp von Solms 4000, an Friedrich von Thun 2000, an Fabian von Feilitzsch 1000 Gulden und an einige andere Diener geringere Beträge gekommen. [164]) Ob dieses richtig stehe, vermag ich nicht zu entscheiden.

Außer den Geldern, die für die Kurfürsten und deren Angehörige aufgingen, waren noch weiter beträchtliche Summen an Räthe, Commissare, Agenten, Grafen, Freiherren, Ritter und Botschaften zu zahlen; dazu kamen über

170000 Gulden für Kriegsrüstungen, namentlich für die des Schwäbischen Bundes, die Kosten für die Bearbeitung der Schweizer, Agio an die Fugger und Welser und verschiedene Nebenausgaben. Die Gesammtsumme der Wahlkosten berechnet Fink auf 852189 rheinische Gulden 26 Kreuzer 2 Pfennige und ½ Heller. [165]) Hierin sind aber die 40000 Gulden, welche der Kurfürst von Brandenburg nachforderte, nicht mitbegriffen. Die Pensionen wiederholten sich natürlich Jahr für Jahr, und die Pensionäre beklagten sich bald über beschwerliche Rückstände.

VII.

Leo X. begrüßte zwar die Erwählung Karl's mit Dankfesten und einem eigenen Glückwunschschreiben [166]); noch aber blieb ihm in dem Gedränge zwischen den beiden mächtigen Rivalen die schwere Wahl, welche Partei im Ernste zu ergreifen sei. Ganz gleichzeitig unterhandelte er mit Karl um den Preis für die neapolitanische Dispensation [167]) und versprach doch auch wieder dem französischen König, jene Dispensation niemals zu ertheilen. [168]) Eine Zeit lang ward sogar über eine Theilung Neapels zwischen Frankreich und dem römischen Stuhle insgeheim unterhandelt. [169]) Zuletzt aber wurde Leo erbittert gegen Franz, der ihm fortwährend Parma und Piacenza vorenthielt, die päpstlichen Befehle in Mailand ungestraft verachten ließ und überall mit unangenehmer Zudringlichkeit sich in die Verhältnisse des Kirchenstaats und der Curie einzumischen suchte. Als nun Karl im Frühling 1521 durch die Niederwerfung des österreichischen Aufstandes und der spanischen Junta sein Glück bewährt und durch das wormser Decret gegen Luther auch seinen guten Willen gegen die Kirche offenkundig bethätigt hatte, schloß Leo mit ihm ein Bündniß ab, das von seinem

Standpunkte aus zunächst die Vertreibung der Franzosen aus Mailand und die Vergrößerung des Hauses Medici bezweckte. Hierbei wurde auch die neapolitanische Frage entschieden. Karl versprach die Nachzahlung des seit Alexander VI. rückständigen Tributs, zwei Galeren gegen die Seeräuber, außer dem herkömmlichen Zelter einen neuen Lehnszins von 7000 Dukaten, zollfreie Ausfuhr von Getreide bis zu einem gewissen Betrage, die Auslieferung flüchtiger Verbrecher und verschiedenes andere. Dafür wurde die Kaiserwahl bestätigt, Neapel dem Kaiser überlassen und Karl durch eine besondere Bulle von Reat und Strafe eines etwa begangenen Meineids förmlich losgesprochen.[170]) Karl erhielt in dieser Bulle sogar das Zeugniß, daß er in der edelsten Absicht, lediglich auf dem rechtlichen und offenen Wege der Ueberzeugung und mit Verschmähung aller unreinen Umtriebe um die Kaiserwürde sich beworben habe und durch die Gnade des Heiligen Geistes und des höchsten Gottes zu derselben gelangt sei.[171])

Dieser Bund des Kaisers mit dem Papste fällt auf den Vorabend jener Kriege, die hinfort mit kurzen Unterbrechungen die ganze Regierungszeit der beiden mächtigsten Monarchen Europas ausfüllen sollten. Leo sah noch in rascher Folge Parma und Piacenza dem Kirchenstaate wiedergegeben und die Franzosen aus dem erstürmten Mailand vertrieben. Mitten in seiner Freude über diese Ereignisse starb er eines plötzlichen Todes.

Als Karl bald nach dem wormser Reichstage sich nach den Niederlanden und dann nach Spanien zurückbegab, ließ er Deutschland unter der Verwaltung eines sogenannten Reichsregiments, das zu Nürnberg seinen Sitz hatte, einer zweiköpfigen und vielgliederigen Behörde, der es ohne Zweifel auch unter einfachern Verhältnissen, als die damaligen waren, niemals hätte gelingen können, zu Kraft und An=

sehen zu kommen. An der Spitze derselben standen als Statthalter der achtzehnjährige Bruder des Kaisers, Erzherzog Ferdinand, und Pfalzgraf Friedrich. Der Türkennoth, den reformatorischen Bewegungen, dem Drängen auch der altgläubigen Stände auf Abstellung der Beschwerden gegen den römischen Stuhl, der Sickingen'schen und andern Fehden gegenüber benahm sich das Reichsregiment so uneinig und kraftlos, daß bald allgemeine Unzufriedenheit entstand. Pfalzgraf Friedrich, beladen mit Schulden und voll Verdruß über eine Gewalt, die, wie er klagte, blos auf dem Papier stand, schied frühzeitig aus. [172]) Der gute Herr hatte mit seinem Bruder, dem Kurfürsten, etwas über seine Kräfte hinaus Hof gehalten und nicht sowol im Dienste des Reichs als im nürnbergischen Frauendienste und im Verkehr mit den nürnbergischen Wechselherren vieles Geld verbraucht. [173]) Manches schöne Besitzthum der Pfälzer, wie Altdorf, Lauf und Hersbruck, war so auf immer in die Hände der Nürnberger übergegangen. [174]) Von den habsburgischen Vertröstungen wollte Friedrich nichts mehr wissen. Wenn man — so klagte er in gereiztem Tone — bei Wahlen und Reichstagen seiner bedürfe, dann verspreche man ihm vieles, und nachher werde er vergessen. Sein damaliges Guthaben berechnete er auf 40000 Goldgulden. [175])

Bei der immer weiter greifenden Verwirrung der Dinge kam der Gedanke an eine Aenderung, wo nicht Besserung der Regierung, und zwar von verschiedenen Seiten her und aus verschiedenen Rücksichten, in Anregung. Für Ferdinand lieh die Abwesenheit des Bruders ebenso leicht den Schein der Nothwendigkeit seiner Erhebung zum Römischen König, wie sie dem französischen Nebenbuhler eine Handhabe gab, die alten Beziehungen zu seinen deutschen Freunden mit besserer Hoffnung wieder aufzugreifen. Der Kurstimme seines Schwagers Ludwig von Böhmen und Ungarn hatte

sich Ferdinand, so hieß es, bereits im Herbst 1523 gegen die Zusage einer Reichshülfe gegen die Türken versichert. [176]) Auf der andern Seite wurde dem Kurfürsten von Sachsen geschrieben: „Der König von Frankreich feiert nicht, er zündet gern Feuer an; so sind Etliche nicht gar rein. Es ist ein Vice-Cäsar im Spiel." [177]) Noch immer unterhielt Joachim von Brandenburg seine Verbindungen mit Frankreich. Zwar erbot er sich, denselben zu entsagen und sich dem Dienste Habsburgs ganz hinzugeben; aber er verlangte dafür die Vermählung seines Kurprinzen mit der von Maximilian einst angebotenen, jetzt mit dem sächsischen Prinzen verlobten Infantin und außerdem die Nachzahlung der bei der Kaiserwahl ihm zugesagten 40000 Goldgulden nebst der rückständigen Jahrespension von 10000 Gulden. [178]) Ueberhaupt fand der kaiserliche Rath Hannart, als er um jene Zeit als Commissarius für den Reichstag nach Deutschland kam, in den Rückständen der Pensionen einen Hauptgrund der herrschenden Misstimmung; alle Pensionäre schrien und wollten ohne Geld nichts mehr thun. In einzelnen Kreisen sprach man von einer Erhebung Franzens, der damals noch in seinem ersten Kriege mit Karl begriffen war, zum Römischen König, „weil er", sagt Hannart, „mehr Thaler zu geben hat als jeder andere". Von dem ebenso klugen als geschäftsgewandten Kurfürsten von Trier ging wiederum das Gerede, er habe bereits wirklich von Frankreich Geld genommen. Thatsache aber war es wenigstens, daß er mit Hessen und Pfalz über das Reichsregiment der Sickingen'schen Händel wegen Beschwerde führte. Dieser Behörde verweigerten ferner die Niederländer ihre Beiträge und die Glieder des Schwäbischen Bundes sogar die Anerkennung. Mit Mainz stritt Sachsen wegen der Umfrage, Kurpfalz begehrte das Reichsvicariat, die Städte wollten das Stimmrecht haben, Brandenburg beschwerte sich wegen Pommern. Ueberall

war Zwist und Verwirrung. Solche Verhältnisse, wie sie Hannart hier vorfand, waren allerdings Karl's und Ferdinand's Planen wenig günstig.[179])

Es lag aber auch noch gegen Ferdinand's Person und Haltung gar manches vor. Ein Theil der Fürsten fand ihn nicht nur zu jung, sondern besorgte auch, wenn man ihn zum König nähme, einem noch schlimmern Fremdenregiment zu verfallen, als das bisherige gewesen. Ferdinand stand nach seiner ganzen Erziehung den Deutschen fern, war selbst der deutschen Sprache nicht mächtig und sein spanisches Wesen verletzte vielfach. Besondern Anstoß aber erregte, daß er sich der Leitung seines Günstlings Gabriel Salamanca, der ihn als Schatzmeister schamlos betrog und den er dennoch mit der Grafschaft Ortenburg belehnte, trotz aller Warnung gänzlich hingab.[180]) Dieses unwürdige Verhältniß des Reichsstatthalters zu dem Glücksritter rief auch bei denjenigen, die dem Hause Habsburg wohlwollten, Unwillen und Sorge hervor. Eines Tags fand man an der Burg zu Nürnberg folgenden Anschlag:

> Wer den Salamanca finge
> Vnd Jacob Fockern (Fugger) hinge,
> Zcurbreche der grossen Hansen list,
> So wurde Ferdinandus grosser, dan er ist.[181])

Karl selbst sah das Gefährliche dieser schlechten Gesellschaft ein und wandte sich an den Kurfürsten von Sachsen mit der vertraulichen Bitte, dahin zu wirken, daß Ferdinand den Günstling entlasse. Es sei ihm, schrieb er, mannichfach berichtet worden, „daß sich sein Lieb (Ferdinand) etwas wider teutscher Nation hergebracht Gebräuch verfing zu regieren und guberniren im heiligen Reich als wohl, als in Erblanden“. „Dann“, so fährt der Kaiser fort, „uns sein personlich und schriftlich Klag und Warnung stattlich ankommen, dergestalt, wo wir nit furderlich Einsehung derhalben wur-

den haben, daß (es) darauf stund, daß wir und gedachter unser Bruder ein unüberwindlichen Abfall wurden haben, gleicherweis unserm Bruder und Schwager, dem König von Dänmark, beschehen. Des zum Vorbersten mehrgedachts unsers lieben Bruders Liebhaber Salamanko der meiste Ursach sein soll, mit fernerem Anzeigen allerlei Geiz und Eigennutzigkeit, wie sein Lieb (der Kurfürst) als ein welterfahrener Fürst und Freund ermessen mag." [182]) Salamanca wußte sich übrigens trotz alledem bei Ferdinand zu behaupten, und Karl selbst hat ihm sechs Jahre später die Belehnung wegen Ortenburgs feierlich ertheilt. Es geschah dieses zum großen Unwillen der noch übrigen Grafen dieses Namens, die es nöthig fanden zu erklären, daß der Neuerhobene ihrem Geschlechte fremd sei.

Mitten unter den Verwirrungen Deutschlands erfocht Karl V. seinen entscheidenden Sieg bei Pavia; Franz I. war sein Gefangener. Die Königshoffnungen Ferdinand's erhielten mit dem Glücke seines Hauses einen neuen Schwung. Sogleich mit der Beglückwünschung wegen des Sieges verband er eine Anpreisung seiner eigenen angeblichen Verdienste um die Wendung der Dinge, bat um die Generalstatthalterwürde in Italien und drang in den Bruder, sich sofort in Rom die Kaiserkrone zu holen. [183]) Letzteres galt ihm als nothwendige Vorbedingung für seine eigene Königswahl. Bald verlangte er von Karl auch Geld, um schon jetzt an Kurfürsten und andere Personen von Einfluß die nöthigen Spendungen machen zu können. [184]) Karl aber erwiderte dem Ungedulbigen: es sei allerdings seine Absicht, demnächst in Rom sich krönen zu lassen; was aber die Wahl des Bruders betreffe, so möge dieser erwägen, ob hierzu der geeignete Augenblick sei; die Stimmen der Kurfürsten seien gerade jetzt vielleicht nicht für alles Gold Spaniens zu haben; Ferdinand habe seine Gegner, die Mistrauen

und Zwietracht zu erregen im Stande seien und auch die wahre Einrede für sich hätten, daß Karl selbst zur Zeit noch nichts anderes sei als Römischer König. [185]) Der beabsichtigte Römerzug Karl's mußte übrigens um der nachfolgenden Ereignisse willen auf Jahre hin vertagt werden.

Mittlerweile hatte in aller Stille ein neuer gefährlicher Nebenbuhler Ferdinand's sein Spiel begonnen. Die bairischen Herzoge Wilhelm und Ludwig, voll alten Hasses gegen Oesterreich und voll von hochfliegenden Planen künftiger Größe, hatten bereits auf dem nürnberger Reichstage von 1524 sich den seit dem landshuter Erbstreite mit ihnen entzweiten pfälzischen Vettern angenähert und eine Aussöhnung im Interesse des Gesammthauses Wittelsbach angetragen. Man hatte in dem Kurfürsten den Aerger über seine Uebergehung in dem durch Ferdinand's Bestrebungen von neuem gefährdeten Reichsvicariat wach gerufen; man hatte erinnert an den alten Glanz der Wittelsbacher, die dem Reiche einst einen Kaiser gegeben hätten und nun einem jüngern und geringern Hause nachstehen müßten; es war angedeutet worden, wie das alles ganz anders sein könnte, wenn man des alten Haders vergessen und die beiderseitigen Kräfte zu gemeinschaftlichem Nutzen verbinden wollte. Die Pfälzer waren auf die Versöhnung eingegangen; ein neuer Erbverein wurde errichtet und häufigeres persönliches Zusammensein sollte die erneuerte Freundschaft stets frisch erhalten. Glänzende Armbrustschießen zu Heidelberg und Amberg wurden veranstaltet. Schon zu Heidelberg zielte Herzog Wilhelm's Rede darauf hin, daß das Haus Wittelsbach dem Reiche wieder ein Haupt geben müsse. [186]) Bei einer spätern Zusammenkunft zu Ellwangen trat Wilhelm mit seinen Absichten schon deutlicher hervor. „Das Reich wäre", so äußerte er gegen die Pfälzer, „ohne einen Kaiser, dieweil sich Carolus in Hispanien aufhielte und sich wenig um

Deutschland bekümmerte, daher denn durch Abwesen sich begeben, daß vergangenes Jahres der Bauernaufstand wäre erfolget, bei derer Stillung er weder mit Worten noch Werken sich hätte finden lassen. So hätte Ferdinandus auch nichts dabei gethan, und müßte ihm gleichwol wegen der Hochheit des Statthalteramtes ganz Deutschland unterthänig sein und die Fürsten sich nach ihm richten, da er doch vielmehr, als einer von nicht gar so altem Stamme, andern sollte unterthänig sein. Nu wäre die Zeit da, daß man das Reich mit einem Haupt versorgete, sintemal man sich wegen Karlens nichts zu getrösten hätte, welcher das Kaiserthum den spanischen Landen, ob er auch schon wollte, nicht würde dürfen und wollen vorziehen; wäre demnach jetzt gute Gelegenheit, Ferdinanden seiner Ehre und des Vorzugs zu entsetzen und dagegen das pfälzische und bairische Haus zu großen Dignitäten und Bequemlichkeiten zu bringen.“ Da nun der Pfalzgraf-Kurfürst fragte, wie das sein könnte, sagte der Herzog, „wann sie darauf bedacht wären, daß sie einen römischen König wähleten, wie zuvorn oft geschehen und sowol mit alten als neuen Exempeln könnte bewiesen werden; und dessen hätte der Kaiser sich nicht zu beschweren, dieweil sein Ansehen dadurch nicht verringert, sondern nur das gegenwärtige Regiment und Statthalteramt abgeschafft würde“. Der Pfalzgraf-Kurfürst fragte weiter, was er denn für einen hierzu tüchtig zu sein erachtete? Darauf sagte der Herzog: „Eben Ihr, oder Euer Bruder, Pfalzgraf Friedrich.“ „Ja“, sprach der Kurfürst, „wer wollte uns denn den Unkosten dazu geben, da wir doch jetzt nährlich bei geringerer Würde unseren fürstlichen Stand können führen und erhalten?“ Jetzt rückte Wilhelm seinem eigentlichen Ziele näher und bot dem Kurfürsten für seine Stimme 100000 Gulden, wofür er sofort ein Amt in Baiern als Unterpfand zu geben bereit war. Nach einigem Zögern wich Kurfürst Ludwig

dem lebhaften Zureden des Herzogs, der ihm den Nutzen dieser Wahl für beide Häuser und für das Reich auszumalen wußte und an der Zustimmung der übrigen Kurfürsten gar nicht zu zweifeln behauptete. „Auf daß wir", sprach Ludwig, „zum Beschlusse kommen, lieber Vetter, und es also ist, wie Ihr sagt, so wollet Ihr mir auch so viel zutrauen, daß ich nichts will unterlassen, was unsere Freundschaft erfordert und die schuldige Treu gegen das römische Reich mit sich bringt." 187)

Das bedrohliche Uebergewicht, das Karl durch den madrider Vertrag in Europa zu gewinnen schien, konnte nicht verfehlen, sogleich widerstrebende Kräfte gegen sich in die Schranken zu rufen. Clemens VII., unwillig über die Nichtunterdrückung der Ketzerei in Deutschland und in Furcht vor der Unterdrückung Italiens, sprach heimlich Franz von dem zu Madrid gethanen Eide los und schloß mit ihm, mit England und Venedig die heilige Ligue gegen Karl. Die Lutheraner, gerade jetzt am meisten in Besorgniß, daß Karl's nun frei gewordene Hand sich gegen sie erheben würde, vereinigten sich zu einem Vertheidigungsbunde zu Torgau. Den Lutheranern gegenüber erreichte der speierer Reichstag so gut als gar nichts, und es war für Oesterreich nur ein mäßiger Gewinn, daß gelegentlich desselben der bisher so sehr beargwöhnte Kurfürst von Trier sich gegen ein Jahrgeld von 6000 Gulden zu Karl's und Ferdinand's Rath und Diener annehmen ließ. 188) Gegen Clemens schritt Karl nicht nur mit persönlichen Vorwürfen und mit der Appellation an ein Concil vor, sondern es geschah auch mit seinem Vorwissen und seiner Förderung 189), daß der Cardinal Pompeo Colonna Rom überrumpelte, um den Papst gefangen zu nehmen und wegzuführen. Der Hauptzweck dieser Gewaltthat wurde zwar nicht erreicht, aber der Vatican, die Peterskirche und ein guter Theil der Stadt er=

litten eine greuliche Plünderung und Verwüstung, und der Bruch des Papstes mit dem Kaiser war hierdurch unheilbar entschieden, so gut oder übel auch der Schein noch einige Zeit gewahrt werden mochte.

Das war eine neue Förderung für die Plane der Baiern. Sie galten für die entschiedensten Verfechter des alten Glaubens, die Verfolgung der Ketzer war bei ihnen im besten Gange, und schon Adrian VI. hatte ihnen dafür den fünften Theil aller geistlichen Einkünfte ihrer Lande bewilligt.[190]) Zuversichtlich trat jetzt, als durch den Tod Ludwig's des Frühzeitigen in der Schlacht von Mohacz zwei Throne zu gleicher Zeit erledigt waren, Herzog Wilhelm gegen Ferdinand als Mitbewerber in Böhmen auf. Ferdinand siegte in dem Wahlkampfe, nicht durch sein angebliches Anrecht auf die böhmische Krone, sondern weil er zu rechter Zeit noch mehr bot als Baiern, und namentlich den Oberstburggrafen durch ansehnliche Summen gewann.[191]) In Böhmen unterlegen, knüpften die Baiern sogleich mit Johann Zapolya Verbindungen an[192]), der die ungarische Krone dem Erzherzog streitig machte und bei diesem Streben längere Zeit auch den Papst auf seiner Seite hatte. Gleichzeitig erhielt das Treiben um die römische Königswürde einen neuen Schwung. Clemens VII. munterte den Herzog auf, die Sache „tapferlich" anzugreifen, versprach alle Unterstützung und bot ein Darlehn von 100000 Dukaten an.[193]) Auch Franz I. wurde um Befürwortung des Plans bei den ihm zugethanen Kurfürsten angegangen und sagte seinen Beistand zu.[194]) So hatte Wilhelm seine Freunde in Rom, in Frankreich und in Ungarn, weil Karl und Ferdinand eben dort ihre Feinde hatten.

Als nun im folgenden Jahre (1527) Clemens in seiner Engelsburg durch kaiserliche Truppen ohne vorausgegangene Kriegserklärung das Härteste und Schmachvollste erlitt, was

nur ein offener Krieg zu bringen vermag, da schien dem Kaiser, der für den Mishandelten monatelang nichts anderes hatte als heuchlerische Worte und Kirchengebete, das Urtheil im Herzen des Papstes unwiderruflich gesprochen. Daß Clemens damals nicht den kaiserlichen und den neapolitanischen Thron durch Bann und Absetzung für einen andern frei machte, lag nur in seiner eigenen Hülf- und Muthlosigkeit, die ihm trotz Franzens Drängen nicht erlaubte, offen hervorzutreten, solange nicht die Kaiserlichen gänzlich aus Neapel vertrieben sein würden. Daß sie aber nicht vertrieben wurden, dafür sorgten die Kaiserlichen selbst. Auch fürchtete der Papst, eine Absetzung Karl's würden die Deutschen einer Aufdringung des französischen Königs gleichachten, was einen Abfall des gesammten Reichs zur Ketzerei herbeiführen könnte. Clemens beschloß in seiner Noth also zu dulden und zu zahlen und ward aus einem Gliede der Ligue wieder der gemeinschaftliche Vater aller.[195]) Von Zapolya, den er bisher immer als König von Ungarn behandelt hatte[196]), zog er sich nach und nach zurück; über Karl's Absetzung verhandelte er mit Frankreich und England zwar fortwährend noch im tiefsten Geheimnisse, aber die Gelegenheit zur Ausführung wollte sich nicht finden. Auf der andern Seite milderte Karl, der des Papstes auch nicht entrathen konnte, das Los desselben durch leidlichere Bedingungen. Als nun der vom Papste aufgegebene Zapolya sich den Türken in die Arme warf, als diese in Ungarn einfielen und auch die deutschen Erblande bedrohten, ward Karl's Sprache gegen Clemens immer freundlicher, weil dieser aus den geistlichen Gütern eine erwünschte Geldhülfe zu bieten hatte. Clemens begriff die Lage der Dinge: Franz hatte sich ihm als ein schlechter Bundesgenosse, der Kaiser dagegen als ein überlegener Feind bewiesen. Eine vollständige Aussöhnung erfolgte durch den Vertrag von

Barcelona (29. Juni 1529). In demselben versprach Karl die Ausrottung der Ketzerei und die vollständige Herstellung des Hauses Medici in seinem Territorialbesitze; Clemens dagegen sagte dem noch eben erst mit Bann und Absetzung Bedrohten die Krönung zum Römischen Kaiser zu, setzte den Lehnszins für Neapel auf die ursprünglich übliche Lieferung eines Zelters herab und verwilligte für Karl und Ferdinand den vierten Theil der geistlichen Einkünfte ihrer Länder zur Vertheidigung Ungarns und Italiens.

Die Nachricht von der Ausgleichung mit dem Papste beförderte den Abschluß des Friedens von Cambray (5. Aug.). Karl ging auch aus dem Kampfe mit Frankreich und England als Sieger hervor.

Aber während der Kaiser im Westen und Süden glücklich war, zog von Osten her ein mächtiger Sturm heran, und im Innern Deutschlands und selbst noch in verschiedenen Theilen Italiens zeigte sich bedenkliche Gärung. Aus Ungarn schlug Zapolya mit seinen geringen Scharen die Truppen Ferdinand's zurück, und als nun Soliman mit 150000 Türken heranzog, fand er den Weg nach Wien geöffnet. Zu Speier aber hatte der im Frühling gehaltene Reichstag nur die höchst bedenkliche Protestation der Evangelischen und fast gar keine Türkenhülfe geliefert. Pfalzgraf Friedrich, seit kurzem wieder Reichsstatthalter und, weil man ihn mit der Hand der verwitweten Königin von Ungarn köderte [197]), jetzt auch Reichsfeldherr gegen den Erbfeind, hatte Mühe, 600 Mann für sein erstes Ausrücken zusammenzubringen, und sah sich dazu verurtheilt, ein müßiger Zuschauer der Ereignisse zu bleiben.

Diese Verlegenheit Oesterreichs war abermals günstig für die Absichten der bairischen Fürsten. Mit Zapolya knüpfte Herzog Wilhelm neue Verbindungen an [198]), und seine Anstrengungen um die Königswahl führten ihn um

einen Schritt weiter. Albrecht von Mainz sagte ihm am 31. Juli schriftlich seine Stimme zu. Dafür versprach ihm Wilhelm durch einen am 3. Aug. ausgestellten Revers: die lutherische Lehre möglichst auszurotten, Privilegien, Aemter und Zölle zu bestätigen, 100000 Goldgulden für einmal und einen lebenslänglichen Jahrgehalt von 5000 zu zahlen, die beiden Messen von Frankfurt nach Mainz zu verlegen, bei den Ständen soviel als möglich zu erwirken, daß der Kurfürst wegen seiner Schulden nicht gemahnt werde, bei dem Papste zu befürworten, daß derselbe auf Lebenszeit die facultates Legati a latere in seinen drei Stiftern mit der Verleihungsbefugniß für alle vom Papste zu vergebenden Prälaturen, Kanonikate und Präbenden erhalte, auch einen Coadjutor auf beliebige Bedingungen annehmen dürfe, verschiedenen Räthen und Beamten nach vollzogener Wahl Geschenke zu machen, auf der nächsten frankfurter Messe 12000 von den 100000 Goldgulden vorauszuzahlen, und verschiedenes andere.[199]) Es findet sich, daß die erwähnten 12000 Gulden wirklich eingezahlt worden sind. Für Wilhelm von Baiern war es aber mislich, daß dieser Uebereinkunft mit Mainz der Friede von Cambray so bald folgte und daß zwei Monate nachher auch Soliman vor den Mauern von Wien die Grenze seines Vorrückens fand.

Im Nachsommer 1529 langte Karl aus Spanien in Italien an und brachte den folgenden Winter daselbst zu. In Genua, in Piacenza, am längsten in Bologna verweilte er, um die italienischen Angelegenheiten zu ordnen und mit dem Papste über Maßregeln gegen Türken und Lutheraner zu verkehren. Die Frage wegen des allgemeinen Concils, auf welches der Kaiser anfangs drang, blieb zuletzt in der Schwebe; bei den Protestanten aber sollte zuerst noch einmal die Güte versucht und dann, wenn diese nicht helfen würde, Gewalt gebraucht werden. Zu Bologna empfing

Karl auch die Kaiserkrone (24. Febr. 1530), ohne daß die Kurfürsten anwesend oder eingeladen waren, eine Formverletzung, die durch die Eile der Sache entschuldigt und später durch Protestation und Revers wieder gut gemacht wurde. Auf die Krönung aber legte Karl schon darum Werth, weil sie für die demnächst in Deutschland zu betreibende Königswahl Ferdinand's ein Hinderniß beseitigte, das vor zwölf Jahren gegen ihn selbst aus Maximilian's Nichtgekröntsein hergeleitet worden war.[200])

Von Bologna brach Karl nach Deutschland auf, wo ein Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben war, um auch hier gegen Türken und Protestanten vorzuschreiten. Zu Mantua traf ihn eine Deputation des Reichsregiments, die zur Krönung Glück wünschen und um Beschleunigung der Ankunft bitten sollte. An ihrer Spitze stand Pfalzgraf Friedrich. Karl empfing ihn äußerst freundlich und spielte in feiner Weise auch auf die künftige Schwägerschaft an. Graf Heinrich von Nassau, der kaiserliche Oberkämmerer, gab sogar vertrauliche Winke, als sei es Absicht, den künftigen Kaiserschwager auch zum Römischen König zu machen. Der leichtgläubige Pfalzgraf schwärmte in Hoffnungen und stellte sich dem Hause Habsburg wieder ganz zu Diensten. Zu Innsbruck, wo auch die Königin Maria anwesend war, rückten nun Granvella und Graf Heinrich mit Weiterm heraus. Es sei, sagten sie, an den Kaiser eine Einladung ergangen, auf der Durchreise die Herzoge von Baiern in München zu besuchen. Nun könne der Kaiser nicht gut ablehnen, wisse aber doch recht wohl, was in seiner Abwesenheit Herzog Wilhelm bei den Kurfürsten, namentlich auch dem pfälzischen, betrieben habe, und besorge, daß bei einer künftigen Abwesenheit Aehnliches sich wiederholen möge. Das pfälzische Haus, von den Baiern ohnehin so feindlich gehaßt, sei sicherlich solchen Umtrieben gänzlich fremd. Darum habe der

Kaiser beschlossen, sofern der Pfalzgraf es rathsam finde und seine Mitwirkung zusage, den Versuch zu machen, ob nicht die Kurfürsten dazu vermocht werden könnten, im Interesse des Reichs seinen Bruder Ferdinand zum Römischen König zu erwählen. Friedrich sagte in bescheidenen Formen seine Dienste zu und bat sich dafür aus, beim Kaiser nun auch der bewußten Heirath zu gedenken. Nach wenigen Tagen brachte Granvella die Antwort: Maria habe den beiden Brüdern zwar zuerst erwidert, sie sei allzu sehr in den Gram um den so unglücklich verlorenen Gatten versunken, um an eine Wiedervermählung zu denken; auf weiteres Zureden habe sie jedoch erklärt, wenn sie jemals wieder zur Ehe schreiten sollte, so würde ihr keiner lieber sein als der Pfalzgraf, doch unter der Bedingung, daß dieser schon jetzt seine Mithülfe zur Königswahl bestimmt erkläre und vor der Vermählung durch die Abdankung seines Bruders selbst zur kurfürstlichen Würde erhoben werde. Die erste dieser Bedingungen sagte Friedrich von neuem zu, gegen die zweite aber empörte sich sein brüderliches Herz. Granvella lenkte ein. Er sprach von Weiberlaunen und Witwenscham, der Baum falle nicht auf den ersten Hieb und zu Augsburg werde sich bei näherer Bekanntschaft die Sache schon besser stellen. Jetzt war Friedrich ein gewonnener Mann; in dem siebenundvierzigjährigen geld- und länderarmen Fürsten wurzelte die Hoffnung auf die Hand der fünfundzwanzigjährigen Königswitwe. Er erhielt vorläufig 4000 Kronen auf die ihm noch schuldige Hauptsumme und folgte dem Kaiser als Präsident seines Raths zum Reichstage nach Augsburg. Dort sollte nicht nur die vollständige Tilgung der Schuld, sondern auch die schließliche Antwort wegen der Vermählung erfolgen.[201])

In München thaten die bairischen Fürsten durch Jagden und festliches Gepränge das Beste, um eine freundliche Ge-

sinnung zu bekunden, die sie in der That nicht hatten. Karl ließ es gelten und zog nach einigen Tagen weiter.

Zu Augsburg kam es schon beim feierlichen Einzuge zu einem nicht bedeutungslosen Etikettenstreit, da für Ferdinand, als König von Ungarn, und für den päpstlichen Legaten Campeggio ein bevorzugter Platz im Zuge beansprucht wurde, den die Stände nicht zugestanden. Auch zeigten sogleich die Protestanten, wie wenig ihnen in Sachen des Glaubens der Wunsch und Wille des Kaisers galt, als sie weder der Fronleichnamsprocession beiwohnen, noch dem Verbote der Predigten sich ohne weiteres bequemen wollten. Es ward nöthig befunden, die Religionsangelegenheit vor dem Begehren der Türkenhülfe zu verhandeln; für die letztere wäre sonst nicht das Mindeste zu hoffen gewesen.

Am 25. Juni überreichten die Protestanten dem Kaiser ihr Glaubensbekenntniß und baten um ein allgemeines und freies Concil. Karl übergab die Confession den Theologen, um eine Widerlegung auszuarbeiten. Diese sollte den Protestanten vorgelesen werden, und wenn sich dieselben hierbei nicht beruhigen und zum Alten zurückkehren würden, dann sollte weiter gegen sie verfahren werden. Wie und wodurch, das hatte man sich freilich noch nicht recht klar gemacht.

Indessen suchte man gleichzeitig auch die einzelnen Häupter der Protestanten persönlich zu fassen. Obenan stand der Kurfürst Johann von Sachsen. Johann hatte es bis dahin noch nicht durchsetzen können, seine Belehnung als Kurfürst zu erhalten, obgleich ihm schon auf dem wormser Reichstage die Mitbelehnung neben Friedrich dem Weisen ertheilt worden war. Auf seine Muthung unmittelbar nach des Bruders Tode (1525) hatte der Kaiser zuerst geschwiegen, dann, bei wiederholtem Gesuche, auf seine baldige, aber immer wieder hinausgeschobene Ankunft in Deutschland hingewiesen und einstweilen nur Indulte, das erste auf zwei

Jahre, das zweite auf ein weiteres Jahr, ertheilt. Das letzte dieser Indulte stand wieder am Ablaufen (August 1530). Darum hatte Johann seinen Hofmarschall Hans von Dolzigk dem Kaiser nach Innsbruck entgegengeschickt, um von neuem anzuhalten. Karl hatte wiederum auf seine bevorstehende Ankunft in Augsburg vertröstet, inzwischen aber, als wenn er einen persönlichen Willkomm und gewisse Aufklärungen erwarte, dem Kurfürsten an die Hand geben lassen, ihm bis Kufstein oder München entgegenzureisen, wo dieser dann bearbeitet werden sollte. Auf solchen Privatverkehr aber war Johann, um nicht seinen Glaubensgenossen gegenüber in eine schiefe Stellung zu gerathen, nicht eingegangen. Sein protestantisches Benehmen auf dem Reichstage, insbesondere auch, daß er nach der Uebergabe der Confession seiner Partei das Recht vorbehielt, nach Bedürfniß noch weitere Artikel einzureichen, steigerte die Misstimmung des Kaisers und schien die Anwendung wirksamerer Mittel zu erheischen.

Am 16. Juli ließ ihm Karl durch den Pfalzgrafen Friedrich und durch Heinrich von Nassau Folgendes entbieten: Aus der Unterzeichnung der Confession und anderer Schriften gehe hervor, daß Johann im Glauben sich von dem Kaiser abgesondert habe; auch erwähne er in einer ganz neuerdings übergebenen Schrift seiner Mitverwandten, woraus ein „Verbündniß“ abzunehmen sei; ferner sei dem Kaiser ein geheimes Verständniß mit den Schweizern zu Ohren gekommen, und endlich widerstrebe Johann eigenmächtig dem wormser Edicte. Weil nun der Kaiser den Kurfürsten auf seinem Willen beharren sehe, seinerseits aber doch auch eine Seele und ein Gewissen habe, so sei es ihm nicht genehm, ihm die kurfürstlichen Lehen zu ertheilen, zumal man nicht wisse, wessen man sich zu dem Petenten zu versehen habe. Wolle sich dieser aber eines

Bessern bedenken, so dürfe er auf die kaiserliche Gnade rechnen.[202])

Hiergegen berief sich Johann für seine Forderungen auf sein gutes Recht, für den Glaubenspunkt aber auf Gottes Wort und sein Gewissen, und stellte jede Theilnahme an einer dem Kaiser feindseligen Verbindung in Abrede; mit den Schweizern aber habe er niemals weder öffentlich noch heimlich um einen Bund verhandelt.[203]) Die Angelegenheit gerieth auf den langen Weg des Schriftenwechsels.

Den Kurfürsten, eine ernste, tiefreligiöse und sittliche Natur, konnte der erlittene Abschlag und des Kaisers sichtbare Ungnade zwar betrüben, aber nicht untreu machen. Er war es ja gewesen, der, als die Theologen sich bereit erklärten, die Confession nur in ihrem eigenen Namen zu übergeben, ihnen erwiderte: „Ich will meinen Christus auch mitbekennen.“ Und wenn er jetzt im schlimmsten Falle daran stand, Land und Leute zu verlieren, so mochte er jetzt wol noch ebenso gut mit dem Gedanken sich zu trösten wissen wie einst im Bauernkriege: auch er könne sich am Ende mit ein paar Pferden begnügen und ein Mann sein wie ein anderer Mann.

Die angekündigte Confutation ward endlich verlesen (3. Aug.); eine gewaltige Drohung gegen fernern Ungehorsam war angefügt. Hiermit wollte der Kaiser in der Religionssache sein letztes Wort gesprochen haben. Wenn nichtsdestoweniger mit seinem Genehmhalten die katholischen Stände sogleich wieder Vergleichsverhandlungen mit den Protestanten anknüpften, so lag hierbei in der That weder die Hoffnung noch selbst die Absicht einer innern Ausgleichung zu Grunde. Der Mehrzahl der katholischen Stände galt es um ein äußerliches Abkommen, das ihnen Kosten und Mühe des Kriegs ersparte, dem ungerüsteten Kaiser galt es um Zeitgewinn, den Protestanten aber um die

Vermeidung des Vorwurfs, daß sie den dargebotenen Mitteln zur Versöhnung auswichen. Der Papst mit seinem Anhange weniger Fanatiker, die auf ungesäumte Gewaltanwendung drangen, vermochte um so weniger durchzudringen, als selbst die katholischen Stände kein Interesse hatten, die einmal angeregte, auch der Beachtung ihrer Gravamina günstige Bewegung allzu frühzeitig zu unterdrücken. So verhandelte man denn durch weitere und engere Ausschüsse, dann sogar durch einzelne Personen länger als einen ganzen Monat, ohne bei aller Geschmeidigkeit in Worten und Wendungen in der Hauptsache sich auch nur um eine Haarbreite näher zu kommen. Die wirklichen Gegensätze lagen zu tief, um durch Rücksichten und Formeln sich heben zu lassen. Die Protestanten machten hierbei eine Erfahrung, die der sächsische Kanzler Brück in folgende Worte zusammengefaßt hat: „Und seind die Händel, sonderlich der sieben Artikel halben, in allen Ausschüssen auf die Wege gericht gewest, wie man sagt, daß ein Windischer und Deutscher etwo mit einander geweidwerkt und ein Hasen und ein Eul sollten gefangen haben, und do es zur Beute kam, loset der Wende also, daß der Deutsche Eule nehmen sollt, wollt er Has nehmen, aber (mit umgekarten Worten) wollt er sich Has nehmen und Deutscher sollt Eul nehmen. Dann aus aller Handlung der Ausschuß wird Niemandes befinden mugen, daß in einigem derselben Artikel gehandelt ist worden, daß die öffentlichen mißbräuchlichen Artikel auf ihrem Theil geandert sollten oder wollten verandert werden, sondern es seind ihre Furschläge alle dohin gangen, daß ihre Bräuche recht sein und bleiben.“ [204])

Als weder Lockung noch Schrecken die Protestanten zum Abfall von ihrer Ueberzeugung zu bringen vermochte, ward endlich dem Kurfürsten von Sachsen, der längst auf seine Abreise gedrungen hatte, der Abschied in der Glaubenssache

verkündigt (23. Sept.). Der wesentliche Inhalt desselben war: sechs Monate Bedenkzeit für die Protestanten, dann gewaltsame Unterdrückung.

Der Kurfürst schied protestirend vom Kaiser. „Ohem, Ohem!“ rief dieser ihm beim Abschiede zu, „das hätte ich mich zu Euer Liebden nicht versehen!“ Mehrere Fürsten aber, und unter ihnen Albrecht von Mainz, beeilten sich, beim Kurfürsten von den schroffen Drohungen, welche Joachim von Brandenburg wie im Namen der Gesammtheit gegen die Protestanten hatte fallen lassen, als eigenmächtigen und unbefugten Ausbrüchen durch vertrauliche Botschaften sich loszusagen. Als der Reichstag geschlossen wurde (19. Nov.), konnte man zweifelhaft sein, ob dasjenige, was die katholische Mehrheit dem Kaiser gegen die Lutheraner zugesagt hatte, ein Offensiv- oder ein Defensivbündniß in sich schloß.

VIII.

Zwischen die Abreise Johann's von Sachsen und das Ende des Reichstags schob sich nun die geheime Einleitung der Königswahl Ferdinand's, ein Geschäft, das den Reichstag als solchen nicht anging und auch nur insofern ein geheimes war, als man wegen seiner Ungesetzlichkeit die Heimlichkeit wenigstens beabsichtigen und wünschen mußte. An Spuren und Vermuthungen im Publikum, daß man die Gelegenheit des Zusammenseins mit den Kurfürsten nicht versäumen würde, um das längst Beabsichtigte zu Stande zu bringen, fehlte es natürlich nicht. Schon im August schrieben die nürnbergischen Gesandten an ihren Magistrat, daß etwas der Art im Werke sein müsse.[205]) Zwischen Herzog Wilhelm von Baiern und dem Kurfürsten von Sachsen war noch vor der Abreise des letztern Verabredung genom-

men worden, der Wahl Ferdinand's, falls sie wirklich betrieben werden sollte, entgegenzuarbeiten. [206]) In beiden Fürsten wirkten hierbei allerdings ganz verschiedene Beweggründe. Wilhelm zeigte sich zwar in der Glaubenssache nicht weniger streng als Ferdinand, war aber gerade in der Wahlsache dessen persönlicher Nebenbuhler und wollte in keinem Falle das von ihm gehaßte und gefürchtete Haus Habsburg noch höher steigen sehen. Johann hatte außer der politischen Rücksicht, daß jede Wahl der Art die sächsischen Vicariatsrechte beeinträchtige, gegen Ferdinand noch den besondern Grund, daß dieser nicht nur in seinen Erblanden als Verfolger des Protestantismus aufgetreten war, sondern auch am Reichstage für denjenigen galt, der den jeweilig zu mildern Verfahren gestimmten Kaiser immer wieder zur Härte aufstachelte. Von Johann stand seiner ganzen bisherigen Haltung nach für Karl's und Ferdinand's Entwürfe nichts zu hoffen. Man ließ ihn daher heimkehren und zog ihn nicht einmal in die vor allem nothwendig zu erledigende Vorfrage, ob überhaupt ein Römischer König zu wählen sei.

Am 11. Oct., nachdem ohne Zweifel mit den einzelnen schon mannichfach unterhandelt worden war, beschied der Kaiser die in Augsburg noch anwesenden Kurfürsten und die Botschafter der bereits abgereisten, außer dem sächsischen, zu sich in seine Wohnung. Während er noch vor nicht ganz drei Wochen (24. Sept.) den Ständen die Versicherung gegeben hatte, vor vollständiger Erledigung der Religionsangelegenheiten das Reich nicht zu verlassen, ließ er jetzt eröffnen: Es sei ihm fernerhin in Deutschland zu verweilen nicht möglich; dem Reiche müsse, damit es nicht ohne Haupt sei, ein neuer Römischer König gegeben werden; für diese Würde habe er seinen Bruder Ferdinand im Auge, und weil nun das Zusammensein der Kurfürsten gerade jetzt

eine desto leichtere Erledigung gestatte, so wünsche er, daß man sofort in dieser Angelegenheit beschließe und auch über die Frage entscheide, ob der Kurfürst von Sachsen zur Wahl zu berufen sei oder nicht. [207]) Nach genommener Berathung erklärten die Botschafter der Abwesenden (Trier, Köln und Pfalz), daß sie für diese Sache nicht instruirt seien; es sei also gerathen, daß der Kaiser sämmtliche Kurfürsten zur Verhandlung über wichtige Reichsgeschäfte (ad tractandum de arduis negotiis) persönlich zu sich nach Speier berufe, wo denn auch die Frage wegen des Kurfürsten von Sachsen zu entscheiden sein würde. [208])

Für die Nothwendigkeit der Berufung des letztern erhoben sich indessen schon jetzt Stimmen im Schoße der Versammlung. Die Gründe, welche hierfür angeführt wurden, liefen, den Acten zufolge, im wesentlichen auf Folgendes hinaus: Ein Kurfürst sei nach der Goldenen Bulle unabsetzbar und jedenfalls so lange im Besitz seines Wahlrechts, als er noch sein Kurland besitze. Ferner sei Johann nicht als ein von der Kirche Gebannter zu betrachten; denn weder sei er vorgeladen, noch in den Bullen mit Namen genannt, noch sonst in einer Weise als mit dem Bann belegt verkündigt worden. Auch habe er auf dem Reichstage, zu welchem er als Kurfürst erfordert worden, vor Kaiser und Reich und vor dem päpstlichen Legaten alle Attribute seiner Würde ungehindert ausgeübt und nehme sogar noch in diesem Augenblicke durch seine Räthe an allen Verhandlungen der Stände theil. Seine Uebergehung werde daher nicht nur eine ohne ihn vorgenommene Wahlhandlung ungültig machen, sondern könne auch, was wohl zu beachten, Veranlassung zu Unruhen in Deutschland werden. [209])

Der Kaiser hob die Sitzung mit der Erklärung auf, daß er die Sache erwägen wolle und morgen weitern Vortrag werde erstatten lassen. [210])

Am andern Morgen (12. Oct.) erschienen die Räthe Karl's und Ferdinand's in der Versammlung, die diesmal in der Wohnung des Kurfürsten von Mainz stattfand. [211]) Sie legten zwei verschiedene Gutachten vor, ein deutsches [212]) und ein lateinisches [213]), in welchen beiden ausgeführt wurde, daß Johann nicht zur Wahl zu berufen sei, daß seine Berufung die Gültigkeit der Wahl vernichten würde, seine Uebergehung aber ihn zu keiner Beschwerde berechtige.

Den am vorigen Tage vorgebrachten Gründen ward Folgendes entgegengesetzt: Eine unbedingte Unabsetzbarkeit der Kurfürsten kenne die Goldene Bulle nicht; selbst Kaiser und Päpste könnten als Ketzer ihrer Aemter entsetzt werden, und in Georg Podiebrad liefere die Geschichte das Beispiel eines abgesetzten Kurfürsten. Der thatsächliche Besitz von Sachsen sei nach der gesetzlich verwirkten Kurwürde nicht mehr eine possessio de jure, sondern eine ungerechte Detention, eine Usurpation, welcher vernünftigerweise kein Wahlrecht anhaften könne. Im Bann aber und folglich untüchtig würde Johann schon ipso jure, ohne Citation und Proceß, ganz allein durch seine offenkundige und hartnäckige Ketzerei sein; er sei aber noch außerdem, wennschon sein Name nicht genannt werde, durch die von Leo X., Adrian VI. und Clemens VII. ausgesprochenen Bannflüche gegen Luther's Schützer, Begünstiger und Anhänger, weß Standes sie sein möchten, ausdrücklich und unverkennbar in den Bann erklärt. Seine Gegenwart und Theilnahme am Reichstage verschlage hiergegen nichts; dieselbe sei aus nothwendiger Toleranz zugelassen worden, um ihn zu hören und auf den rechten Weg zurückzubringen. Er sei aber verstockter hinweggegangen als gekommen; und hätte ihn selbst der Papst zum Fußkusse zugelassen, so würde ihn eine solche Gnade nicht absolviren oder seine fortdauernde ketzerische Haltung

zu einer rechtgläubigen machen. Wollten nun die Kurfürsten, um eine Ungültigkeit der Wahl zu vermeiden, der Goldenen Bulle zu gefallen auf der Berufung Johann's bestehen, so würden sie gewiß aus der Charybdis in die Scylla gerathen. Ungültig nämlich würde die Wahl gewiß durch die Mitwirkung eines Bännigen; der Papst würde dieselbe nicht anerkennen und die Kurfürsten zur Strafe wol gar ihres Wahlrechts berauben [214]), zum großen Vergnügen der Neider, welche die Vergebung der Kaiserkrone gern in den Händen der Ausländer sähen. [215]) Was aber die Besorgniß vor Unruhen anbelange, so hätten sich ja die Stände mit dem Kaiser zur Handhabung des Glaubens vereinigt, und beide Theile würden treu zusammenstehen; einen offenbaren Ketzer zulassen, heiße aber nicht den Glauben handhaben, sondern würde vor dem Papste und der gesammten Christenheit für den Kaiser und die Kurfürsten der äußerste Schimpf sein.

Schließlich wies das eine der beiden Gutachten auf den Satz hin, daß eine durch die Zulassung eines Gebannten ungültige Wahl allerdings dadurch geheilt werden könne, daß der Papst kraft seiner Machtvollkommenheit nachträglich alle innern und äußern Mängel derselben ausfülle, und dieser Satz — so meinte es — könne wol auch auf die Zulassung eines öffentlich erklärten Ketzers Anwendung finden. [216])

Man sieht, daß die kaiserlichen Hofkanonisten gegen den Kurfürsten dem päpstlichen Bann eine Wirkung beilegten, die Karl an seiner Person, wenn Clemens ihn, wie er so nahe daran war, im zweiten französischen Kriege förmlich und namentlich gebannt und abgesetzt hätte, gewiß nicht anerkannt haben würde. Doch hier galt es ja, eine hinderliche Stimme zu beseitigen. Aber auch in diesem Falle schlug die Anwendung des päpstlichen Rechts nicht so leicht

und einfach durch. Mancher unter den Wählern mochte an das „Heute mir, morgen dir!“ denken. Auf einem bei den Acten liegenden Blatte, auf welchem Berathungspunkte verzeichnet sind [217]), finden sich auch die Fragen [218]): ob die Kurfürsten für den Fall, daß der Papst noch vor der Wahl Johann als Ketzer namentlich in den Bann erkläre und ihnen dessen Zulassung zur Wahl verbiete, rechtlich verbunden seien, diesem Gebote Folge zu leisten? ob es gerathen sei, in einer Sache, die auf die Beraubung der Fürsten auslaufe, dem Papste eine so gewaltige Macht über sich selbst einzuräumen, oder ob es nicht vielmehr ein Rechtsmittel gegen ein solches Ansinnen gebe? Es wurde ferner gefragt, ob bei der Zulassung Johann's nicht auch außer der päpstlichen Dispensation ein Mittel gegen die Ungültigkeit zu finden sei?

So hatte auch die Auslassung des Kurfürsten ihre bedenkliche Seite, und die Kaiserlichen mußten auf weitere Auskunft sinnen, um über die Schwierigkeiten hinwegzukommen.

Dem lateinischen Gutachten findet sich, wahrscheinlich im Laufe der weitern Verhandlung entstanden, ein Nachtrag angehängt, in welchem es heißt: der sicherste Weg sei wol, beim Papste noch vor der Wahl ein Indult auszuwirken, wodurch Johann für diesen einzelnen Act für fähig erklärt und die gegen ihn gerichteten Censuren lediglich in Bezug auf das Wahlgeschäft suspendirt, im übrigen aber in voller Kraft erhalten würden. [219]) Ein noch späterer Anhang gibt den Rath, der Kurfürst von Mainz könne auch als Präsident des Wahlcollegiums vor der Handlung die Aufforderung ergehen lassen, daß Gebannte und Unfähige sich aus dem Collegium entfernen möchten, und hiermit die Protestation verbinden, daß man mit ihnen nicht zu handeln beabsichtige; eine solche Protestation sei nach den Kanonisten

zur Vermeidung der Nichtigkeit da anzuempfehlen, wo ein unfähiger Gewaltiger sich eindränge, den man ohne Skandal und Gefahr nicht hinaustreiben könne.[220])

Nachdem den Kurfürsten und Gesandten die beiden Gutachten (ohne Zweifel noch ohne den erwähnten Nachtrag) mitgetheilt worden waren, baten sie sich einfach Abschrift derselben aus und erklärten, daß sie überhaupt nicht weiter in der Sache verhandeln könnten, bevor der Hauptpunkt entschieden sei; dieser aber müsse zwischen dem Kaiser und dem König auf der einen und den Kurfürsten auf der andern Seite mittels besonderer Verhandlungen (ad partem) ins Reine gebracht werden; dann werde sich vom Uebrigen reden lassen.[221])

Da, wo der Verfasser der handschriftlichen Nachricht, welcher wir hier folgen, von dem vor allem Uebrigen auf dem Wege der Privatverhandlung zu erledigenden Hauptpunkte redet, setzt er in Parenthese ein bedeutungsvolles „Tu me intende!“ hinzu. Nach allem Vorhergegangenen und Nachfolgenden werden wir wol nicht fehl gehen, wenn wir jenes „Verstehest du mich?“ dahin deuten, daß Karl und Ferdinand in jenem Augenblicke noch nicht mit allen Kurfürsten über den Preis einig waren, um welchen sie ihre Stimme haben konnten. Dieser Punkt mochte neben der Frage wegen der Zulassung Johann's noch gar manches zu thun geben.

Eine nicht unerhebliche Schwierigkeit bildete namentlich auch die geheime Candidatur des Herzogs von Baiern. Abgesehen von dem Widerstande gegen Ferdinand's Wahl, wegen deren jener Fürst in fortwährender Correspondenz mit Sachsen stand, hatten ihm auch zwei unter den Kurfürsten ihre Stimme sogar schon ganz bestimmt zugesagt. Diese waren, wie wir oben gesehen haben, Mainz und Pfalz. Aber auch der Erzbischof von Köln äußerte eines

Tags dem Pfalzgrafen Friedrich, der seiner Zusage gemäß für Ferdinand arbeitete, den Zweifel: „ob es wol gut sei, den König von Böhmen zu wählen, ob nicht andere Fürsten im Reiche, ob nicht die Fürsten von Baiern zu wählen sein möchten?" Diesem entgegnete der Pfalzgraf: es sei sein Bruder, der Pfalzgraf, der Aelteste, der werde sich nunmehr nicht leicht der Dinge beladen, und nach ihm sei Herzog Wilhelm der Vermöglichste, es möchte ihm aber eher zum Verderben als zum Vortheil gereichen.[222])

Den bairischen Herzogen ließ der Kaiser durch den Erzbischof von Salzburg einen gütlichen Vergleich wegen früherer Irrungen, insbesondere wegen Aufhebung des Verbots der Getreideausfuhr nach Tirol, anbieten; er verlangte dafür, daß sie ihren Widerstand gegen die Erwählung Ferdinand's aufgäben. Dieses hatte indessen nur zur Folge, daß man Sachsen sogleich hiervon in Kenntniß setzte und zum Beharren bei dem verabredeten Widerstand aufforderte.[223])

Auch eine persönliche Unterredung des Kaisers mit Herzog Wilhelm fruchtete nichts. „Er habe sich nicht versehen", sagte Karl, „daß jener, sein nächster Freund und Vetter, Ferdinand nicht nur bei der böhmischen Wahl gehindert habe, sondern auch bei der römischen Königswahl zu hindern suche; ihm sei bekannt, wie jener auch mit dem Wojwoden von Siebenbürgen (Zapolya) besondere Praktiken habe; ohne solche möchte Ferdinand mit Ungarn nicht in die Last gekommen sein." Hierauf erwiderte, wie berichtet wird, Wilhelm Folgendes: Daß er und sein Bruder nach der Krone Böhmens getrachtet, sei richtig; viele böhmische Herren und Edle hätten ihn darum ersucht. Es sei auch nichts Neues, daß die Herzoge von Baiern Könige von Ungarn und Dänemark gewesen; er könne daher nicht denken, warum

sie nicht ebensowol nach der römischen Krone und andern Königreichen trachten dürften; die Herren von Baiern seien Römische Kaiser und Könige gewesen, weil die Herren von Oesterreich noch Grafen gewesen. Er habe nicht nach der römischen Krone getrachtet, um Ferdinand davon auszuschließen, sondern weil es gegen Freiheit und Gewohnheit des Reichs sei, daß zwei als Römischer Kaiser und König zugleich regierten. Dem Kaiser habe er geschworen und werde ihn lebenslänglich für seinen Herrn erkennen. Wolle er die Krone an Ferdinand übertragen, und werde dieser von allen Reichsständen angenommen, so werde er es auch thun; so aber sei König Ferdinand nicht sein Herr, viele Stände würden ihm nicht gehorchen und er der ersten einer sein, wenn er ihn gleich nicht hindern könnte, sich Römischen König zu nennen. [224])

Wie viele Specialverhandlungen der Kaiser und Ferdinand noch nöthig hatten, um mit den noch nicht gewonnenen unter den Kurfürsten über den betonten Hauptpunkt sich zu vereinigen, vermögen wir nicht zu sagen. Doch hat es, wie der Erfolg lehrt, nicht eben langer Zeit hierzu bedurft, und eine Berufung nach Speier ist nicht nöthig gewesen. Die sächsische Streitfrage aber blieb länger in der Schwebe, und der Kaiser mußte darauf bedacht sein, sich hierin für alle Fälle vorzusehen.

Es liegt uns in dieser Beziehung ein merkwürdiges, bisher noch nicht gekanntes Document vor, eine Instruction Karl's an seinen Gesandten zu Rom. [225]) „Alle Stimmen der katholischen Kurfürsten“, so wird darin gemeldet, „sind dem König von Böhmen bereits gesichert; aber wegen des Kurfürsten von Sachsen ist man noch im Zweifel. Während Karl selbst ihm wegen seiner hartnäckigen Absonderung von der katholischen Religion die Lehen vorent-

halten und in der Wahlangelegenheit das Wort nicht gegönnt hat, in welcher er ihn auch fernerhin als gebannten und verstockten Ketzer nicht zugezogen wünscht, äußern doch die Kurfürsten die Bedenklichkeit, daß dann Krieg und Unruhe entstehen und der Türke desto leichter ins Land fallen würde; auch hoffen sie den Verirrten durch Berufung und Ermahnung noch auf den Weg der Wahrheit zurückführen zu können. Daher muß man Zeit zu gewinnen suchen und für beide Fälle sich vorsehen. Zu diesem Zwecke soll der Gesandte vom Papste, womöglich, zwei mit dem bleiernen Siegel versehene Diplome auswirken. Die erste dieser beiden Bullen soll den Kurfürsten trotz seiner bisherigen Excommunication und Ketzerei um des Wohls der Christenheit und der zu hoffenden Bekehrung willen für zulässig zum Wahlacte erklären und die auf ihn anzuwendenden Sprüche Leo's und Adrian's außer Kraft setzen; durch die zweite aber soll Johann nach eben diesen Sprüchen und seiner auf dem Reichstage bewiesenen Haltung als notorischer Ketzer seiner Länder, Ehren und Würden, insbesondere des Wahlrechts, ausdrücklich verlustig erklärt und den übrigen bei Strafe des Banns verboten werden, ihn bei irgendeiner ihrer Amtsverrichtungen zuzulassen. Beide Bullen sollen insgeheim dem Kaiser mit einem Breve zugefertigt werden, das ihn ermächtigt, je nach Umständen sich beider zusammen oder auch nur einer von beiden zu bedienen. Kann nur die zweite erwirkt werden, so soll auch bei dieser dem Kaiser der Gebrauch freigestellt werden."

Diese Instruction wurde durch den Majordomo Pedro de Cueva nach Rom gebracht, der am 30. Oct. von Augsburg abging. [226])

Etwa acht Tage nach Cueva's Absendung, nachdem inzwischen auch der von den Kurfürsten hervorgehobene Haupt-

punkt in Richtigkeit gebracht war, kam es in Augsburg zum Abschlusse eines förmlichen Wahlvertrags.[227]) Es schlossen denselben von der einen Seite der Kaiser und sein Bruder, von der andern die Kurfürsten von Mainz und Brandenburg in Person, sowie die von Trier, Köln und Pfalz durch ihre Bevollmächtigten, nämlich Johann von Metzenhausen und Dietrich von Stein für Trier, Dietrich von Manderscheid und Bernhard von Hagen für Köln, Ludwig von Fleckenstein und Wilhelm von Habern für die Pfalz. Nachdem — so heißt es in diesem Vertrage — der Kaiser aus tapfern, hohen und merklichen Ursachen wegen der Erwählung Ferdinand's gnädigste Unterhandlung und Rede mit den fünf Kurfürsten gehabt und diese um der erzählten Ursachen willen in jene Wahl gewilligt, wegen des Kurfürsten von Sachsen aber, der sich vom Glauben abgesondert habe und im päpstlichen Bann sein solle, Zweifel entstanden sei, ob er zur Wahl zu berufen sei oder nicht: so habe man nach reiflicher Erwägung beschlossen, daß derselbe allerdings nach Maßgabe der Goldenen Bulle erfordert und außerdem durch ein besonderes kaiserliches Schreiben eingeladen werden solle.[228]) Doch solle der Kaiser beim Papste bewirken, daß entweder der Bann insgeheim und ohne Sachsens Wissen suspendirt und der Kurfürst für diesen einzelnen Fall (ad istum actum electionis tantum) rehabilitirt, oder eine nachträgliche Heilung und Confirmation der durch Sachsens Betheiligung etwa ungültigen Wahl zugesagt, oder endlich daß der Kurfürst von neuem und mit Nennung seines Namens in den Bann erklärt werde. Für den letzten dieser drei Fälle verpflichteten sich die Kurfürsten, ihren sächsischen Collegen auf sonderliche päpstliche Inhibition und kaiserliches Geheiß[229]) als einen Bännischen von der Wahl auszuschließen und dieselbe vom nächsten 29. Dec. an ver-

möge gemeiner Rechte, Goldener Bulle und hergebrachten Gebrauchs zu vollbringen und zu vollziehen. Ferner verband man sich zur Aufrechthaltung derselben und zu gegenseitiger Hülfeleistung gegen alle Angriffe, die aus Anlaß derselben erfolgen könnten.[230]) Weil aber die Stadt Frankfurt „in kaiserlicher Majestät Ungehorsam des Glaubens halben stand, dazu die Sterbläufte der Pestilenz sich daselbst etwas schwindlich ereigneten“[231]), so wurde Köln als Wahlort festgesetzt. Ein Nachtrag bestimmte, daß Ferdinand die Wahlcapitulation Karl's auch für sich zu beschwören habe.

Demzufolge ergingen an den Kurfürsten von Sachsen gleichzeitig zwei Schreiben, deren Concepte im Original uns vorliegen. In dem einen schrieb Albrecht von Mainz, als Erzkanzler, die neue Königswahl, die der Kaiser für nöthig erklärt habe, auf den 29. Dec. nach Köln aus, weil Frankfurt wegen der Pest nicht zugänglich sei, und lud die Kurfürsten ein, entweder in Person oder durch Bevollmächtigte daselbst zu erscheinen, widrigenfalls die Wahl dennoch vor sich gehen werde.[232]) In dem andern Schreiben eröffnete der Kaiser: es seien wichtige und dringende Reichsangelegenheiten eingetreten, die ohne die persönliche Anwesenheit der Kurfürsten nicht erledigt werden könnten; Johann habe also bei seiner Fürstenpflicht am 21. Dec. sich in Person zu Köln mit den übrigen einzufinden, um die kaiserlichen Vorlagen entgegenzunehmen und hierüber zu berathen und zu beschließen. Auch hier war die Drohung angefügt, daß auch im Fall des Nichterscheinens werde vorgeschritten werden, wie die Wichtigkeit der Sache und das Bedürfniß des Reichs es erheische.[233])

So war also die Sache für alle Fälle aufs feinste vorbereitet. Stellte sich, wie wol zu erwarten war, der Kur-

fürst am 21. Dec. zu Köln nicht ein, so war doch der mögliche Lärm über Nichtberufung abgeschnitten, und die übrigen drückten zugleich demjenigen, was insgeheim längst beschlossen war, den Stempel der Einstimmigkeit auf. Erschien er aber, so hatte er im schlimmsten Falle gegen die Nothwendigkeit eines neuen Königs und gegen die beliebte Abkürzung des Wahltermins nur seine vereinzelte Stimme in die Wagschale zu werfen, und, wie sich aus spätern Aeußerungen schließen läßt, mit dem Ketzer würde man dann zu Köln auch ein anderes Wort gesprochen haben als noch vor kurzem zu Augsburg. Durch die Ladung auf den 29. Dec. aber schien der Erzkanzler auch seiner durch die Goldene Bulle ihm zugewiesenen Obliegenheit entsprochen zu haben, ohne daß dieser Act die übrigen Kurfürsten band; man hatte freie Hand, den Geladenen je nach seinem eigenen Benehmen und des Papstes Ermächtigung zurückzuweisen oder zuzulassen. Ferdinand's Wahl war also für beide Fälle vollkommen gesichert, und der einzige Unterschied lag nur darin, ob er eine Stimme mehr oder weniger erhalten sollte, ob es besser wäre, den Kurfürsten zum fortwährenden Gegner zu behalten, oder noch einen Versuch zu seiner Gewinnung zu thun. Wie weit oder wie enge der Papst die Grenze seiner Verwilligungen stecken würde, das konnte nur für die Zahl der möglichen Wege zum Ziel, nicht aber für die Erreichung des Ziels selbst etwas verschlagen.

Der Papst aber gab den weitesten Spielraum. Don Pedro de Cueva kam nicht mit dem Gesuche allein. Er überbrachte auch eine Goldene Bulle, durch welche der Kaiser das neulich durch Capitulation gewonnene Florenz dem Hause Medici unterwarf und Alexander von Medici, der für einen Bastard des Papstes galt und mit Karl's natürlicher Tochter Margarethe verlobt war, zum Oberhaupt bestellte.[234]) Ein solches Geschenk war wol des Dankes werth,

und der Dank ließ nicht lange auf sich warten. Nicht nur das längstgewünschte Indult zur Ausübung der ersten Bitte wurde jetzt ertheilt (20. Nov.), sondern es wurden auch die beiden einander so widersprechenden Bullen ganz nach dem gegebenen Muster ausgefertigt und mit dem gewünschten Breve, welches das Datum des 27. Nov. trägt, dem Kaiser zu beliebigem Gebrauche übersandt.[235] So war der Kurfürst von Sachsen, ganz nach Bedürfniß und nach des Kaisers Wohlgefallen, in einer Person wahlunfähig wegen seiner Ketzerei und doch auch wieder wahlfähig trotz seiner Ketzerei. In dem einen Falle waren die Kurfürsten mit Bann und Absetzung bedroht, wenn sie mit dem Beleidiger der göttlichen Majestät amtliche Gemeinschaft hielten, in dem andern aber war diese Gemeinschaft wiederum eine vollkommen makellose und rechtsgültige, weil es dem Kaiser gefiel, aus den von dem römischen Bischof gemischten Karten gerade die eine und nicht die andere zu ziehen. Die beiden noch vor wenigen Jahren einander so feindseligen Häupter der Christenheit gingen jetzt recht einträchtig zusammen, das deutsche Staatsrecht und die Schicksale der deutschen Fürsten einander in die Hände zu spielen. Die Kurfürsten aber dachten inzwischen mehr an das Geldstück, um welches sie sich verdungen hatten, als an ihre eigenen und des Reichs Rechte.

Und die Preise für die Stimmen waren auch diesmal wieder beträchtlich, am meisten für diejenigen, die erst von der Verbindung mit Baiern losgeschnitten werden mußten.

Pfalzgraf Ludwig ließ sich 160000 Gulden verschreiben und außerdem die Landvogtei zu Hagenau auf seine und seines Bruders Lebenszeit verpfänden; ferner erhielt er die Versicherung, daß ihm die pfälzischen Besitzungen, die er durch Maximilian's Spruch in dem landshuter Erbfolgestreit verloren hatte, zurückerstattet werden sollten.[236] End-

lich ging man auch sogleich an die Nachzahlung der rückständigen Pensionen und an die Entrichtung der laufenden. [237]) So viel konnte Baiern nicht geben; das schon ausgearbeitete Concept eines Wahlvotums für Herzog Wilhelm blieb ungebraucht bei den Acten liegen. Später hat Pfalz auf den Vorwurf des Wortbruchs einfach erwidert: Kurfürst Ludwig erinnere sich wol, daß Herzog Wilhelm zu Heidelberg beim Schießen und hernach zu Ellwangen wegen der römischen Königswahl mit ihm gesprochen habe, aber die Umstände hätten sich nachher anders gestaltet. [238])

Mainz hatte zwar von Baiern schon 12000 Gulden baar erhalten [239]); aber sein Vortheil war an Baiern nur so lange gekettet, als man annehmen durfte, daß der Papst mit dem Kaiser gründlich zerfallen sei. Jetzt war dieser bei weitem besser im Stande als Wilhelm, dem ruhe- und genußsüchtigen Prälaten die gewünschten Facultäten des Legatus a latere in seinen drei Stiftern und zugleich die Gestattung von Coadjutoren unter beliebigen Bedingungen zu Rom auszuwirken. In diese Verpflichtung trat denn der Kaiser ein [240]), und Albrecht machte auch nach vollzogener Wahl einen kurzen, bald von ihm selbst wieder aufgegebenen Versuch mit der Bestellung eines Coadjutors für die mainzer Diöcese. [241]) Ferner sollte ihm das Territorialrecht über die vor drei Jahren wegen ihres Protestantismus in die Acht erklärte Stadt Magdeburg zugesprochen werden, was aber Ferdinand hinterher nur mit Clauseln ausführen wollte, welche die ganze Erklärung unnütz machten. [242]) Statt der von Baiern versprochenen 5000, erhielt der Kurfürst jetzt 10000 Goldgulden Pension, und für das abgelaufene Jahr derselben ging schon am Tage nach der Vollziehung des Vertrags eine Anweisung nach den Niederlanden ab. [243])

Brandenburg hatte die Zusage eines endlichen Vertrags über Zossen und die böhmischen Lehen sowie einer Verbesserung an Züllichau und Crossen erhalten. [244])

Trier war seit vier Jahren als Rath im Solde Karl's und Ferdinand's; ob bei dieser Veranlassung noch ein besonderer Zuwachs stattfand, vermögen wir nicht zu sagen.

Köln endlich durfte schon die Nachzahlung seiner seit elf Jahren rückständigen Verehrungen und Pensionen als einen Gewinn betrachten. Seine Gesandten zu Augsburg sagten, wie wir oben bemerkt haben, neben den übrigen seine Stimme zu; aber selbst noch nach dem Anfange der Wahlverhandlungen zu Köln sehen wir den Kurfürsten eine zurückhaltende Stellung einnehmen, bis ihm genügende Bürgschaft geleistet war, mit welcher zum Theil der ebenso diensteifrige als heirathslustige Pfalzgraf Friedrich sich zu belasten ausersehen war. [245])

Der Abschluß des Vertrags vom 8. Nov. entging der Wachsamkeit des Herzogs Wilhelm nicht. Schon nach drei Tagen meldete er dem Kurfürsten von Sachsen den Hauptinhalt desselben [246]); nur über den Tag der Vollziehung, sowie über den der vorzunehmenden Wahlhandlung war er nicht genau unterrichtet. [247]) Er wußte aber, daß nicht Frankfurt, sondern Köln ausersehen war und daß auch Sachsen geladen werden sollte, welches letztere, wie man hörte, hauptsächlich Pfalz durchgesetzt hatte. [248]) Wilhelm forderte Sachsen auf, bei dem verabredeten Widerstande gegen eine dem Reiche so nachtheilige Wahl zu beharren.

IX.

Am 28. Nov. erhielt Johann von Sachsen gleichzeitig zwei Schreiben: das eine war das kaiserliche, das ihn wegen wichtiger und dringender Reichsgeschäfte auf den 21. Dec. persönlich nach Köln beschied, das andere das mainzische, das die Königswahl auf den 29. desselben Monats ausschrieb. [249]) In dem Besitze der päpstlichen Diplome konnte der Kaiser damals noch nicht sein; denn das begleitende Breve lautet, wie erzählt ist, erst vom 27. Nov.

Sogleich lud jetzt der Kurfürst durch ausgesandte Schreiben den Landgrafen und die übrigen protestantischen Fürsten und Städte auf den 22. Dec. nach Schmalkalden zusammen, um zu berathen, was in dieser Lage gemeinsam zu thun sei. Für sich selbst sendete er einstweilen seinen Sohn Johann Friedrich und seinen Rath Hans von Minckwitz mit Vollmachten und Instructionen nach Köln, um der ganzen Handlung als einer ungesetzlichen sich zu widersetzen.

Kurprinz Johann Friedrich traf noch vor dem bestimmten Tage zu Köln ein. Der Kaiser empfing ihn zur Audienz und zeigte sich mit der Entschuldigung des Vaters, daß statt seiner der Sohn komme, „gnädiglich zufrieden". Da noch nicht alle Geladenen angekommen waren, so begann erst am Christabend die feierliche Eröffnung der Verhandlungen in des Kaisers Zimmer. Umgeben von seinen Räthen und Secretären, ließ Karl seine Vorlage machen. Persönlich anwesend waren Mainz, Trier, Böhmen, Pfalz und Brandenburg, durch Bevollmächtigte vertreten Sachsen und Köln; doch trat abends spät auch noch der Kurfürst von Köln in Person ein. Das Wort für den Kaiser führte Pfalzgraf Friedrich. Der Kaiser — so sagte er — sei von Gott mit so vielen Erblanden begabt worden, daß er seinen wesent=

lichen Aufenthalt im Reiche deutscher Nation nicht zu nehmen wisse. Während seiner Abwesenheit habe sich so vieles Schlimme ereignet, vornehmlich durch den Zwiespalt im Glauben, durch Türkennoth, Bauernaufruhr und andern Ungehorsam, daß das angeordnete Reichsregiment solchen Schwierigkeiten nicht gewachsen gewesen. Es sei also dem Reiche ein Haupt nöthig, das regelmäßig im Lande selbst verweile. „Derhalb Ihre Kaiserliche Majestät freundlich und gnädiglich bei den Kurfürsten gesucht und begehrt, einen römischen König neben Ihrer Majestät zu erwählen, der da verständig, mühsam und handhaftig, auch von Landen und vermöglicher Macht sey, der zu Handhabung Friedens und Gerechtigkeit geneigt, dazu des Reichs kundig und erfahren, auch dem Ihre Kaiserliche Majestät zu vertrauen haben. Demnach Ihre Kaiserliche Majestät keinen tüglicheren oder nützlichern dazu wüßten und achteten, denn Ihrer Kaiserlichen Majestät Bruder, König Ferdinandum zu Ungarn und Böheim, welchs Königreich und Lande als eine Vormauer und Schirm deutscher Nation zu Aufenthalt des Türken gelegen wären, den auch Ihre Majestät neben ihr dulden und leiden möchten." [250])

Dieser Vortrag wurde sodann auch schriftlich übergeben. Am zweiten Weihnachtstage versammelten sich die Kurfürsten und Botschaften (auch diesmal war Köln nicht persönlich da) im Barfüßerkloster. Nach abermaliger Verlesung der Proposition ward der einhellige Beschluß gefaßt, den Kaiser zu ersuchen, daß er in Deutschland bleiben möge; man wolle ihm allen Gehorsam leisten und bedauere es, wenn etwa Unzufriedenheit mit den Kurfürsten oder andern Ständen dem Entschlusse zur Abreise zu Grunde liege. Für Sachsen allein konnte eine Wahrheit in dieser Bitte liegen, von dem Standpunkte der übrigen war sie eine leere Posse. Der Kaiser gab dem Kurfürsten von Brandenburg, der ihm die=

ses Gesuch überbrachte, zur Antwort: den Kurfürsten und andern Ständen habe er nichts vorzuwerfen, müsse aber auf seinem Begehren beharren. [251])

Am folgenden Tage war fortgesetzte Berathung im Kloster. Auch Ferdinand übte seine böhmische Stimme aus. „In solchem Rathschlag", sagt Spalatin's Bericht, „seind sechs Stimmen ohne besondere umständige bewegende Ursachen alsobalde darauf gefallen und seind einträchtig verglecht gewesen, weil die Kaiserliche Majestät über das angehörte und beschehene Ansuchen auf ihrem Begehr und Vornehmen verharreten, daß Ihre Majestät weiter zu ersuchen und zu bitten sein sollt, daß ihnen, den Kurfürsten, eine freie Wahl zugelassen würde." [252]) Abermals eine Posse, die wol nur zum Zweck hatte, vor Sachsen und der Welt die bereits verbriefte Unfreiheit der Wahl zu verdecken.

Nur Sachsen erklärte sich gegen das Ersuchen um eine Wahl schlechtweg. In der Entwickelung der Gründe für ihr Votum mußte die Gesandtschaft sich mit dem Gedächtnisse behelfen, da man ihr eine Abschrift der in die Hände des Erzkanzlers niedergelegten Proposition verweigert hatte. Ihre Gründe aber liefen auf Folgendes hinaus: Da der Kaiser erkläre, daß er keinen andern als Ferdinand neben sich dulden wolle, so gebe man sich schon durch das bloße Eintreten auf die Wahl gewissermaßen unter seinen Willen gefangen. Auch seien die Artikel noch gar nicht einmal in gemeinem öffentlichen Rathe bedacht und erwogen. Noch weniger habe man geprüft, ob die Goldene Bulle im gegenwärtigen Falle den Kurfürsten eine Wahl gestatte. Dieselbe weise ihnen eine solche ausdrücklich nur bei einer Erledigung des Reichs zu; für Verhinderungsfälle habe man das Vicariat von Pfalz und Sachsen. Auch sei es am Orte, von Karl's Wahlcapitulation und Versprechungen im

Interesse des gesammten Reichs zu reden. Karl habe, als er sich um die Kaiserwürde bewarb, schon ganz denselben Länderumfang besessen wie jetzt; er habe zugesichert, die meiste Zeit im Reiche zu verweilen, gegen des Reiches Freiheit und Gerechtigkeit nichts zu thun, auch nach der Succession oder Erbschaft des Römischen Reichs nicht zu trachten. Des Reiches Freiheit und Gerechtigkeit beruhe aber ganz vornehmlich auf der Goldenen Bulle; an dieser also müsse man festhalten und eine Abweichung könne nicht ohne die Genehmigung der Stände geschehen. Wolle man sich etwa darauf berufen, daß auch Wenzel und Maximilian bei Lebzeiten der Kaiser gewählt wurden, so hebe eine eigenmächtige Unregelmäßigkeit das Gesetz nicht auf, das überdies noch von Karl selbst mit der eidlichen Verwerfung aller Successionsanmaßung bestätigt worden sei. Endlich möge wohl beachtet werden, welche Folgen eine ungesetzliche Wahl für die Ruhe und Ordnung im Reiche haben könne. Wie wenn nun ein Theil der Stände sich weigerte, zwei Herren mit Eidespflichten verwandt zu sein? wenn sie geltend machten, daß sie ihr Eid nur gegen ein gesetzlich erwähltes Haupt zum Gehorsam verpflichte, — würde man dann den Kurfürsten nicht vorwerfen können, daß sie an solcher Spaltung und Verwirrung schuld seien? [253])

Die Einwendungen Sachsens blieben ohne Wirkung. Am 29. Dec. versammelten sich die sechs Kurfürsten persönlich im Dom zur Wahlhandlung. Vor dem Beginn der Messe waren sie in der Kapitelstube zur Unterredung zusammen. Dahin war auch die sächsische Botschaft beschieden. Bei der Vorlegung der Vollmachten erklärte der Kurfürst von Brandenburg, daß die sächsische Urkunde zur Wahl nicht genugsam sei. Johann Friedrich und Hans von Minckwitz erwiderten, es sei aus den bereits dargelegten Gründen auch gar nicht ihre Absicht, der Wahl beizuwohnen; zu demjeni=

gen aber, was sie sogleich thun würden, seien sie hinlänglich bevollmächtigt. Hierauf excipirten und protestirten sie an Ort und Stelle vor zwei Notarien gegen die vom Erzkanzler ausgeschriebene Wahl als eine nichtige. Die öffentliche Verlesung der übergebenen Exceptionsschrift aber wurde von den andern Kurfürsten abgeschlagen. Dem Pfalzgrafen Friedrich übergab der Kurprinz hierbei noch verschiedene Schreiben an den Kaiser selbst. Dann verabschiedete er sich und ritt noch an demselben Tage nach eingenommenem Frühstück von Köln ab. [254])

In einem der Schreiben an den Kaiser erklärte Johann Friedrich, die Protestation nothgedrungen im Interesse des Gesetzes und der Reichswohlfahrt gethan zu haben und dafür mehr Dank als Ungnade erwarten zu dürfen. Sollte aber ein Römischer König neben dem Kaiser auf gesetzlichem Wege als wünschenswerth und nothwendig erkannt werden und würden die Kurfürsten zu einer in jeder Hinsicht freien, unverdingten und unprocurirten Wahl schreiten können, so werde Kurfürst Johann zu handeln wissen, wie er es vor Gott, dem Kaiser und sämmtlichen Ständen verantworten könne. [255])

Unterdessen waren auch die protestantischen Fürsten zu Schmalkalden zusammengekommen. Kurfürst Johann, Herzog Ernst von Lüneburg, Landgraf Philipp von Hessen, die Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld und Fürst Wolfgang von Anhalt ließen sofort eine Remonstration an den Kaiser abgehen. Auch hierin wurde das den Kurfürsten nach der Goldenen Bulle zustehende Wahlrecht auf den Fall der Thronerledigung beschränkt; man vernehme, daß Mainz die Kurfürsten zur Wahl beschieden und daß ein Theil derselben gänzlich entschlossen sei, auf des Kaisers Begehren dessen eigenen Bruder zufolge eines gewissen, dem gemeinen Gerüchte nach e r k a u f t e n Contracts [256]) zum

Römischen König zu wählen. Sie baten den Kaiser dringend und flehend, um des Gesetzes, des Friedens und seiner eigenen Verpflichtung und Ehre willen eine solche Verletzung aller bestehenden Rechte nicht zuzulassen.[257])

An die zu Köln versammelten Kurfürsten gingen gleichfalls Protestationen ab. Der Erzkanzler — so wurde ausgeführt — habe seine Befugniß überschritten, indem er bei Leibesleben des Kaisers in einem Falle, welcher der vorhergehenden Entscheidung der gesammten Stände unterliegen müsse, eigenmächtig blos die Kurfürsten geladen; er habe sich nicht einmal an die Bestimmungen der Goldenen Bulle über Zeit, Ort und Geleit gekehrt; Ferdinand rühme sich schon jetzt seines Erfolgs; es sei gegen die Goldene Bulle, daß die Kurfürsten sich durch eine Zusage gebunden hätten; den Ständen sei es beschwerlich, zwei Häupter zu haben und doppelte Hülfe leisten zu müssen. Die Kurfürsten möchten also von dem nichtig begonnenen Geschäft abstehen; gegen eine regelmäßige und gesetzliche Behandlung der Sache werde man übrigens keine Einsprache thun.[258])

Alle von dem Kurprinzen und der Versammlung zu Schmalkalden erhobenen Einwendungen thaten indessen, wie vorauszusehen war, dem Laufe der Sache keinen Einhalt. Es liegen bei den Acten zwei Ablehnungen gegen den sächsischen Protest mit angefügter Gegenprotestation gegen die von Sachsen angedrohte Nichtigkeitsbeschwerde. Die Hauptsache dreht sich um die Rechtfertigung der mainzischen Citation nach Competenz und Form, sowie um die volle Competenz der Kurfürsten überhaupt auch im vorliegenden Falle. Der faulste Fleck des Ganzen, die bekannt gewordene und von den Gegnern mehrfach gerügte Unfreiheit und Bezahltheit der Wahl, wird vorsichtig nur folgendermaßen berührt: „Und als beschließlich solcher vermeinten Exception und Protestation angehangen, wo Sachsen vermöge der gulden

Bull und des Reiches Freiheit und Herkommen gemäß zu einer freien, unverdingten Wahle durch den Erzbischof von Mainz erfordert würde, daß sich seine kurfürstliche Gnade dermaßen erzeigen wollt, wie sie das gegen Gott, kaiserlicher Majestät und den Ständen des Reichs wißt zu verantworten, solches sey so viel mehr fremd und seltsam zu hören, als viel offentlich und am Tag, daß obgemeldts von Sachsen verordnete Botschaften damit und bei gewest, daß die Kurfürsten kaiserliche Majestät, weil sie ohne das allhie zu Collen gewest, unterthäniglich ersucht und gebeten haben, ihnen die Wahle, wiewohl die an ihre selbs vermöge der Recht, gulden Bulle und hergebrachten Gewohnheit frei und unverbunden, zum Ueberfluß ohne einig Condition freizulassen, auch gesehen und gehört, daß Ihre Majestät ihnen, den Kurfürsten, solche Election ohne alle Vorgeding und Condition freigelassen und heimgestellt habe." [259])

Wir kommen auf die Wahlhandlung selbst zurück. Als der Kurprinz und Minckwitz aus der Kapitelstube abgetreten waren, wurde beschlossen, die übergebene Protestation auf ihrem Unwerthe beruhen zu lassen; die Kurfürsten traten in den Chor, hörten die Messe vom Heiligen Geiste und leisteten nach dem Veni sancte Spiritus vor dem Hochaltar den gesetzlichen Eid. [260]) Hierauf begaben sie sich in die Sakristei und unterredeten sich, wie das Wahldecret besagt, „von wegen der Wahl und anderer Nothdurft dieser Sachen", erstreckten dieselbe „aus redlichen beweglichen Ursachen" auf die folgenden Tage und „beschuldigten und accusirten alsbald öffentlich des ungehorsamen geforderten Kurfürsten öffentlich Ausbleiben". [261])

Am 5. Jan. 1531 hörten die Kurfürsten abermals im Dom eine feierliche Messe, traten wieder in die Sakristei, klagten nochmals den Ungehorsam des abwesenden Kurfürsten an und schritten dann zur Umfrage. Auf den König

Ferdinand fielen, laut des Wahldecrets, einmüthig und einträchtig alle Stimmen, also auch seine eigene. Mainz ward von den übrigen ermächtigt, Ferdinand als den Gewählten zu verkündigen, „in welche einhellige Wahl", sagt das Wahldecret, „Ihre Königliche Würde auf unser Bitt und Begehr auch gewilligt und dieselbe, wiewohl mit Beschwerung, angenommen, die folgends in dem Chor offentlich vor allem Volk, in großer Zahl versammlet, auch verkündet und publicirt worden ist, mit nachfolgendem Lobgesang Te Deum laudamus und andern gewöhnlichen gezierten Ceremonien und Freuden". [262])

Am 11. Jan. wurde Ferdinand zu Aachen gekrönt. Zum Hohn für die deutsche Selbständigkeit sandte der Papst nicht nur seine Glückwünsche, sondern auch seine Bestätigung für die Wahl, und er begleitete dieselbe mit dem symbolischen Geschenk von Hut und Schwert. [263]) Aber das Schwert, das die Feinde der Kirche durchbohren sollte, blieb vorerst ungebraucht. Die Protestanten schlossen im Frühling ihren Schmalkaldischen Bund zur Vertheidigung ihres Glaubens. Als die zu Augsburg gegebene Bedenkzeit ablief, ohne daß eine Unterwerfung unter den Religionsabschied erfolgte, griff der Kaiser, statt zur angedrohten Gewalt, zu neuen Unterhandlungen durch Mainz und Kurpfalz, und König Ferdinand mußte hierbei helfen. Im Osten drohte neue Türkennoth, im Westen Frankreich; in Deutschland aber hörte Cornelius Scepperus, der vom Kaiser gesandt war, um ein Abkommen zu vermitteln, überall, die Lutheraner seien in fortwährendem Zunehmen und so hartnäckig, daß sie sich lieber todt schlagen lassen als von ihren Punkten abgehen würden. Niemand rieth zum Kriege als die Geistlichen, und Scepperus rieth wiederum dem Kaiser, der Thorheit der Priester zu gefallen nicht alles aufs Spiel zu setzen. [264]) Den Kurfürsten von Sachsen fanden die Grafen von Nassau

und Nuenar, die mit besondern Gnadenanerbietungen vom Kaiser kamen [265]), fest entschlossen, auf fernere Erörterung über die Religionspunkte nicht einzugehen: zu Augsburg habe man ein Glaubensbekenntniß abgelegt, bei dem man bleiben wolle, und weiter brauche man nichts, als die Freiheit nach demselben zu leben. Die Anerkennung der Königswahl hielt Johann hierbei als politische Frage ganz fern von der Religionssache. [266]) Auch war sie das; denn in ihr gingen die protestantischen Fürsten ganz Hand in Hand mit dem katholischen Baiern und ganz getrennt von den protestantischen Reichsstädten, die sich der Anerkennung nicht widersetzen wollten.

Ein Reichstag zu Speier sollte helfen. Da aber die vorbereitenden Verhandlungen ohne Erfolg blieben, so mußte er verschoben und nach Regensburg verlegt werden. In der Verlegenheit verfiel man auf merkwürdige Entwürfe. Zwischen Karl und Ferdinand wurde darüber verhandelt, ob es nicht etwa zu machen sei, daß die protestantischen Fürsten ohne Geleitszusage dahin zu locken wären, um sie dann in gefängliche Haft zu nehmen. Dieser Gedanke wurde indessen wieder aufgegeben, weil man vermuthete, daß die Protestanten hinter einen ähnlichen, schon zu Augsburg entworfenen Plan gekommen seien und deshalb auf ihrer Hut sein würden. [267]) Auch verlangte wirklich der Kurfürst von Sachsen ausdrückliche Geleitsversicherung. Dann schlug der Cardinal Campeggio dem Kaiser vor, man solle versuchen, Melanchthon durch Bestechung zu gewinnen und so die Lutheraner nachzuziehen; der Papst müsse ihm irgendeine Gnade zuwenden, oder besser noch der Kaiser, da Melanchthon arm sei und Weib und Kinder habe. Karl nahm diesen Vorschlag mit Wohlgefallen auf, gleich als wenn an dem einen Melanchthon der ganze Protestantismus gehangen hätte. [268])

Bei den Vorbereitungen zum Reichstage erwachte auch wieder die Erinnerung an den Pfalzgrafen Friedrich. Dieser Fürst hatte in Augsburg und Köln seine guten Dienste gethan, an letzterm Orte sogar sich für den Kaiser verbürgt. [269]) Aber die Heirath mit des Kaisers Schwester war nicht zu Stande gekommen, und ebenso wenig hatte sich die Hoffnung auf die Statthalterschaft der Niederlande erfüllt. [270]) Zum Ersatz dafür hatte ihm Karl die reiche Erbtochter von Montferrat zur Gemahlin vorgeschlagen. Doch auch in dieser Angelegenheit war nichts weiter geschehen. In einem Briefe an den Kaiser, bald nach der Königswahl, verbarg Friedrich seine Empfindlichkeit darüber nicht, daß man ihn nun seit zwei Jahren für seine Dienste mit Heirathsplanen herumziehe. [271]) Jetzt, wo man ihn von neuem in die unmittelbare Nähe des Kaisers ziehen wollte, verlangte er: Anweisung seiner jährlichen Pension von 5000 Goldgulden, von der Schuld des Kaisers, die er auf 40000 berechnete, eine jährliche Abschlagstilgung von 5000 Goldgulden, zur Belohnung für seine dreißigjährigen Dienste 15000 Dukaten, endlich Lösung von der kölnischen Bürgschaft. Aller dieser Leistungen aber sollte der Kaiser entlassen sein, sobald er die Heirath mit der Prinzessin von Montferrat zu Stande brächte. [272]) Karl fand diese Forderungen exorbitant und hätte sich gern ohne den Pfalzgrafen beholfen; aber Ferdinand schrieb ihm, derselbe sei nun einmal nicht zu entbehren und man müsse ihn darum in guter Weise hinzuhalten suchen. Letzteres geschah denn auch wieder, wie schon früher, mit allgemeinen Versicherungen. Zum Heirathen aber ist Friedrich auch diesmal nicht gekommen. Die Prinzessin vermählte sich mit dem Herzog von Mantua, und Granvella, der den Pfalzgrafen zum besten gehabt hatte, verdiente sich hierbei, wie es hieß, 20000 Dukaten. [273])

Einmal noch drängte es Ferdinand, das päpstliche Ehrenschwert gegen die Ketzer zu ziehen, damals als die katholischen Schweizer zu den Waffen griffen und Zwingli in der Schlacht von Cappel fiel. Wiederholt und dringend mahnte er den Bruder zur Theilnahme am Religionskriege. [274]) Karl aber fand keinen Beruf, um der kurzen Erfolge der Schweizer willen sich in unabsehbare Schwierigkeiten zu verwickeln. Erst wollte er wenigstens sehen, was der Papst thun und welche Stellung Frankreich einnehmen würde. Der erneuerte Krieg Zapolya's gegen Ferdinand und der Einfall der Türken in Steiermark, der im nächsten Frühling erfolgte, schnitt vollends jeden Gedanken an die Bekriegung der Protestanten ab. Es traf ein, was dem Papste vorausgesagt worden war, daß die deutschen Katholiken bei der Unthätigkeit des katholischen Auslandes nicht Thoren genug sein würden, um in fremdem Interesse einen blutigen Bürgerkrieg zu beginnen. [275]) In dem sogenannten Nürnberger Religionsfrieden, der eine Folge dieser Verhältnisse war, sanctionirte der Kaiser eine beschämende Rücknahme desjenigen, was zu Augsburg beschlossen und so bestimmt angedroht war.

Ueber die Anerkennung Ferdinand's aber enthielt der Nürnberger Friede nichts. Zwar war schon mehrmals, und noch vor kurzem zu Schweinfurt, über diesen Punkt verhandelt worden; aber Kursachsen hatte eine so umfassende, mit Genehmigung der Reichsstände herzustellende Ergänzung und Modification der Goldenen Bulle, um künftigen Misbräuchen vorzubeugen, zur Bedingung gestellt, daß man darüber nicht zum Ziele kam. Erst der Friede von Kadan (29. Juni 1534), der auch die würtembergische Angelegenheit austrug, brachte die Sache zum Abschluß. Die schmalkaldischen Bundesgenossen erkannten in demselben Ferdinand als Römischen König an; dafür aber sollte in

Zukunft niemals wieder ein Römischer König bei Lebzeiten des Kaisers gewählt werden können, es wäre denn die Nothwendigkeit einer solchen Wahl in einer besondern Vorversammlung der Kurfürsten dargethan und beschlossen worden.

Etwas später gab auch Baiern, das schon längst auch besonders unterhandelt und die Befriedigung seiner Privatinteressen erlangt hatte, seinen Widerspruch auf. So war jetzt auch Ferdinand anerkannter Römischer König, der dritte, aber nicht der letzte Habsburger, der seine Erhebung solchen Mitteln verdankte, wie wir sie geschildert haben.

Welch ein trauriges Bild haben wir vor unsern Lesern aufgerollt! Da liegt es vor uns, das Deutsche Reich, ein schwererkrankter Körper, sittlich und politisch angefressen in seinen edelsten Organen, verrathen und verschachert von seinen berufenen Hütern, ausgebeutet von persönlicher und dynastischer Selbstsucht, ein Tummelplatz der bodenlosesten Corruption, bald auch eine fast wehrlose Beute des Auslandes. Und so weit war Deutschland ganz vornehmlich durch sein Wahlkaiserthum gekommen. Dabei fuhr auch noch fernerhin das gewählte Oberhaupt mit dem Reiche nicht weniger schlecht als dieses mit ihm, bis endlich beide nur noch ihre eigenen Schatten waren. Aber alles steht in einer höhern Hand. Auch das Wahlkaiserthum ist heimgegangen, unbeklagt von der Nation und hingeopfert von seinem eigenen emancipirten Kinde, dem Particularismus; und auch dieser Particularismus selbst, dessen in der Zeit gegebene vorübergehende Mission wir nicht verkennen wollen, sieht sich in seiner Selbstüberschlagung bereits das

Urtheil gesprochen, indem er schon keinen Sachwalter mehr findet, der ihn unter seinem wahren Namen vertreten will. Hoffen wir, daß Deutschland, geläutert durch die Feuertaufe der Noth, rechtzeitig die Mittel finde, wie es sich errette und bewahre vor dem alten Erbübel des Reichs, der scheinbaren Einheit bei wirklicher Zersplitterung!

Anmerkungen.

1) Ein vorbereitender Schritt war schon 1362, kurz nach Wenzel's Geburt, dadurch geschehen, daß Karl, als Kurfürst von Böhmen, für seine Erben, die übrigen Kurfürsten aber für sich selbst und ihre Nachkommen sich verpflichteten, nach Karl's Absterben keinen der österreichischen Herzoge zum römischen König zu erwählen. Gudenus, Cod. dipl. Mogunt., III, 455 fg.

2) „Cum autem ad hujusmodi electionis celebrationem nobis viventibus procedi non valeat sine vestro beneplacito, assensu et gratia ac favore, beatitudini vestrae reverenter et humiliter supplicamus etc." 6. März 1376. Leibniz, Mantissa Cod. jur. gent. diplom., S. 260.

3) 4. April. Mantissa, S. 261.

4) 6. Mai. Ebend.

5) Schreiben des Kurfürsten Wenzel von Sachsen an den Papst. Struve, Neu eröffnetes histor. u. polit. Archiv, I, 49.

6) S. das Wahldecret bei Leibniz (Mantissa, S. 262) und das Schreiben des Kaisers an den Papst (ebend., S. 264). Schreiben des Kurfürsten von Sachsen an Gregor IX. bei Struve, a. a. O.

7) S. das Einzelne bei Struve, Corp. hist. German., I, 743 fg.

8) „Also gab", sagt Eberhard Windeck, „der Kaiser Karle seinem Sune König Wentzlaw das Königreich zu Peheim und erwarb ihm das römisch reich gegen Kurfursten in tutschenn landen nach seinem tode zu besitzen, mit des reiches steten und renten, die er den Kurfursten dorumb gab, versatzete und vorscrib, davon

nachher das romisch reich in grose armut und not kam, und doch seine erben alle vorgingen one erben, das do mannes geschlecht weren, dorumb er übel tet an dem reiche, das er es also vorsatzte durch seiner sune leiplichen eren willen." — Aehnlich Cuspinian (De Caesaribus atque Imperatoribus, S. 480): „Dum filium sibi successorem parat, magnis pollicitationibus ac largitionibus electores corrumpit. Quas quum exsolvere nequiret, publica vectigalia illis oppigneravit ac Romanum imperium ad hanc calamitatem, in qua hodie adhuc est, deduxit etc."

9) S. verschiedene hierher gehörige Actenstücke bei Leibniz, a. a. O., S. 263—271.

10) „Ludovicus Lantgravius, aetate nostra ad imperium vocatus, imparem se esse dixit, qui tantae rei molem sustinere posset. Maluitque parvo imperio a parentibus sibi relicto utiliter praeesse, quam magnum accipiens dissipare." Aeneas Sylvius, De statu Europae, Kap. 30.

11) Ueber Maximilian's Wahl s. Müller, Reichstagstheatrum unter Maximilian I., Vorst. I. Goldast, Politische Reichshändel, I, 3 fg. Goldast, Reichssatzungen, II, 173 fg.

12) Goldast, Reichssatzungen, II, 178. Müller, Reichstagstheatrum unter Maximimilian I., Vorst. I, S. 18, und Reichstagstheatrum unter Friedrich, Vorst. VI, Kap. 36, S. 154.

13) Die Minister erklärten dem Grafen Heinrich von Nassau, der als Agent abgesandt war: „Quant feu l'empereur (Maximilian I.) fut esleu, les serviteurs de monseigneur de Coulongne lors vivant partirent ensemble une aussi bonne somme, que la somme ordonnée pour leur dit maistre." (Depesche Heinrich's von Nassau vom 25. März 1519. Mone, Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, Jahrg. 5, S. 288.) Dem Kurfürsten waren aber damals 20000 Gulden für einmal und 6000 Gulden jährlicher Renten angeboten.

14) Mone, a. a. O., S. 289.

15) Müller, Reichstagsth. unter Maxim., Vorst. II, S. 596.

16) Müller, a. a. O., S. 530.

17) Urkunde vom 2. Mai 1486 bei Gudenus, IV, 475, und Serarius, Rer. Mogunt., I, 800. Diether von Isenburg hatte bei seiner zweiten Einsetzung (1477) die Stadt feierlich dem Domkapitel übergeben und gegen alle etwaigen Ansprüche des

Kaisers Verwahrung eingelegt, „die (die Stadt Mainz) dan vnserm Stift vnd Kirchen zu Menze zugehorig vnd nicht keinem Römischen Kaiser oder König, oder auch dem Römischen Rich zugestanden oder geeignet ist". Serarius, I, 788. Die Bürger hatten sich später zur Behauptung ihrer Freiheiten wieder erhoben, und es war sogar zu Waffenkämpfen gekommen. Gudenus, IV, 437 fg.

18) Urkunde vom 7. Oct. 1495 bei Müller, Reichstagsth. unter Maxim., Vorst. II, S. 514.

19) Müller, a. a. O., Vorst. I, S. 9. Goldast, Polit. Reichshändel, I, 4, und Reichssatzungen, II, 173.

20) Hubert Thomas Leodius, Spiegel des Humors großer Potentaten u. s. w., S. 66 fg. Wir folgen bei der Benutzung dieser in den mannichfachsten Beziehungen sehr werthvollen Biographie des Pfalzgrafen Friedrich der im Jahre 1628 zu Schleusingen erschienenen deutschen Uebersetzung.

21) Kaiser Max misbilligte bei Heinrich VIII. recht ernstlich diesen Vertrag, der nur im Interesse Frankreichs sei. Die französischen Könige, sagte er, hätten seit hundert Jahren bei allen Verträgen immer nur den alsbaldigen Bruch derselben im Sinne gehabt; Franz sei schon übermächtig und es liege vor Augen, „quod aspirat ad monarchiam totius christianitatis". Füssen, 9. Sept. 1516. Lanz, Monumenta Habsburgica, I, 556.

22) Ratification des Vertrags von Cambray vom Jahre 1517, bei Lanz, Monum. Habsb., I, 37.

23) Karl's Instruction für Villinger an Maximilian (Sommer 1517), mitgetheilt von Chmel in den Wiener Jahrbüchern der Literatur, 1845, III, 189.

24) Monum. Habsb., I, 46 fg.

25) Chmel, a. a. O., S. 190.

26) „Aussy vous ne sçaurés avoir grand proffit dudit empire quand oires vous en seriés desjà joissant. Toutesfois vous asseurerés par ce tous nos royaumes et maisons, et mesmement celle d'Autriche et de Bourgogne, qui sera un grand proffit et beaucoup gaigné." Max an Karl, 18. Mai 1518. Le Glay, Négotiations, II, 125.

27) Sugenheim, Frankreichs Einfluß auf Deutschland, S. 1. Vgl. Raynald ad ann. 1518, S. 238.

28) Max an Karl, 18. Mai 1518. Le Glay, II, 125. Max an Karl, 24. u. 25. Mai 1518. Mone, Anzeiger, 5. Jahrg., S. 14 fg.

29) 10. Juni. Seckendorf, Hist. Lutheran., I, 42.

30) Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz, I, 427.

31) Hubert Thomas, S. 107.

32) Ebend., S. 100 fg.

33) Ebend., S. 106 fg.

34) Courteville an Margarethe von Oesterreich, 23. Aug. Le Glay, II, 149.

35) Fink, Die geöffneten Archive für die Geschichte des Königreichs Baiern. Jahrg. 2, Heft 3, S. 193 fg.

36) Le Glay, I, S. CXLVII.

37) Verschreibung durch Villinger. Le Glay, I, S. CXLII.

38) Mone, a. a. O., S. 289, 410.

39) Ferdinand an Karl, 27. Jan. 1523. Wiener Jahrb. d. Lit., 1845, S. 17. Bibiena an den Cardinal von Medici, 3. Oct. 1518. Lettere di principi, I, 26. Le Glay, Bd. 1, S. CL.

40) Mone, V, 31. Le Glay, a. a. O.

41) Mone, V, 407.

42) Maximilian's Instruction für Courteville an Karl, 27. Oct. 1518. Le Glay, II, 170.

43) Heinrich von Nassau schreibt am 23. März 1519 von Bonn aus an Margarethe: die Sache sei jetzt viel schwerer als früher, „â cause que ce qui a esté fait du vivant de l'empereur a esté fait avec luy par manière de conseil, pour donner ordre au fait de l'empire; maintenant l'affaire est d'autre nature, pour ce que celuy, qui conduisoit les choses *et y pouvoit dispenser*, est mort, lequel estoit craint et aimé .....; le serement qu'il convient faire aux electeurs est merveilleusemcnt grand, comme vous verrez par l'extrait que nous envoyons etc." Mone, V, 284.

44) Courteville an Margarethe, 1. Sept. Mone, V, 15.

45) Gudenus, IV, 599.

46) 24. Dec. Gudenus, IV, 602, 603, 606.

47) Max an Karl, 27. Oct. Le Glay, II, 173.

48) Ebend.

49) Seckendorf, I, 42.

50) Mone, V, 16.

51) Schon am 17. Aug. schreibt der Cardinal von Medici an Bibiena, der spanische Gesandte habe dem Papste angezeigt, daß Karl fünf Stimmen gewiß habe und um Dispensation wegen Neapels bitte. Lettere di principi, I, 55.

52) Der Cardinal von Medici an Bibiena, 5. Oct. Lett. di princ., I, 57.

53) Zum Legaten Bibiena sagte Franz ganz vertraulich: „sua opinione e volontà essere, che per N. Signore (den Papst) et per sua Maestà si faccia ogni opera possibile, accioche ella (die Wahl Karl's) non vada innanzi, et che si corrompano con danari, con promesse et con ogni possibil mezzo gli Elettori a non mettere in essecuzione quello, che hanno promesso a parole." Dieses werde auch nicht schwer sein, weil Karl kein Geld habe. — Bibiena an den Cardinal von Medici, 13. Oct. 1518. Lett. di princ., I, 29.

54) Bibiena an den Cardinal von Medici, 5. u. 8. Dec. 1518. Lett. di princ., I, 37, 41.

55) Bibiena an den Herzog von Urbino, 27. Nov., und an den Cardinal von Medici, 8. Dec. Lett. di princ., I, 34, 42.

56) Bibiena an den Cardinal von Medici, 5. Dec. Raynald. ad ann. 1518, p. 239.

57) Bibiena an Lorenzo, 27. Nov. Lett. di princ., I, 35. Raynald., p. 239.

58) Ebend., S. 246.

59) Lanz, Einleitung zum ersten Bande der Actenstücke und Briefe zur Geschichte Kaiser Karl's V., S. 221.

60) Bibiena an den Cardinal von Medici, 21. Dec. Lett. di princ., I, 46.

61) 17. Febr. Goldast, Polit. Reichsh., I, 14.

62) 10. Febr. Goldast, Politica imper., I, 100.

63) 11. März. Goldast, S. 101.

64) Trattato segreto di confederazione tra papa Leone X e l'imperatore Carlo V, sottoscritto in Roma a dì 17 Gennajo 1519. Archivio storico italiano, I, 379.

65) Belcar., XVI, 9.

66) Lanz, a. a. O., S. 221.

67) Instruction des Cardinals von Sitten für Beccaria, 1. Febr. 1519. Mone, V, 19.

68) Cardinal von Sitten, bei Mone a. a. O.

69) Georg von Schaumberg an Heinrich von Nassau, 4. März. Mone, V, 120.

70) Berichte vom 1. Febr., 4. u. 29. März, bei Mone, V, 19, 122, 295.

71) Zevenberghen an Margarethe, 26. Febr. Mone, V, 34.

72) S. 117.

73) Georg von Schaumberg, 4. März. Mone, V, 120.

74) Marnix an Hoogstraaten, 17. März. Mone, V, 133.

75) Armstorff an Margarethe, 8. März. Mone, V, 122.

76) Marnix an Hoogstraaten, 17. März. Mone, V, 134.

77) Berichte vom 17. u. 28. März, bei Mone, V, 133, 294. Schreiben der Schweizer, bei Goldast, Polit. Reichsh., I, 60 fg.

78) Armstorff an Margarethe, 8. März. Mone, V, 123. Margarethe an Armstorff, 14. März. Mone, V, 129. Heinrich von Nassau an Margarethe, 16. März. Mone, V, 130.

79) Heinrich von Nassau an Margarethe, 11. März. Mone, V, 124.

80) Derselbe an dieselbe, 20. März. Mone, V, 136.

81) Uebereinkunft mit den Grafen zu Bonn, 22. März. Mone, V, 285.

82) Mone, V, 31.

83) Instruction hierüber, Barcelona, 5. März, bei Le Glay, II, 303. Nassau an Margarethe, 14. März. Mone, V, 127. Zevenberghen an Margarethe, 28. März. Mone, V, 294. Merkwürdig ist es, wie Zevenberghen sagen konnte, daß gewiß niemand daran gedacht habe, Ferdinand vorzuschlagen. Bei Le Glay liegen die Beweise für das Gegentheil zur Genüge vor.

84) Marmier und Spechbach an Margarethe, 20. Febr. Mone, V, 22.

85) Der zweite Versuch, durch Armstorff, am 20. März, war ebenso vergeblich. Le Glay, II, 356.

86) Heinrich von Nassau an Margarethe, 28. März. Mone, V, 291.

87) Instruction Margarethens für Zevenberghen, 25. Febr. Mone, V, 27.

88) Joachim von Moltzan an Franz I., 12. März. Le Glay, II, 329 fg.

89) Le Glay, II, 379—384.

90) Verschreibung Albrecht's, bei Le Glay, II, 385. Er verspricht, Franz seine Stimme zu geben, „si et in quantum charissimus D. germanus noster, princeps elector Brandebourg, una cum duobus vel aliis electoribus nostris ante nos vocem habentem, vocem eorum pro dicto christianissimo rege in die electionis ipsum eligendi dederint".

91) Armstorff an Karl, 4. März. Le Glay, II, 286 fg.

92) Gudenus, IV, 607.

93) Datirt: Barcelona, 21. April 1519. Gudenus, IV, 609.

94) Marnix an Margarethe, 9. März. Mone, V, 124. Johann de le Sauch an Margarethe, 29. April. Mone, V, 403.

95) Vor dem Kurfürsten von Sachsen war es auch andern bange. Ludwig von der Pfalz verlangte bald darauf die Zurückgabe der „promesses faites à Ausbourg, redigées par escript dont M. de Saxen scet à parler, et court la voix que les François en ont eu copie". Mainz und Köln schlossen sich diesem Begehren an. Heinrich von Nassau an Karl, 4. April. Le Glay, II, 403.

96) Heinrich von Nassau an Margarethe, 25. März. Mone, V, 287.

97) Zevenberghen an Margarethe, 16. Febr. Le Glay, II, 238.

98) Moltzan an Franz I., 12. März. Le Glay, II, 329. Die Punktationen bei Le Glay, II, 387—395.

99) „Quant au marquis Joachim et mons. de Mayence, qui aura l'ung, aura l'autre" — schrieb Nassau an Margarethe am 28. März. Mone, V, 291.

100) Mone, V, 399.

101) Zevenberghen nannte ihn „le père de toute avarice". Moltzan schrieb über ihn an Franz I.: „sicuti cum quo sentit totis viribus diligentissime servire intendit, ita etiam optime pecuniis tractari optat. Nisi hoc vitium avaritiae haberet, aestimarem paucissimos principes sibi pares; . . . . fere omnes electores habent respectum de persona sua, et major pars semper cum ipso sentit." 12. März. Le Glay, II, 331. Heinrich von Nassau sagte von den beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg:

„ce sont deux princes, qui ne se laissent mener de nulluy et sont craintz des electeurs ecclesiastiques.“ Mone, V, 399.

102) Heinrich von Nassau an Margarethe, 25. März. Mone, V, 290.

103) Zevenberghen an Margarethe, 26. Febr. Mone, V, 33.

104) Urkunde bei Goldast, Polit. Reichsh., I, 23.

105) Goldast, Polit. Reichsh., I, 24.

106) Karl an seine Agenten in Deutschland, 16. u. 20. April. Le Glay, II, 436. Karl ließ die Sache so darstellen, daß sein Gesandter in Rom bereits die vorläufige Zusicherung habe, daß aber der Papst vor wirklich vollzogener Wahl sich nicht weiter erklären wolle.

107) Ueber Heinrich's Benehmen siehe Le Glay, Bd. 1, S. CXXXIV fg., wo auch die Nachweise gegeben sind.

108) Margarethe schrieb an Zevenberghen am 4. März, Heinrich habe sich bei Leo für Karl verwendet und ihn gebeten, zu Gunsten desselben den Cardinal von Sitten zum Wahltage abzusenden. Mone, V, 122.

109) Wolsey an Silvestro Gigli, 25. März 1519. Martene und Durand, Ampliss. Coll., III, 1287. Derselbe an denselben (nach geschehener Wahl). Archivvio storico italiano. Append., I, 317.

110) Mone, V, 294.

111) Maroton an Margarethe, 10. April. Mone, V, 396.

112) Zevenberghen an die Räthe zu Augsburg, 15. Mai. Mone, V, 405.

113) Fink, Die geöffneten Archive, Jahrg. 2, Heft 3, S. 199.

114) Heinrich von Nassau an Karl, 4. April. Le Glay, II, 403. Zevenberghen an Margarethe, 18. April. Mone, V, 400.

115) Mone, V, 410.

116) Joh. de le Sauch an Margarethe, 29. April. Mone, V, 403.

117) Hubert Thomas, S. 117.

118) Breve vom 13. Mai. Freher, III, 163.

119) Heinrich von Nassau, Hauptüberschlag der Wahlkosten. Mone, V, 410.

120) Heinrich von Nassau an Karl, 6. April (vielmehr 6. Mai, denn in der ersten Hälfte des April war der Graf fortwährend am Rhein), bei Le Glay, Bd. 1, S. CLI fg.

121) Heinrich von Nassau an Karl, 16. Mai. Mone, V, 406.

122) Heinrich von Nassau an Karl, Rudolstadt, 16. Mai. Mone, V, 406. Karl's Werbungen bei Friedrich waren durch untergeordnetere Personen schon im Februar, sehr bald nach Maximilian's Tode, eingeleitet worden. Seckendorf, I, 123. Im März hatte Friedrich die französischen Bewerbungen zurückgewiesen. Seckendorf, I, 122. Geschichte der Heirathsverhandlungen zwischen Katharina und Johann Friedrich, bei Müller, Geschichte der Augsb. Confession, S. 688 fg.

123) Lanz, Einleit., S. 229.

124) Ziegler an Albrecht von Mainz, 27. Mai. Gudenus, IV, 612.

125) Stumpf, Polit. Geschichte von Baiern, S. 24.

126) Hubert Thomas, S. 117.

127) Gudenus, IV, 610. Fink, Jahrg. 2, Heft 3, S. 199.

128) Goldast, Polit. Reichsh., I, 30.

129) Goldast, Politica imper., I, 107, 110; Polit. Reichsh., I, 33 fg. In der letztern Sammlung herrscht übrigens bezüglich der mitgetheilten Actenstücke offenbare Verwirrung in der Chronologie.

130) Z. B.: „Nemo tam socors tamque a communi (ut ajunt) sensu [est] alienus, qui non plane videat, Christianissimum regem Franciscum ceteris tam fortuna quam virtute eximie praestare, nullumque esse penitus, qui tam expedite, tam efficaciter, quam ipse, possit vel nutabundum ac ruinae proximum Imperium suis humeris fulcire, vel socordia incuriaque majorum jam lapsum erigere, vel ipsius Majestatem sublimitatemque depressam in pristinam auctoritatem gloriamque restituere.... Nemo, quum pleno Marte dimicandum est, et jam instructa acie congrediendum, quempiam scientiae militaris imperitum, ni modo desipiat, in ducem exercitus optandum assumendumve arbitratur etc."

131) Seine Creditive sind datirt: Greenwich, 11. Mai 1519. Bucholtz, Ferdinand I., III, 673. Fink, Jahrg. 2, Heft 3, S. 198. Seckendorf, I, 123.

132) Spalatin, bei Weiße, Geschichte der kursächs. Staaten, S. 45.

133) Goldast, Polit. Reichsh., I, 39 fg.

134) Abgedruckt bei Schardius, II, 1 fg. Goldast, Politica imper., I, 121. Auch als Anhang zum Chronicon Carionis. — Schon Joannis (ad Serar. Rer. Mogunt., I, 828) bezweifelte mit

Ludwig und andern zwar die Wörtlichkeit, aber nicht den wesentlichen Inhalt der Rede des Kurfürsten von Mainz. Daß ferner Trier in der Berathung das Wort für einen deutschen Fürsten und gegen Karl ergriff, versichert auch Hubert Thomas (S. 118). Sabinus, der in einer poetischen Vorrede sein Werk dem Kurfürsten von Mainz selbst vorgelegt zu sehen wünschte, durfte doch wol die den einzelnen zugetheilten Rollen nicht gänzlich aus der Luft greifen, während er allerdings für seine rednerische Ausstattung wie für seinen Panegyrikus auf die Eintracht und den reinen Patriotismus sämmtlicher, nach seiner Darstellung nur in den Meinungen verschiedener Wähler auf die beste Aufnahme rechnen konnte. Als Albrecht später die ihm beigelegte Rede bei Sabinus las, war er sehr erfreut, seinen Vortrag so stattlich erweitert und verschönert zu finden. Uebrigens finde ich unter demjenigen, was Ranke (Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber) mit Scharfsinn geltend gemacht hat, doch wenigstens das chronologische, auch gegen Sabinus erhobene Bedenken (S. 64) in der Wirklichkeit nicht begründet. Denn Sabinus läßt die Wahlcapitulation nicht nach der Wahl (in der Bartholomäuskirche), sondern nur nach der Vorberathung (im Römer), wo die Reden gehalten worden sein sollen, entwerfen. Auch wurde nicht, wie Ranke angibt, die Wahl am 25., sondern erst am 28. Juni vollzogen. Anders verhält es sich freilich mit der Chronologie bei Sleidan. Die angeblichen Berichte Cajetan's in den Lettere di principi sind jedenfalls eine ungeschickte, aus Elementen von Sabinus oder Sleidan zusammengesetzte Erdichtung, obgleich Pallavicini ihnen folgt und auch Raynaldus sie benutzt, um vermeintliche Berichtigungen daraus zu schöpfen. Während der Wahl war Cajetan gar nicht in Frankfurt, von wo diese Briefe datirt sind, sondern in Mainz.

135) Epist., lib. XIII, p. 425 (edit. Basil. 1540): „Ab omnibus delatum imperium ingenti animo recusavit, idque pridie quam Carolus eligeretur, cui nunquam contigisset imperii titulus, nisi Fridericus deprecatus esset, clarior honore contempto quam fuisset adepto. Mox rogatus, quem igitur censeret eligendum, negavit sibi quemquam alium videri tanti nominis oneri stinendo parem, quam Carolum."

136) Spalatin, Ephemerid. msc., bei Struve, Corp. Hist. Germ., S. 991. Richard von Trier kam einst um Mitternacht zu

Friedrich, um ihn zur Annahme der Wahl zu bereden (Spalatin, bei Seckendorf, I, 123). Daß es ganz in Friedrich's Hand gestanden habe, Kaiser zu werden, sagt auch sein Neffe, Johann Friedrich, in der Streitschrift gegen Heinrich von Braunschweig, bei Hortleder, Th. I, Buch IV, Kap. 9, Nr. 177, und Luther: „Nonne in comitiis Electorum *concordibus suffragiis* et designatus et petitus est in Imperatorem? eratque vere Imperator, nisi noluisset." (De abroganda missa privata, epilog.). So noch manche andere Zeitgenossen. Die Thatsache ist von keiner Seite her widersprochen.

137) A. a. O. Und an einer andern Stelle: „Richardus Pacaeus, vir in utraque literatura praecellens, qui in electione Imperatoris nomine Serenissimi Angliae Regis legatione fungebatur, reversus isthinc, dictu mirum, quo pectore quaque facundia mihi Federicum totum depinxerit, gravitatem viri, prudentiam, integritatem, eruditionem, quid multis? omnia magno principe digna. Is mea sententia majore cum laude recusavit imperium, quam quidam ambierunt. Et tamen nemo melius gerit principatum, quam qui pondus ejus penitus perspexit." Erasmi Epist., lib. XI, p. 392.

138) Karl's Vollmacht, d. d. Barcelona, 30. Mai, und Herzog Johann's Vollmacht, d. d. Weimar, 22. Juni, s. bei Arnoldi, Histor. Denkwürdigkeiten, S. 8 u. 10. Das Verlöbniß geschah am 3. Juli 1519. Den Contract s. bei Arnoldi, a. a. O., S. 24.

139) 18. Juni. Goldast, Polit. Reichsh., I, 33. Politica imper., I, 108.

140) 25. Juni. Goldast, ebend.

141) Spalatin, bei Seckendorf, I, 123. Weiße, Geschichte der kursächs. Staaten, S. 45.

142) Hubert Thomas, S. 118.

143) „Ob hunc insignem animum a nostris oblata triginta florenorum millia constantissime rejecit. Quumque urgeretur, ut saltem decem millia pateretur dari famulis: accipiant (inquit), si velint, attamen nemo manebit postridie apud me, qui vel aureum acceperit; ac postridie conscensis equis subduxit sese, ne pergerent esse molesti. Hoc mihi compertissimum retulit Episcopus Leodiensis, qui comitiis imperialibus interfuit." Erasmi Epist., lib. XIII, p. 425.

144) Goldast, Polit. Reichsh., I, 38. Bucholtz, Ferdinand I., III, 672.

145) Ebend.

146) Lanz, Einleit., S. 229.

147) Ebend.

148) Protocollum electionis, bei Goldast, Polit. Reichsh., I, 41. Decretum electionis, ebend., S. 45.

149) Lib. XIII, p. 291.

150) Fink, Jahrg. 3, Heft 2, S. 99.

151) Ferdinand an Karl V., 27. Jan. 1523. Wiener Jahrb. der Lit., 1845, CXII, 17.

152) Fink, II, 3, S. 203. Es sind hier rheinische Gulden gemeint.

153) Fink, Jahrg. 3, Heft 2, S. 97 fg.

154) S. 102.

155) Müller's Sächsische Annalen (Weimar 1700), S. 72.

156) Bucholtz, Ferdinand I., II, 72.

157) Ferdinand an Karl, 12. Mai 1523. Wiener Jahrb. d. Lit., 1845, CXII, 25.

158) Derselbe an denselben, 18. Dec. 1523. Ebend., S. 33.

159) Bucholtz, a. a. O., S. 72.

160) Noch jetzt sagt man „dette active"; früherhin wurde das Wort dette auch ohne weitern Zusatz ganz in demselben Sinne gebraucht. So z. B. schreibt Ferdinand an Karl: „Quant à ce qu'estes content condescendre à ce que la declaration du partaige (der Theilung der Erblande) se face promptement, moyennant que je veulle prendre à ma charge la *debte* du duc George de Saxen etc." Wiener Jahrb., a. a. O., S. 24.

161) Vor Fink hat schon Stumpf (Polit. Gesch. von Baiern, S. 22) dieselbe Behauptung.

162) Frankreichs Einfluß u. s. w., S. 4 fg.

163) S. oben.

164) S. 102.

165) S. 110.

166) Raynald. ad ann. 1519, p. 255. Dat. vom 19. Aug.

167) Castiglione an den Cardinal von Medici, Toledo, 26. Sept. 1519. Lett. di princ., I, 68.

168) Der Cardinal von Medici an Bibiena, 16. Sept. 1519. Lett. di princ., I, 59.

169) Raynald. ad ann. 1521, S. 344.

170) 3. Juni 1521. Raynaldus, S. 346.

171) „ . . . . iis rationibus freta majestas tua bonis quidem persuasionibus utens, ac omnis ambitionis labe semota, per nuntios suos palam et aperte hujusmodi electionem prosecuta, in tantum et unanimi electorum voto Spiritus sancti gratia Deique optimi maximi favente clementia Romanorum Rex futurusque Imperator electus fueris etc." (!)

172) Friedrich erklärte schon im Herbst 1522 dem Erzherzog seine Absicht und führte als Grund an: „qu'il n'a autre puissance pour contraindre ou corriger les inobeyssans et malfacteurs sinon seullement papier, que en Allemaigne fait peu d'effect." Ferdinand an Karl V., 2. Sept. 22. Wiener Jahrb. d. Lit., 1845, CXI, 195.

173) Hubert Thomas, S. 127.

174) Häberlin, Reichsgesch., X, 545.

175) Schreiben von Hannart an den Kaiser vom 13. März u. 26. April 1524. Lanz, Correspond. des Kaisers Karl V., I, 98, 123.

176) Hans von der Planitz an den Kurfürsten von Sachsen, Nürnberg, 13. Nov. 1523. Förstemann, Neues Urkundenbuch, I, 132.

177) Wolf von Wolfsthal an den Kurfürsten von Sachsen, Wörth, 20. Oct. 1523. Förstemann, a. a. O., S. 122.

178) Ferdinand an Karl, 27. Jan. 1523. Wiener Jahrb., 1845, CXII, 17.

179) S. die beiden angeführten Schreiben Hannart's.

180) „Aucuns deulx (der Fürsten) ne goustent encoires mondict seigneur vostre frere à cest estat (die Königswürde), disant quil est trop jeusne et quilz tumberoient en pyeur jnconvenient quilz ne sont a present destre gouverne destrangiers, alegant que mondict seigneur se gouverne totalement par Salemanca etc." Hannart, a. a. O. Ueber Salamanca's Betrügereien gegen Ferdinand berichtet Hans von der Planitz an den Kurfürsten von Sachsen, Nürnberg, 17. April 1524. Förstemann, Neues Urkundenb., I, 190. Die Belehnung mit Ortenburg in Kärnten geschah am 10. März 1524. Lünig, Reichsarchiv, Th. 11, Suppl. im Anhang, Nr. 3, S. 9—11.

181) Förstemann, Neues Urkundenb., I, 152.

182) Förstemann, Neues Urkundenb., I, 143.

183) Ferdinand an Karl, 12. April 1525. Lanz, Corresp̈ond., I, 683.

184) 4. Mai 1525. „.... que su magestad le certifique con lo que quiere y podra ayudar para, si fuere menester, dar algo a los electores y otras personas que han de votar y entender en la dicha election.“ Lanz, Correspond., I, 690.

185) Karl an Ferdinand, Toledo, 25. Juni 1525. Bucholtz, Urkundenb., S. 5. „Je vous prie bien panser et considerer sil seroit bien convenable a vos affaires et myens que telle chose (die Wahl) soit fete, neanmoins vous savez et cognoissez la condition desdits electeurs, et ne croy point que tout l'or d'Espagne les sceut a present gagner pâr double que ceux, que bien entendez ne vous ayment gueres, y pourroient mectre avec force souspecion, zizanie, scrupules et diffidence avec grande jalousie tant entre les Potentats d'Italie que aultres Princes d'Allemagne; ils pourroient aussi allegher comme est vray que presentement je ne suis en effect si non Roy des Romains.“

186) Hubert Thomas, S. 140 fg.

187) Ebend., S. 150 fg.

188) Bucholtz, Urkundenb., S. 5.

189) Karl's Billigung und Theilnahme erweist sich aus seinem Schreiben an Moncada vom 11. Juni 1526. Lanz, Correspond., I, 216.

190) Ranke, Deutsche Geschichte, II, 154.

191) Stumpf, Polit. Geschichte von Baiern, S. 33 fg.

192) Ebend., S. 42.

193) Sugenheim, Baierns Kirchen- und Volkszustände, S. 10.

194) Ebend., S. 29.

195) Raynald. ad ann., 1528, S. 52.

196) Noch in einem Breve vom 30. Aug. 1528 wird Zapolya als König behandelt. Raynaldus, S. 68.

197) Hubert Thomas, S. 189 fg.

198) Stumpf, S. 72.

199) Stumpf, S. 50 fg. und Beilage II.

200) Karl V. an Ferdinand, Bologna, 11. Jan. 1530: „Et moy desirant que ce fussiez vous [Roi des Romains], saichant que sans estre je couronné, ne povait estre, fut la seconde [cause] que me meut a saillir et venir icy.“ Lanz, Correspond., I, 364.

201) Hubert Thomas, S. 231—242.

202) Müller, Geschichte der Augsb. Confession, S. 671.

203) Ebend., S. 673.

204) Förstemann, Archiv für die Gesch. d. kirchl. Reformation, Bd. 1, Heft 1, S. 116.

205) „Wir vermerken, daß in Geheimbd von einem römischen König practicirt und gehandelt wird; welchergestalt aber, können wir noch zur Zeit nicht wissen.“ 20. Aug. Bretschneider, Corp. Reform., II, 293.

206) Christoph von Taubenheim an den Kurfürsten von Sachsen, Augsburg, 25. Oct. 1530. Förstemann, Neues Urkundenb., II, 767.

207) „Die XI. Octobris Mane principes Electores et absentium Nuntij vocatj ad palatium Cesaris. Tractatum fuit cum Eisdem de Electione nouj regis romanorum propterea quod Cesar in Imperio manere non posset, et Imperium sine capite gubernarj nequiret, et propterea respiceret in fratrem suum ferdinandum, Ex quo Jam istud negotium esset publicatum quod tractaretur, et omnes principes Electores essent modo simul et facilius posset propterea res expedirj cuperet vt nunc desuper concluderent, Et an dux saxonie esset vocandus ad Electionem aut Non.“ Aus dem protokollartig geführten Tagebuche eines bei dem Reichstage Anwesenden, der sich im Texte als einen Rath des Kurfürsten von Mainz zu erkennen gibt, — in Cod. mscr. Nr. 296 der Universitätsbibliothek zu Gießen. Der Foliant, in welchem sich dieses Tagebuch befindet, enthält außerdem noch vieles andere, namentlich Actenstücke zur Königswahl Ferdinand's I. Auf der Pergamentdecke findet sich die Aufschrift: „Acta Conuentus Imperial. August. Annj 1530. Item Nonnulla de Electione Ferdinandi In Regem Romanorum.“ — Das Tagebuch ersetzt einigermaßen den von Ranke (Deutsche Geschichte, III, 251) beklagten Mangel der Protokolle von den Sitzungen der katholischen Majorität. Dieses war wol die Weise, wie man damals überhaupt Protokolle aufnahm. In dem Folgenden werden wir auf den Inhalt dieses Codex mit der Bezeichnung, „Mainzer Acten, Mscpt.“, verweisen. — Möglicherweise haben wir in unserm Manuscrip denjenigen Actenband des Reichsarchivs vor uns, der unter der Bezeichnung „Acta conuentus imperialis Augustan. Anno 1530“ auf das Concil zu Trient mitgenommen wurde und von da nicht

mit den übrigen Acten wieder zurückkam. Siehe Weber, Krit. Gesch. der Augsb. Confession, I, 157 fg.

208) Mainzer Acten, Mscpt. Tagebuch, 11. Oct.

209) Nach dem einen der unten anzuführenden Gutachten. Das Tagebuch berichtet hier nicht genau.

210) „Et Cesar desuper habita deliberatione dicebat se die sequentj Mane iterum velle mittere suos ad consultandum negotium et vellet Maturius desuper deliberare." Tagebuch, 11. Oct.

211) „Et Exhibita sunt duo consilia, v[num] latinum, aliud germanicum, quibus consulebatur, ducem Saxonie n[on] esse vocandnm ad Electionem de Jure, Et quod vocatus annularet Electionem, non vocatus non posset agere de contemptu, quia esset excommunicatus et hereticus declaratus." Tagebuch, 12. Oct. Mainzer Acten, Mscpt.

212) Dasselbe liegt bei den Mainzer Acten, Fol. 168. Anfangsworte: „Die Churfürsten haben vor sich ghennomen nachfolgend vrsachen warumb der churfurst von Sachßen zu der wale eyns Rⁿ. kunigs sol erfordert vnnd nit vnderlaßßen werden." Eine lateinische und weiter ausgeführte Bearbeitung desselben Gutachtens mit der Ueberschrift: „In Negotio Electionis Regis Romanorum", ebend., Fol. 164.

213) Anfangsworte: „Leo X^mus Pontifex Maximus." Mainzer Acten, Mscpt., Fol. 152. Weitere Ausführung desselben Gutachtens ebend., Fol. 145. Anfangsworte: „Ad dubium quod apud nonnullos Oritur, An si de Noui regis Ro. Electione agendum foret Vtrum dux Saxonie ad illam vocandus esset, Saluo Saniori Judicio, de Jure respondendum putarem, vt sequitur."

214) „Item papa, cuius est examinare et discutere electionem et electi personam, verisimiliter nunquam talem electionem approbaret nec sic electum consecraret aut coronaret, Imo forte ex hac causa ceteros electores, tamquam qui notorio heretico scienter fauorem prestitissent, electoria dignitate priuandos duceret; potest enim ex causis (quamquam non facere debeat nisi magnis) electores eorum dignitate priuare." Mainzer Acten, Mscpt.: „In Negotio Electionis etc."

215) „Quare in summa videtur, quod Cesarea Majestas et principes electores pro sua auctoritate et honestate non debeant

vocare nec admittere electorem Saxonicum, Imo admissus faceret electionem nullam, ne ex hoc negotio possent emulj Sacri Ro. Imperij attemptare, dignitatem eligendj Imperatorem Romanum ab electoribus germanie in alios transferendam fore, et Ita cum vellent euitare charibdim non vocando Saxonem, inciderent in scillam eum vocando." Ebend.

216) „Idem forte in publice declarato heretico ad electionem admisso dici posset, ut ex plenitudine potestatis pontificie suppletis illius defectibus vtilis et valida censeri et haberi posset." „Leo X^{mus} etc." Fol. 153.

217) „Dubia super quibus est consulendum." Mainzer Acten, Mscpt., Fol. 151.

218) „Quaeritur, Si ad cautelam summus pontifex praefatum electorem Saxonie adhuc ante electionem nominatim Excommunicet, hereticum declaret ac suis juribus priuet, ac electoribus ipsis, ne ipsum ad electionem vel vocem admittant, inhibeat: V[trum] predicti electores teneantur de jure in hoc casu electionis huiusmodi mandatis parere, Deinde quia hoc vergit in priuationem principum, an etiam sit consultum tantam potestatem summo pontifici contra seipsos permittere, Et an aliquo juris remedio hoc recusare possint. — V[trum] si praedictus elector ad electionem admittatur, sitne aliquod remedium vel cautelam invenire, vt illa electio non annulletur praeter dispensationem summi pontificis."

219) „Posset etiam apud pontificem antequam electio celebraretur obtineri Indultum, quo dux Saxonie ad hunc actum abilitaretur, ac processus et censure contra eundem decrete ac fulminate ad vnicum hoc electionis negotium suspenderentur, alias illis in suo vigore ac robore contra ipsum et quoslibet alios permansuris. Et hec via michi tucior videretur." „Leo X^{mus} etc." Am Rande eingeschaltet, und zwar mit Correcturen.

220) „Ad dubium etc." Fol. 149.

221) „Habita deliberatione Responsum est, quod In hoc Negotio nichil posset fierj seu tractarj Nisi prius articulo principalj resoluto, qui ad partem expedirj deberet inter Cesarem et Regem ex vna Et principes Electores ex altera (Tu me Intende), Illo absoluto vellent postea respondere super alijs arti-

culis. Et petierunt copiam consiliorum, vt desuper etiam possent suos doctos consulere, Et quae fierj expediret. Copia consiliorum illis decreta est, Et ita Negotium pro hac vice conclusum et expeditum Nec vlterius processum In eodem." Tagebuch, 12. Oct.

222) Stumpf, S. 53.

223) Christoph von Taubenheim an den Kurfürsten Johann. Augsb., 25. Oct. Förstemann, Neues Urkundenb., II, 767.

224) Bucholtz, Ferdinand I., IV, 167.

225) „Ex literis Caesaris ad oratorem suum Romae." Spanisch mit beigelegter lateinischer Uebersetzung. Mainzer Acten, Mscpt., Fol. 176 fg.

226) Daß Cueva der Ueberbringer war, ergibt sich aus dem Schreiben selbst. Der Tag der Abreise Cueva's von Augsburg ist bei Ranke (Deutsche Geschichte, III, 295) bemerkt.

227) Das lateinische Originalconcept desselben, mit vielen, fast durchgängig nur den Stil betreffenden Correcturen bedeckt, findet sich in den angeführten Mainzer Acten, Fol. 180. Es ist datirt vom 8. Nov. 1530 und führt die zwar von derselben Hand, aber offenbar erst später hinzugefügte Ueberschrift: „Conclusio sumpta et facta Cum Ce^{rea} M^{te} per principes Electores presentes et Absentium Nuntios etc. vulgo Eyne abrede." Eine deutsche Redaction, datirt vom 13. Nov., aber ohne Unterschriften und mit einem Anhange wegen der zu beschwörenden Wahlcapitulation Karl's, siehe bei Stumpf, Polit. Geschichte von Baiern, Bd. 1, Urkunden, S. 12 fg. Dieselbe weicht in einigen Punkten, von welchen wir die erheblichern unten angeben werden, von dem lateinischen Entwurfe ab.

228) Der Entwurf hat: „Imo quod etiam Sacra Ce^{rea} M^{tas} eidem duci Saxonie scribat, vt *personaliter aut per suos nuntios seu procuratores* sufficientj mandato suffultos ad hoc electionis negotium perficiendum compareat." Das Deutsche nur: „Auch das romische keisserl. Majt. seinen churfurstl. gnadenn dabenebenn thue schribenn, eigens personne zu erscheinen." In der letztern Weise wurde es dann auch ausgeführt.

229) „... vff. sonnderlich bepstlich Inhibiton vnd mandaten auch vß beuelch vnnd geheiß keisserl. Majt." Der Entwurf

hat nur: „ad speciale mandatum ac Inhibitionem Sanctitatis Sue propterea eisdem principibus electoribus Intimandam."

230) Die deutsche Ausfertigung bestimmt, daß die Art der Hülfeleistung demnächst zu Köln näher verabredet werden solle, wovon der Entwurf nichts sagt.

231) Der Entwurf sagt: „Postremo cum ciuitas francfordensis occasione fidej et Religionis in Sacre Ce. M[tis] Inobedientia *ac indignatione* constituta sit, Et pestilentia etiam in eadem incrudescat atque grassetur etc."

232) Mainzer Acten, Mscpt., Fol. 182. Von dem Ungehorsam im Glauben und der kaiserlichen Ungnade bezüglich der Stadt Frankfurt wird hier nichts erwähnt. Es heißt: „postquam res accelerationem desiderat et locus electionis hoc tempore ob incrudescentem et grassantem pestilentiam francfordie ad mogonum commodus ac tuto accessibilis non existit."

233) Ebendas.: „. . . Vrgentia ac pregnantissima emerserunt ac Inciderunt negotia, que non solum nos et Sacrum Romanum Imperium, verum etiam te et omnes principes Electores potissimum concernunt, summam accelerationem desiderantia, que non nisi per nostram ac tuam aliorumque principum electorum *personalem presentiam* sufficienter consultari, deliberari, concludi absoluique poterunt; proinde te . . . . . monemus, vt vigesimo primo die Mensis decembris . . . . apud nos . . . . *personaliter* compareas etc."

234) Gegeben zu Augsburg, den 28. Oct. 1530.

235) S. das Breve bei Lanz, Corresponb. des Kaisers Karl V., I, 406. Bucholtz, der die Wahl Ferdinand's überhaupt sehr mangelhaft und schief erzählt (III, 579 fg.), redet nur von päpstlichen Breven, die er auch extrahirt (Urkundenb., S. 17), während die Haupturkunden doch Bullen waren, wie auch das Begleitungsbreve selbst sagt: „eapropter *ambas bullas* nostras ad futuram rei memoriam editas . . . . . ad eandem tuam serenitatem mittendas duximus, vt suo arbitrio alteram ex eis, quam maluerit, eligere, et qua in ipsius Ioannis fauorem vel contra eum vti posset, et vna ex eis per eam electa, altera nulla sit et esse cassaque censeatur." Die eine dieser Bullen ist abgedruckt bei Rousset, Suppl. zu Du-Mont, III, 113, doch ohne Datum. Von

den beiden einander aufhebenden Bullen geben zwar verschiedene Schriftsteller Andeutungen; doch hat man bisher nicht gewußt, daß sie von Karl selbst inspirirt und erbeten waren.

236) Stumpf, I, 53.

237) Lanz, Correspond., I, 404.

238) Stumpf, I, 55.

239) Ebend., I, 50 fg.

240) Urkunde vom 7. Sept. 1530, citirt bei Ranke, Deutsche Geschichte, III, 305. Gudenus, IV, 625. Urkunde Ferdinand's vom 13. Jan. 1531.

241) Im Jahre 1531. Gudenus, IV, 626.

242) Mainzer Acten, Mscpt., Fol. 199 u. 201. Die Clausel war: wenn Magedeburg von alters her dem Erzbischof und dem Domstifte zugehört habe.

243) Karl an Margarethe, 7. Nov. Lanz, Correspond., I, 403. Derselbe an die Städte Antwerpen und Mecheln. Ebend., S. 404.

244) Ranke, III, 305.

245) Ferdinand an Karl, 31. Oct. 1531. Lanz, Correspond., I, 562. Hubert Thomas, S. 254.

246) Taubenheim an den Kurfürsten von Sachsen, Augsb., 11. Nov. Förstemann, Neues Urkundenb., II, 820.

247) Jenen setzte er auf den 10. Nov., diesen auf den 13. Dec.

248) Vorher (27. Oct.) hatte Taubenheim berichtet, er habe glaublich vernommen, daß „der König in der Procuratur sei" und daß der Kurfürst „als ein Scismaticus, wie sie es nennen wollen", zu der Wahl nicht citirt werden solle. Er rieth zugleich, sofern dieses letztere sich bestätige, sich an Pfalz und Köln zu wenden, um sie aufzufordern, sich wegen seiner Nichtberufung alles Eingehens auf die Wahl zu enthalten. Förstemann, II, 772. Merkwürdig ist es, wie der sächsische Diplomat glauben konnte, die Goldene Bulle verlange Stimmeneinhelligkeit zu einer gültigen Wahl.

249) Sleidan, I, 499. Uebers. von Semler. Georg Spalatin's Bericht von Ferdinand's I. Wahl, in Struve's Neueröffnetem hist. und polit. Archiv (1718), I, 60 fg. Wenn in der letztern Schrift der Wahltag als auf den 19. Dec. angesetzt bezeichnet wird, so ist das ein handgreiflicher Druckfehler.

250) Spalatin's Bericht, a. a. O.

251) Ebend.

252) Spalatin's Bericht, a. a. O.

253) Ebend.

254) Ebend.

255) Der Kurprinz von Sachsen und Johann von Minckwitz an den Kaiser, Köln, 29. Dec. Lanz, Correspond., I, 414.

256) „parmj certain apprecié contract."

257) Dat. vom 24. Dec. Lanz, Correspond., I, 413. Sleidan, I, 502.

258) Auszug in den Mainzer Acten, Mscpt., Fol. 175.

259) Gegenbericht widder der Sachsischen Exception. Mainzer Acten, Mscpt., Fol. 208 fg. Ableinung königlicher Durchlauchtigkeit und der Kurfürsten widder die Exception, so die Sachsischen Verordneten übergeben. Ebend., Fol. 216.

260) Bei den Mainzer Acten, Fol. 172, liegen in Reinschrift die Formulare ganz vollständig nach Maßgabe der Goldenen Bulle. Auch für den Kurprinzen von Sachsen, als Stellvertreter des Vaters, war ein solches Formular auf alle Fälle ausgefertigt.

261) S. das Wahldecret bei Goldast, Reichssatzungen, II, 230. Der Abdruck ist hier gänzlich verworren und die disjecta membra müssen erst zusammengelesen und eingerichtet werden.

262) S. das Wahldecret.

263) Raynald. ad ann. 1531, S. 200 fg.

264) Scepperus an den Kaiser, 3. u. 9. Juni 1531. Lanz, Correspond., I, 460, 472. „Je ne treuue aussi nulluy qui conseille la guerre, sinon les prebstres." Der Bischof von Augsburg „veult mieux ainsi le faire, que par la follie des prebstres mectre le tout en dangier."

265) Instruction für beide Grafen, Juli 1531. Lanz, Correspond., I, 515.

266) Nassau und Nuenar an den Kaiser, 1. Sept. Lanz, Correspond., I, 523.

267) Karl an Ferdinand, 13. Juni 1531. „Il fait à craindre que lesdictz desuoyez ne facent quelque difficulté de soy trouver à ladicte journee, estans aduertiz et souuenans de ce que fut mis en terme à Auspourg, *de retenir aucuns deulx* (Chiffern), et pourroit estre quilz voudroient requerir autre assehurance, que la generale de ladite conuocation." Lanz, Correspond., I, 883.

„Que qui pourroit auoir les lutheriens sans saulfconduit, seroit le mieux, mais que jl (Ferdinand) pense quil leur faudra bailler." Auszug aus einem Schreiben Ferdinand's an Karl, 28. Juni. Lanz, Correspond., I, 488.

268) Verhandlungen mit Campeggio, ungef. um den 20. Oct. 1531. Lanz, Correspond., I, 559.

269) Lanz, Correspond., I, 533, 562.

270) Hubert Thomas, S. 244.

271) Lanz, Correspond., I, 419.

272) Ebend., I, 483.

273) Hubert Thomas, S. 247.

274) Lanz, Correspond., I, 565, 574, 582.

275) Am 18. Sept. 1531 schrieb Andreas de Burgo, kaiserlicher Gesandter zu Rom, an den Cardinal von Trient: „Illa, quae secretissime et confidenter aperuit mihi D. V. R. et quae combussi, sciat me saepe praedixisse suae Sanctitati et aliquibus cardinalibus et aliis, ubi putavi posse prodesse, et quod non putent Galli, neque aliae nationes, quod Germani sint tam bestiae, quod velint inter se digladiari et pugnare, sicuti Galli et Angli et aliqui ex Italia vellent, sed quod in fine, qui sunt boni Christiani, videntes se neglectos nec caeteros curare de fide nec de periculis Turcharum, unient se Lutheranis et sicut sues venient ad destruendam Romam et ordinem ecclesiasticum, et alii etiam patientur et ideo melius fore, ut unus quisque faceret, quod debet, pro bono Christianitatis." Bucholtz, Urkundenb., S. 104.

Die Gastlichkeit im Mittelalter.

Von

Jakob Falke.

I.

Einleitendes.

Es war einmal ein ritterlicher Schloßherr, der, nicht wissend was anfangen — er langweilte sich eben — zum Fenster seines Schlosses hinaussah und sich das Wasser unten in den Gräben betrachtete, und auf dem Wasser die Schwäne, davon er einige schöne Exemplare hielt. Er warf ihnen Brot und Korn hin, und wie er sich von den Bewegungen der Vögel unterhalten sah, rief er auch seine Leute herbei, um sie an dem Vergnügen theilnehmen zu lassen und in Gesellschaft das Schauspiel zu genießen.

Dieses kleine Fragment eines französischen Gedichts vom Anfang des 13. Jahrhunderts dürfte ganz geeignet sein, uns eine Ahnung von der Eintönigkeit, der Langeweile des alltäglichen Lebens auf einer mittelalterlichen Burg zu geben. Das Gefühl ist nicht blos unser, die wir in bewegterm Strome der großen und kleinen Dinge leben, die wir reicher sind an Mannichfaltigkeit der Interessen, an der Menge von Unterhaltungsmitteln, am ungehinderten Herzudrängen der Neuigkeiten von nah und fern; dies Gefühl wurde vor allem denen selbst, die ein solches Leben zu leben und zu leiden hatten, zum vollen Bewußtsein, es wurde ihnen zur

peinlichen, unbezwinglichen Leidenschaft, die nicht eine der geringsten Quellen jener irren und irrenden Abenteuersucht bildete. Wir haben darüber eine andere französische Erzählung in einer der ältesten Dichtungen dieses Landes, Garin le Loherein.

Der Bruder Garin's, Begon de Belin, hat an allen Feldzügen des Königs Pipin von Aquitanien theilgenommen; er hat gegen die Ungläubigen gekämpft, gegen empörte Vasallen, und ist ob seiner Verdienste Herzog von Guyenne und Markgraf geworden. Ein Leben liegt hinter ihm, an Thaten und Ehren reich; seine Feinde sind bezwungen und er hat Ruhe vor ihnen; er ist groß und reich und hat ein schönes, edles Weib und zwei blühende Söhne noch jungen Alters. Aber er langweilt sich und die Ruhe wird ihm unerträglich. Seine Gemahlin, die schöne Beatrix, sitzt neben ihm und er lächelt traurig zu ihren Liebkosungen; die Knaben spielen zu seinen Füßen, er betrachtet sie schweigend und seufzet. „Reicher Herzog", fragt Beatrix, „warum seid Ihr so traurig? Ihr habt Geld und Rauchwerk in den Kasten, Ihr habt Falken auf den Stangen, edle Rosse und Maulthiere, und Euere Feinde sind besiegt. Alle Euere Vasallen sind bereit, zu Euerm Dienst ins Feld zu ziehen." „Dame", antwortet der Herzog, „Ihr sagt die Wahrheit, mit Ausnahme von Einem Punkt." Was ist's? Sieben Jahre hat er seinen Bruder, seine Waffenfreunde nicht gesehen, er ist traurig und krank davon; er muß zu ihnen. Und zudem wird ihn sein Weg durch einen Forst führen, den Aufenthalt eines Ebers, so groß wie noch niemand gesehen, und den noch niemand hat erlegen können. „Was sagt Ihr?" ruft Beatrix, „der Wald liegt in der Herrschaft Fromont's des Mächtigen, dem Ihr so viele Freunde getödtet habt; geht nicht zu dieser Jagd; das Herz sagt mir, Ihr werdet nicht wiederkehren." Aber der Herzog läßt sich

nicht abhalten. Er gibt den Befehl zur Abreise, und am nächsten Morgen schon umarmt er Frau und Knaben und geht, um in der That nicht wiederzukommen. In jenem Walde fällten ihn im Dunkel der Nacht die Leute Fromont's, nachdem er eben seinerseits den Eber erlegt hatte.

Der Ritter freilich konnte diesem verzehrenden Gefühle Heilung schaffen, dadurch, daß er dem Drange nachgab und auf Thaten oder Abenteuer in die Ferne zog. Aber die Dame mußte daheim bleiben in den engen beschränkten Mauern, im einzigen Umgang mit ihren Kindern und der Dienerschaft und denen, so die Bewachung des Schlosses anvertraut war, rauhen und niedern Kriegsleuten, die hinter den Schießscharten, denn dort in der Mauerdicke fanden sich die Schlafstätten, erzeugt und geboren waren. Es blieb ihnen nichts übrig, ihre Sehnsucht zu befriedigen, als von ihrer Höhe herunter Gefangenen gleich durch die unverglasten, engen Schartenfenster in das weite Land hinauszuschauen, ein Mittel, das bekanntlich eher geeignet ist, den Drang zu schärfen als zu stillen. Doch thaten sie so, und es war vollkommen ihre Gewohnheit, am Fenster ihren Aufenthalt zu nehmen und von da die Dinge zu beobachten, die sich unten im Thal oder auf der nahen oder fernen Straße ereigneten. Es war ohnehin wenig und das Wenige für gewöhnlich unbedeutend genug. Daher begegnet es uns in den Dichtungen häufig, daß, wenn Ritter oder Pilger auf ihrem Wege sich einem Schlosse nähern, so sehen sie

droben in den Fenstern wol manche schöne Maid.

Ruinenliebhaber von heutzutage können oft an diese Sitte erinnert werden, wenn sie in den Fensterhöhlen, die durch die Dicke der Mauer gebrochen sind, unmittelbar an den lichten Oeffnungen steinerne Bänke finden: mit Kissen wohl bedeckt, mit Rücklaken an den Wänden, waren sie die Lieblingsplätze mittelalterlicher Damen, trotzdem die Anstands=

lehre älterer Zeiten den Frauen gebot, sich nicht ohne Noth der Oeffentlichkeit auszusetzen.

Fühlen und denken wir uns ein wenig hinein in das monotone Burgleben, das die Leute geneigt machte, in jeder Kleinigkeit ein Ereigniß zu sehen, aus allem etwas zu machen und ein Mittel zur Zerstreuung darin zu finden. Wir mögen dann begreifen, wie das Auge der Hinausschauenden von Freude erglänzte, wenn es in der Ferne herankommende Leute sah, mochten es auch nur wandernde Spielleute sein oder Pilger, die kamen und an das Thor klopften, um ein Obdach für die Nacht sich zu erbitten. Es waren Gäste, und Gäste bildeten ein Ereigniß, denn sie brachten Neues aus der Welt in die einsamen Mauern. Es gab was zu erzählen, zu reden und zu besprechen, woran die Unterhaltung noch zehren konnte, wenn sich hinter den Abreisenden das Thor wieder geschlossen hatte. Solches wandernde Volk waren ja die einzigen Zeitungen, die von Mund zu Mund, von Ort zu Ort trugen, was sich in den Landen von Kriegen und Krönungen, von Festen und Siegen begab. In großen gastlichen Häusern, deren Ruhm weithin erscholl und die fahrenden Leute anzog wie ein Magnet, sammelten die Chronikenschreiber fragend und forschend ihre Nachrichten über der Zeit Geschichten, wie das Froissart von sich selbst und dem vielgepriesenen und vielbesuchten Hofe des Grafen von Foix erzählt.

Wir begreifen daher, wie der Gast, auch der von niederm Stande, seinen Wirthen eine Freude sein konnte, was das altnordische Sprichwort so ausdrückt, daß über seine Ankunft die Hunde sich freuten und das Thor sich von selbst öffnete. Doch war diese bescheidene Art von Selbstsucht, die eine gewisse Gegengabe aus dem Gaste zog, nicht die Quelle, welcher der gastliche Sinn des Mittelalters entsprang. Die Gastlichkeit jener Zeiten war ebensowol eine

Nothwendigkeit wie eine Tugend. Ihr Gegenbild, das Hotel, das Erzeugniß von Zeiten und Nationen, welche diese edle Tugend, wenn nicht verleugnen, doch hintansetzen, war bis an den Ausgang des Mittelalters fast unbekannt. Weintabernen gab es wol in den Städten und in nicht geringer Zahl, und auch den Dörfern fehlte die Schenke nicht, obwol es mehr die Regel war, daß ein jeder selbst den Wein ausschenkte, der ihm auf eigenen Feldern wuchs. Logirhäuser aber, wo man für Tage und Nächte Herberge nahm, waren im Verhältniß zur Bevölkerung und zur Zahl der Reisenden äußerst selten und fast durchgängig im höchsten Grade schlecht. Nur die Nothwendigkeit konnte anständige Leute dahin bringen, von ihnen Gebrauch zu machen. Vielerorten halfen in frühern Jahrhunderten die Klöster dem fühlbaren Mangel einigermaßen ab. Größere von ihnen pflegten in einem besondern Hause ein eigenes Hospiz zu halten, eine große Halle mit Bänken ringsum, in denen Reisende jeder Art ein schützendes Dach, ein wärmendes Feuer und die nothwendigen Lebensmittel fanden.

So war die freiwillige Gastlichkeit damals noch zum großen Theil ein Ausfluß der Menschlichkeit. Durch die Art, wie sie ausgeübt wurde, ward sie selbst zur gesellschaftlichen Tugend. Den Germanen wird sie schon im Alterthum als angeborene Stammestugend in einem Grade nachgerühmt, für welchen den Römern der Sinn entging. Wenn der Germane seinen Gast bei sich behielt, bis alle Vorräthe seines Hauses aufgezehrt waren, wenn er ihn dann zum Nachbar führte, und man auch dort mit vereinten Kräften zu Ende brachte, was das Haus zu bieten hatte, so sehen wir die Gastfreundschaft zu einer Leidenschaft geworden, wie es wol ähnlich der Wohlthätigkeitssinn werden kann. Gesetze geboten den Gast zu schützen und bei

Strafe durfte niemand einem Reisenden Dach und Herd und Wasser verweigern. Karl der Große erneuerte diese alte Vorschrift; was man darüber noch dem Fremden Gutes erweise, möge auf Rechnung der Menschlichkeit gehen. Nicht lange darauf ist die Gastlichkeit als eine Forderung in den „Christlichen Beichtspiegel“ aufgenommen worden. „Sind Gäste zu dir gekommen in der Zeit der Noth“, lautet dort die Frage, „und du hast sie nicht in dein Haus aufgenommen und hast ihnen Barmherzigkeit erzeigt, wie es Gott befiehlt?“

Fast strenger noch zeigt sich in solcher Forderung der skandinavische Norden, wo freilich die Menschenöde und die Wildheit des Landes und die Rauheit des Klimas diese Pflicht den Bewohnern noch näher ans Herz legen mußten. Kein Fremder durfte vom Hause abgewiesen werden, und wenn man in ihm den Mörder des Bruders vermuthete; unter dem gastlich schützenden Dach schwieg die Blutrache. Hart und grausam zu sein, wenn zu viel Fremde kämen, war eine schlimme Anklage. Gute oder schlechte Kleidung machte keinen Unterschied; für jeden Fremdling gab es ein „offenes Haus“, und zu dem Zweck standen Hof- und Hausthüren den ganzen Tag offen. Von isländischen Frauen wird erzählt, sie hätten ihr Haus an die Landstraße bauen lassen, um alle Vorübergehenden an den stets gedeckten Tisch laden zu können. Dem Bettelnden sollte die Einladung zuvorkommen, denn, heißt es, „das Herz blutet dem, der jedesmal um Brot bitten muß“.

Gesetzliche, zwingende Vorschriften gab es freilich im abendländischen Europa nicht mehr, als die speciell mittelalterliche Civilisation sich entfaltet hatte und der Geist des christlichen Ritterthums seine poetischen Blüten trieb, aber die Gastlichkeit stand darum in nicht mindern Ehren, wie sie auch zugleich ein nicht minder gefühltes Bedürfniß war.

Nicht das Gesetz, aber die öffentliche Moral, „die Zucht", machte sie zur allgemeinen Pflicht:

> Beide, Frauen und Herren,
> Sollen fremde Leute ehren.
> Ist ihrer ein fremder Mann nicht werth,
> So haben sie doch sich selbst geehrt.

Wer sein Haus wohl halten will, heißt es in den Ermahnungen des Winsbeken an seinen Sohn, der muß drei Dinge haben: Güte, Milde und Zucht, und dazu noch Fröhlichkeit seinen Gästen gegenüber. Wenn er diese Tugenden nicht hat, da mag der Gast vorbeireiten, wie gar er müde sei und naß. Auf der Gastlichkeit ruht die Ehre des Hauses, so sehr, daß das alte Wort „Hausehre" und Gastfreundschaft zu identischen Begriffen werden. Drei Dinge gehören zur Hausehre: eine reichliche Bewirthung mit edler Speise und gutem Trank, ein seinen Gästen allezeit gegenwärtiger Hausherr und ein dienstwilliges, wohlgezogenes Gesinde. Hausehre, heißt es, ist eine reiche Gnade, die den Fremdling seiner Sorgen entledigt und dem Wirthe Preis, Lob, Glanz und Würde vor allen andern Tugenden bringet. Der Wirth gibt die Hausehre, der Gast empfängt sie, und von dem gastfreundlichen Hausherrn sagte man, er waltet seiner Hausehre, und die das thaten, das waren „die Werthen und die Besten".

Wie sehr die Ehre des Hauses mit der Gastfreiheit in engster und untrennlicher Verbindung stand, zeigt ein Gedicht dieser Zeit, worin ein Ritter, wie er wieder einen Gast heranziehen sieht, sich über den ungebührlichen Andrang der Fremden beklagt. Da gesellt sich ihm die Schande zu und gibt ihm Rath, wie er mit guter Manier sich die Gäste vom Halse schaffen könne, daß niemand wieder Lust habe bei ihm einzukehren. Aber noch zu rechter Zeit ist auch Frau Ehre da und ermahnt ihn, um der Ehre bei

den Menschen und der ewigen Seligkeit willen des irdischen Gutes nicht zu achten. Nach langem Streit der beiden Frauen tritt er auf die Seite der Ehre und fährt fort in seiner gastfreien Weise, davon man später seinen Namen pries und ehrte und das Lob seiner Frau verkündete ohne Ende.

Wenn auch in genannter Periode die Gastlichkeit im Vergleich zur Vergangenheit an Ansehen wie in der Ausübung nichts verloren hatte, so war sie doch, wenn nicht gerade umgestaltet, doch mit andern und bestimmter ausgeprägten Formen umkleidet worden. Sie ist darin nur dem Gange der allgemeinen Cultur gefolgt, die sich in dem ersten Jahrtausend und in dem Anfang des zweiten aus kerngesunden, aber doch primitiven, der Natur nahe stehenden Zuständen herausgearbeitet hatte. Die Zeit, die man die höfische nennt und die die Blüte der mittelalterlichen Poesie und des Ritterthums in sich begreift, zeigt ein reiches Leben, und dieses Leben überall in bestimmte, feste Formen gegossen, welche die Gesellschaft gebunden halten. Sie bewegt sich darin, wie die heutige in den ihren; wer auf Bildung Anspruch erhebt, darf sich ihrer nicht entschlagen. Als sichtbare Gestaltung des Lebensinhalts fühlte man die Formen in ihrem Zwange nicht, und sie übten auch keinen, weil sie ihrem Inhalt entsprachen. Als aber mit dem sinkenden Mittelalter dieser Inhalt, das Leben, sich änderte, die Ideen wechselten, als das Ritterthum zum Orden, die Poesie zur Reimerei wurde, und man dennoch den äußern Schein festhielt, vermeinend in ihm das Wesen zu haben, da erst wurden die Lebensformen zu Fesseln, die drückten, sie wurden zu Manieren, zum Ceremoniel und zur Etikette.

Die Gastlichkeit ist derselben Entwickelung unterworfen, da sie eben einen Theil vom geselligen Leben bildet, das ohne sie nicht existiren könnte. So hat sie denn in höfischer

Zeit eine so in das Einzelne gehende ausgeprägte Gestaltung angenommen, daß für Empfang und Beherbergung, für Feste und Unterhaltungen, für Tisch und Tafel Sitte und Herkommen die festesten Normen vorschreiben. Ueberall tritt uns im damaligen gebildeten Abendlande mit wenigen nationalen Verschiedenheiten, die nur Nuancen sind, das gleiche Bild entgegen und in so detaillirten Zügen, daß sich selbst für den Anstand bei Tische die kleinlichsten Regeln und Vorschriften finden. Natürlich gilt das vorzugsweise von den sogenannten höfischen Kreisen, auf denen eben die Bildung jener Zeit beruhte; sie vertreten die Gesellschaft. Doch fanden sie im wohlhabenden Bürgerstande und tiefer noch schon früh ihre Nachahmer und später auch ihresgleichen auf diesem Gebiete der Sitte. Und hier wurden der Gastfreundschaft Wahrheit, Frische und Herzlichkeit bewahrt, während sie am Ausgang des Mittelalters im Hofceremoniel zu erstarren und unterzugehen schien.

Für alles Detail gewähren uns die zahlreichen Dichtungen die ausgiebigste Quelle. Man könnte an ihrer Zuverlässigkeit Anstoß nehmen, da sie theils gänzlich unhistorischen und oft märchenhaften Inhalts sind, theils geschichtliche Persönlichkeiten und Begebenheiten mit einem sagenhaften Gewande bis zur Entstellung umhüllen, aber für die Cultur sind sie ein treues Spiegelbild des Lebens. Sie gleichen darin den Bildern, mit denen sich ihre Manuscripte verziert finden und die in unmittelbarer Treue, in naturalistischer Wahrheit die Zeit und die Umgebung des Künstlers wiedergeben, wie unvollkommen sie auch sein mögen. Wie der Künstler seinen Figuren kein anderes Gewand leihen konnte, so vermochte auch der Dichter seinen sagenhaften Stoffen keine andere Haltung, keine andere Färbung zu geben, als er sie in seiner eigenen Zeit, in seinem eigenen Leben vorfand. Der romantische Schimmer, den

diese Dichtungen tragen, wird uns von der Wahrheit nicht so fern abstehend erscheinen, wenn wir des Provenzalen Peter Vidal gedenken, der sich zu Ehren seiner Geliebten, Loba (Wölfin) genannt, in eine Wolfshaut nähen und von Hunden verfolgen ließ, oder des steirischen Ritters Ulrich von Liechtenstein, der das Waschwasser seiner Geliebten trank und ihr seinen abgehauenen kleinen Finger in reichem Kästchen mit einem Gedicht übersandte. Diesen und ähnlichen Genüssen gegenüber erscheint die poetische Liebesromantik wie die blasse Wirklichkeit. Auch werden wir finden, daß, was uns sonst von Festen und Gastmählern und gastlichen Sitten in historisch beglaubigter Weise überliefert worden, dem nicht widerspricht, was uns die Dichter erzählen.

Wie sich die Gastlichkeit in höfischer Zeit zu festen Formen entwickelt hatte, so wollen wir von ihr als ein Bild mittelalterlichen Lebens und mittelalterlicher Sitte ein möglichst umfassendes und möglichst detaillirtes Gemälde zu entwerfen versuchen. Doch bevor wir daran gehen, wird es vielleicht nicht unangemessen erscheinen, wenn wir vorher in einigen Zügen den Schauplatz dieser Sitten kennen lernen, die Wohnung im Mittelalter, insbesondere aber die ritterliche Burg, soweit sie eben für unsern friedlichen Gegenstand in Frage kommt.

II.

Die Burg als Stätte der Gastlichkeit.

Die Entstehung und Ausbildung der Burg ist der Entstehung und Entwickelung des Lehnsadels gleichzeitig, fällt also mit der Geschichte des Ritterthums zusammen. Die Zeiten der Merovinger und Karolinger kannten sie noch nicht oder so unbedeutende Anfänge, daß sie für uns uner-

heblich sind. Was es an Befestigungen gab, waren nicht Wohnsitze, sondern Landesfesten. Wie der König seine Pfalzen, so hatte der Edelmann auf seinen Gütern Höfe, nicht gewaltige feste Häuser, sondern eine Reihe niedriger einstöckiger Gebäude nebeneinander, zusammen durch eine Einpfählung umschlossen, die nur die Zusammengehörigkeit andeuten, nicht aber zur Befestigung dienen sollte. Für jeden Zweck gab es darin ein besonderes Gebäude: der Herr hatte das seine, die Halle oder den Saal, das auch zu Versammlungen und Gastmählern diente, ein anderes hatten die Frauen für sich, ein anderes diente dem Gesinde, oder der Küche und dem Keller, oder den Vorräthen u. s. w. Die Höfe der Großen, bei denen sich die Lehnsleute zahlreicher einfanden, hatten denn auch wol gleich den Klöstern ein besonderes Haus zu gastlicher Beherbergung.

Der arge Zustand des von Fehden zerrissenen Frankreich unter seinen letzten Karolingern drängte dem Lehnsadel zuerst die Nothwendigkeit auf, sich selbst und das Seine zu schützen, aber die hölzernen Thürme, die er inmitten seines eingepfählten Hofes auf künstlich aufgeführten Erdhügeln errichtete und durch Gräben und den Abbruch der leichten Brücke zu sichern meinte, trugen allzu sehr das Gepräge einer unruhig wechselnden Zeit und einer flüchtig vorübereilenden Improvisation. Erst die Normannen machten etwas Bleibendes daraus. Als Eroberer in Frankreich aufgetreten und mit der Absicht das Gewonnene festzuhalten, unterdrückend und gehaßt, ihren Feinden in geringer Zahl gegenüberstehend, mußten sie darauf bedacht sein, mit starken Schutzmitteln sich selbst, ein jeder das Seine und alle das Ihre, zu schützen. Sie fanden nichts vor als die unzulänglichen hölzernen Thürme des französischen Adels und vielleicht noch zerstreute römische Quaderthürme, denen sie die Technik absehen konnten. Gelehrig

und erfinderisch, wie sie sich in der Geschichte der Architektur bewährt haben, verbanden sie beide und erbauten als Mittelpunkt einer befestigten Anlage einen kolossalen viereckigen Thurm, den Donjon (ein Wort von bekannter Ableitung), der eine Burg für sich war, auf dauernden Widerstand berechnet, und zugleich als Wohnhaus diente. Letztere Eigenschaft, die er mit dem französischen hölzernen Thurme gemein hatte, unterschied ihn vom römischen Burgherum.

Der Donjon, wie er rasch seine Ausbildung fand, mußte allen Anforderungen des Lebens und der Zeit entsprechen. Die gewaltige Höhe, die kolossale Dicke seiner Mauern, der schmale Eingang vermittelst einer leicht abzubrechenden Treppe oder Brücke, der sich erst im ersten oder zweiten Stockwerk befand, die selbständige Vertheidigung aufwärts von Geschoß zu Geschoß, selbst der einzelnen Theile im Innern, machten ihn zu äußerstem und anhaltendem Widerstande mit geringer Mannschaft geschickt. Als Wohnhaus des Lehnsherrn bedurfte er vor allem einer möglichst großen weiten Halle (hall, salle, Saal), die zum Empfang der Dienstmannen diente und auch der Ausübung der Gastlichkeit einen hinlänglichen Raum darbot. Aber die Verhältnisse brachten es mit sich, daß dieser Saal im Sommer wenigstens zum gewöhnlichen Wohn- und Speisezimmer, unter Umständen auch zum allgemeinen Schlafsaal dienen mußte. Um hoch und luftig zu sein, nahm er wol zwei Stockwerke (das zweite und dritte) ein, die in Zeiten einer Belagerung bei größerer Besatzung durch eine Zwischenlage von Balken getrennt werden konnten. Mit Ausnahme des vierten Stockes, der für die Familie des Burgherrn, insbesondere den weiblichen Theil, die Wohn- und Schlafzimmer enthielt, vielleicht auch ein Gemach für Gäste, war jedes Stock nur ein einziger viereckiger Raum. Im Erd-

geschoß, zu dem man mittels einer Treppe im Innern hinabgelangte, befanden sich die Vorräthe und der Brunnen, von dem übrigens in complicirtern Donjons ein gemauerter Schacht bis in das oberste Stockwerk hinaufreichte, sodann der Keller und die Küche, die aufwärts rückte, falls der Feind in das Erdgeschoß drang. Das erste Stockwerk diente der Mannschaft zum ständigen Aufenthalt für den Tag und die Nacht. Ihre Schlafstätten fanden sie, wenigstens diejenigen, welche die bleibende Besatzung bildeten, unmittelbar hinter den Schießscharten, wo in den seitwärts eingebrochenen Nischen oder Gängen ihre Betten oder Lager standen. Während das Erdgeschoß nur schmale Schartenritzen hatte, die das spärlichste Licht hineinließen, und der erste Stock kleine auf die Vertheidigung berechnete und angelegte Fensteröffnungen, erweiterten sich nach oben die Fenster, wie sich zugleich die Mauern verdünnten, mit geräumigen, wohlverzierten Nischen und Bänken dahinter, die den Frauen den angenehmsten Aufenthalt boten. Durch die Dicke der Mauern hin zogen sich auch für alle Stockwerke die Kamine, deren die größern Hallen zwei hatten.

Für unsere Periode, die höfische, also im 12. und 13. Jahrhundert, und bereits im 11., beruhte der Burgenbau in Frankreich und England, wohin ihn die erobernden Normannen getragen hatten, ganz vorzugsweise auf dem Donjon, doch nicht ohne daß sich ein bedeutender Unterschied herausstellte. In Frankreich blieb sein Zweck, dem Burgherrn und seiner Familie für eine lange Belagerung als sichere Zuflucht zu dienen, immer die Hauptsache. Man kam allmählich dahin, ihn complicirter einzurichten und durch Zwischenmauern die großen Hallen und Räume zu trennen, wodurch man eine größere Anzahl von Zimmern erhielt. Die Franzosen benutzten das, um im Innern des Donjon die einzelnen Theile wieder für sich zu festen Räu=

men zu machen, sodaß der eingedrungene Feind nur den Raum besaß, in welchem er sich gerade befand. Die Dicke der Mauern wurde nun ausgehöhlt zu einem künstlichen System von Verbindungsgängen, vermittelst welcher die Besatzung auch nach dem Verlust eines Theils sich sammeln konnte, um heimlich und unvermuthet die Eingedrungenen mit Uebermacht zu überfallen und wieder herauszuwerfen. Es war hierin kein bestimmtes, gleiches Schema durchgeführt, sondern jeder Donjon hatte sein eigenes inneres Vertheidigungssystem für sich, dessen Wichtigkeit vorzugsweise auf der Geheimhaltung beruhte; im andern Falle konnten diese Communicationen von Treppen und Gängen ebenso verderblich werden, wie sie nützlich waren. Daher war jeder Fremde vom französischen Donjon ausgeschlossen, die Besatzung selbst, um auch gegen den Aufstand der eigenen Vasallen eine sichere Zuflucht zu haben, nur den treuesten und bewährtesten Leuten anvertraut. Es folgt daraus, daß der französische Donjon der Gastlichkeit keine Stätte bot, und zu diesem Zweck wie überhaupt zu allen des gewöhnlichen friedlichen Lebens sich leichtere Bauten innerhalb der Ringmauer fanden und finden mußten.

Anders war es in England. Hier vereinigte der Donjon die bleibende Wohnstätte mit der Schutz gewährenden Festung, deren Sicherheit auf der Festigkeit der Anlage und der Mauern, nicht auf dem System des Mistrauens beruhte. Die ganze burgherrliche Familie wohnte in ihm sammt der Besatzung in den untern Räumen und auch für Gäste und Festlichkeiten mußte hinlänglicher Platz sein. Natürlich wie im 12. und 13. Jahrhundert die Cultur sich rasch erhob, das Leben sich reicher gestaltete, die Bedürfnisse wuchsen und sich mehrten, mußte auch der Wohnsitz den gesteigerten Anforderungen nachkommen. Der Donjon wuchs daher zu einem kolossalen Gebäude heran, und in=

dem ihn Zwischenmauern in seinem Innern von unten bis oben trennten, hier und da auch noch Eckthürme und Vorbauten an ihn angelegt wurden, gewährte er eine nicht unbedeutende Anzahl von Hallen und größern und kleinern Zimmern, die, wenn wir uns die Eigenthümlichkeit von Treppen und Gängen, den Reichthum an tiefen Nischen und Winkeln in den dicken Mauern und eine nicht unbequeme, an Teppichen und Vorhängen reiche Ausstattung hinzudenken, immerhin ein ansehnliches und behaglich wohnliches Ganze ergeben mochte. Aber Gründe, die ebensowol in der Politik, im Gange der Geschichte wie in den Anforderungen eines gesteigerten Luxus lagen, brachten es mit sich, daß man auch bald von dieser Anlage abging und insbesondere die Verbindung des Kriegerischen mit dem Wohnlichen aufgab. Das ganze System gestattete doch immer nur eine beschränkte Ausdehnung, und die immense Dicke der Mauern, die bis auf 15 Fuß reichte, nebst den verhältnißmäßig wenigen und kleinen Fenstern, die zugleich als Schießscharten dienten und den Geschossen des Feindes eine möglichst geringe Oeffnung zu bieten hatten, ließen nur ein bedingtes Maß der Annehmlichkeit zu, das beim Anwachsen des dienenden Personals aller Grade um so fühlbarer sich machen mußte. Man gab es daher auf, vom Donjon alles zu verlangen, und indem man von nun an die Stärke in der Festigkeit und Haltbarkeit der äußern Mauern suchte, behandelte man ihn allein noch als Wohnhaus, verdünnte seine Wände, dehnte ihn aus, erweiterte die Fenster und vergrößerte ihre Zahl, sodaß er völlig ein Wohnpalast wurde, die Burg aber aus einem festen Hause sich in einen festen Platz verwandelte. So war sie wenigstens bei den mächtigern Herren in den beiden letzten Jahrhunderten des Mittelalters.

Auch in Frankreich, das überhaupt in späterer Zeit

mehr der Herrensitze als der Ritterburgen bedurfte, war das Resultat der Entwickelung insofern dasselbe, als die wohnliche Seite über die Kriegszwecke den Sieg davontrug. Der Donjon, an dem die verschiedenen kriegsbaulichen Experimente, die mit ihm vorgenommen wurden, uns hier nicht weiter interessiren, löste sich in eine Anzahl fester Thürme auf, welche die palastartigen Gebäude zwischen sich nahmen und mit ihnen einen oder mehrere Höfe umschlossen, für welche Anlage sich schon früh in einzelnen Gegenden Frankreichs sehr unfertige Vorbilder finden. Da gab es denn außer der großen Halle noch hinlänglich Säle und Zimmer zu verschiedenen Zwecken, sowie vollkommen Genüge zur Ausübung der Gastlichkeit.

Ganz anders aber war der Gang in Deutschland. Hier hatte kein so außerordentliches Ereigniß stattgefunden, wie die Niederlassung der für Architektur hoch begabten Normannen, noch war es später dem Donjon gelungen, sich über die französischen Grenzen nach Deutschland herein auszubreiten. Wo daher nicht, wie in Gegenden Süddeutschlands, römische Befestigungen übrig waren, um als Vorbilder zu dienen, da knüpft die Wehrhaftmachung nach den Zeiten der Karolinger, wie sie in allgemeinere Gewohnheit kam, an die gegebenen Verhältnisse an, d. h. die Höfe und Pfalzen werden mit Mauern und Gräben umzogen und zur Verstärkung, besonders am Eingang und an den schwächsten Punkten, Thürme hinzugefügt. Natürlich, daß man sich bald solche schon durch die Beschaffenheit des Bodens festen Plätze aussuchte, wie denn das die Römer bereits auf deutschem Grund mit ihren Burgen gethan hatten. Dies gilt aber vorzugsweise vom höhern und reichsfreien Adel, während der niedere erst nach dem Beginn der Kreuzzüge dem Beispiel folgte und theilweise noch lange Zeit offene Höfe und Häuser hatte.

Man erkennt also in den größern Burgen des 12. und 13. Jahrhunderts, davon die Wartburg als ein Muster gelten mag, den altdeutschen Hof und inmitten das altdeutsche Haus wieder. Wir wollen nicht an die weithalligen norddeutschen Bauerhöfe erinnern, wo sie noch von alter, echter Art sind, die alles unter einem Dach in einem ungetheilten Raum vereinigt, da uns das angelsächsische Beowulflied mit ihnen im Einklang eine klare Vorstellung erlaubt. Hier ist des Königssitzes Mittelpunkt, die Stätte des Empfangs und der Festlichkeiten, die große, weite Halle, ein freistehendes, erhöhtes Gebäude, zu welchem eine Freitreppe hinaufführt. Hier empfängt der Lehnsherr, hier theilt er die Geschenke und die Lehen aus, hier schmaust und trinkt man, daher sie auch die Methhalle heißt, hier auch werden zur Nacht die Betten und Lager für die Gäste aufgeschlagen. Gerade so ist es noch im Nibelungenliede, wo uns am deutlichsten in der Burg Etzel's dieselben Zustände und Sitten wie im Beowulfgedicht entgegentreten, dieselbe erhöhte Halle mit der Freitreppe wie Heodgar's gehörnter Prachtsaal. Die Grundeinrichtung hat die Wartburg treu bewahrt, wo uns das sogenannte Landgrafenhaus noch heute die Lehns- und Festhalle des 12. Jahrhunderts repräsentirt, wenn auch die Freitreppe nicht mehr vorhanden ist. Auch die übrige Anlage, die Vertheilung der verschiedenen Gebäude nach ihren besondern Zwecken, ist noch auf das deutlichste zu erkennen trotz der vielen Veränderungen, die später stattgefunden haben. Die Sitten und der Luxus der höfischen Zeit, die fortgeschrittene Architektur sowie die Nothwendigkeit eines festen, wehrhaften Sitzes haben freilich im Detail die Physiognomie der Halle bedeutend umgewandelt. Sie hat statt des einen Geschosses zwei und drei Stockwerke erhalten, man hat sie zum Theil im Innern geschieden und sich dadurch Wohn- und Schlaf-

zimmer geschaffen, die ursprünglich nicht mit ihr in Verbindung waren; man hat sie andererseits der Befestigung dienstbar gemacht, sie selbst zum festen Hause umgewandelt und, wie das Landgrafenhaus zeigt, ihre eine Wand einen Theil der Ringmauer bilden lassen.

Dem entsprechend ist auch die Halle in den deutschen Dichtungen der höfischen Zeit complicirter in ihrer Einrichtung geworden. Wir begegnen ihr unter dem Namen palas und sal, welche beide ohne Unterschied für den Saal und das ganze Gebäude gebraucht werden, unzähligemal. Wir finden sie noch einstöckig als Erdgeschoß, daß Boten und Gäste hineinreiten können direct vor des Fürsten Sitz, wir finden sie erhöht mit mächtiger Freitreppe, und auch mit mehreren Geschossen in Verbindung mit Gastzimmern, mit der Wohnung, den Frauen- und Schlafgemächern. Weit seltener ist es, daß die Dichtwerke Beschreibungen von Palästen geben, welche die Grundzüge des Donjon an sich tragen, doch finden sich auch solche in den der Fremde entnommenen Stoffen, wie z. B. der Thurm des Admirals in „Flore und Blancheflur", der drei Gewölbe übereinander hat und eine Menge Wohnzimmer einschließt.

Solche stattliche Bauten und weiträumige Burgen konnte freilich der einfache Ritter nicht aufführen. Die kleinern Verhältnisse gestatteten ihm meistens nur ein befestigtes Haus, auf dessen Anlage und Beschaffenheit das Terrain bedeutend einwirken mußte. Ein Felsenneſt z. B. gewährte nicht die Freiheit wie eine Burg in der Ebene, sondern mußte sich genau der Gestalt des Felsens anschließen. In Bezug auf die Wohnlichkeit aber haben auch sie darin das Gleichartige, daß sie nicht in viele Zimmerchen zertheilt sind, sondern einen einzigen möglichst großen Raum enthalten, der oft allen Zwecken genügen mußte. Er war Wohn- und Speisezimmer; in ihm schlief die Familie und auch der

Gast; in ihm war zuweilen auch die Küche, sodaß das Feuer des Herdes zur Zubereitung der Speisen diente und das Zimmer heizen mußte. So war es allgemein in der höfischen Periode. Später gegen den Ausgang des Mittelalters traten zwar hierin Veränderungen ein, wie man auch den Grundplan der großen Burgen aufgab, aber zu einigermaßen behaglicher Wohnlichkeit und bequemlich anständiger Einrichtung brachte es der kleine Adel im Mittelalter auf seinen festen Häusern nicht. In der Häuslichkeit, in reicher und reichlicher Ausstattung, an diesem Schmuck des Lebens war ihm der wohlhabende Bürger im 15. Jahrhundert weit voraus.

III.

Vorbereitungen.

Die Gäste im Mittelalter kamen geladen und ungeladen. Die einen trieb das Bedürfniß, die Noth, nur eine nächtliche Herberge und bescheidene Bewirthung zu erbitten; andere suchten ungemeldet ihre Verwandten heim, ihre alten Freunde und Waffengenossen, wenn sie lange hatten ihren Anblick entbehren müssen; andere fanden sich gebeten zu gemeinsamen Festlichkeiten zusammen, und andere auch, insbesondere das vagirende Volk der Künstler, der Sänger, Dichter, Taschenspieler, Seiltänzer und Jongleurs, damals so ziemlich alle von gleichem Ansehen, stellten sich ungebeten ein und nahmen Gastlichkeit in Anspruch.

Die damalige Verkehrsweise brachte es mit sich, daß, wenn ein vornehmer oder wohlhabender Herr ferne Verwandte und Freunde bei sich sehen wollte, oder wenn er ein großes Fest mit zahlreichen Gästen zu veranstalten gedachte, er seine Boten durch das Land hinaussenden mußte. Würde und Ansehen dieser Boten — es konnten

seine ersten Dienstmannen sein — richteten sich nach dem Range der Einzuladenden oder nach dem Werthe und der Wichtigkeit der Botschaft. König Etzel sandte den Markgrafen Rüdeger an den Burgundenhof, freilich um Werbung von Chriemhildens Hand für sich selber, und später seine Mannen Swämmelin und Wärbelin, um die burgundischen Fürsten an seinen Hof zu laden; Gunther und Brunhilde schicken den tapfern Markgrafen Gere mit 30 Mann nach Xanten um Siegfried und Chriemhilde, und Siegfried selbst geht von Island voraus nach Worms, um als Bote den guten Erfolg des Werbungsabenteuers und die baldige Ankunft Gunther's und Brunhildens zu melden. Solche Boten durften wol eines guten Empfangs sicher sein; nicht als Diener, sondern als liebe Gäste wurden sie aufgenommen und bewirthet. Mündlich war ihre Botschaft ihnen geworden und mündlich brachten sie dieselbe an bei denen persönlich, an die ihr Auftrag lautete. Sie thaten es stehend oder sitzend, je nach der zuvorkommenden Höflichkeit des Empfängers oder auch nach dem Range desselben und des Boten. Ein höflicher Wirth erhob sich von seinem Sitz und trat ihnen entgegen, nachdem er sie von der Dienerschaft aufs beste hatte empfangen lassen; Damen luden die Ueberbringer guter Kunde freundlichst neben sich zum Sitzen ein, aber wer gute Sitte kannte, brachte stehend seinen Auftrag vor und setzte sich erst dann zu weiterm Geplauder. Beim Entlassen fehlte zur Vergeltung und Erinnerung nie der Botenlohn, das „Botenbrot“, bestehend in reichen Kleidern, Geld und Schmuck aus edeln Metallen. Die alte Zeit hatte dafür insbesondere die Armringe, „Baugen“, deren Gebrauch noch lange in die christliche Zeit hinüberspielt. Auch der reiche Siegfried, der Besitzer des Hortes, verschmäht sie nicht um der Hand willen, die sie gab, als ihm, dem Boten ihres Bruders,

Chriemhild 24 derselben um den Arm legt. Ohne Gabe, ohne Bewirthung wurde auch der einfache Knappe oder Herold, der auf Botschaft kam, nicht entlassen.

Nachdem die Einladung geschehen — wir nehmen an, es sei zu großem Feste oder zu dauerndem Aufenthalt —, gab es für den Wirth wie für die Gäste Vorbereitungen zu machen, um zum bestimmten Tage in gebührendem Glanz zu erscheinen. Den Gästen lag vor allem daran, sich und ihre Begleiter im Aeußern auf das stattlichste und prächtigste herauszuputzen. Da hatten die Mägde zu thun, die neuen Kleider anzufertigen, sie mit Borten zu belegen und mit Edelsteinen und Perlen zu verzieren; da mußten Waffen und Rüstungen geputzt, die Farben der Schilder und Helme aufgefrischt, da mußte das Gezeug der Pferde in neuen und glänzenden Stand gesetzt werden. Damit war aber auf dieser Seite so ziemlich die Arbeit gethan.

Größer waren die vorbereitenden Anstrengungen des Wirths, denn er hatte sich selbst wie seine Gäste zu ehren und es durfte in keiner Sache fehlen. Zunächst lag ihm die gleiche Pflicht ob, alles, was zum Hause gehörte, von der eigenen Person an bis zum untersten Stalldiener herab, nach Verhältniß des Ranges auf das beste zu kleiden; die Besorgung dieser wichtigen Angelegenheit war den Frauen überlassen. Eine größere Sorge machte sicherlich die Unterbringung so zahlreicher Gäste, wenn sie in die Hunderte oder Tausende gingen, denn die Häuser oder die Burgen, deren leichtere Vertheidigung auf der räumlichen Beschränkung ruhte, waren dazu keineswegs eingerichtet. Allerdings waren die Gäste in dieser Beziehung nicht anspruchsvoll, und sie ließen es sich gern gefallen, wenn ihnen zur Nachtzeit in allen Sälen mit Kissen und Polstern und Decken aufgebettet wurde. Es war von alters so Sitte gewesen,

auf diese Weise die Methhalle in den Schlafsaal zu verwandeln. Aber das genügte nicht immer, und es wurden Gebäude extemporirt, Hütten erbaut und Zelte im Grünen aufgeschlagen, welche letztern ohnehin bei allen größern mittelalterlichen Festlichkeiten mit ihren verschiedenen Vergnügungen im Freien nothwendig waren. Wir haben davon ein großartiges historisches Beispiel in dem berühmten Fest, welches Kaiser Friedrich I. zu Pfingsten 1184 in Mainz gab. Aus aller Welt hatte er Prälaten und Fürsten, Grafen und Edle eingeladen. Allein 40000 Ritter hatten sich eingefunden, und die Massen des Volks, die zusammenströmten, blieben ungezählt. Sie alle bewirthete der Kaiser. Aber wie hätten die Mauern von Mainz die Menge fassen können! Da wurde für den Kaiser auf der Ebene am Rhein schnell ein Lustschloß gebaut, zu den Seiten Wohnungen für die Fürsten, leicht, aber reich geschmückt, wie es sich eben thun ließ in der kurzen Zeit, dann für das niedere Volk bunte Zelte aufgeschlagen, und so stand in wenigen Tagen eine neue, heitere, lebendige Stadt fertig am schönen Rhein. Im kleinen Maßstabe wiederholte sich das bei jedem größern Fest, und so machten es auch Artus und die andern Fürsten der Dichtung.

War für Raum gesorgt, so mußten Burg und Halle und Haus in ein festliches Gewand gekleidet werden. Wenn es etwa ein König war, der regierende Herr des Landes, den eine Stadt als Gast in ihre Mauern aufnehmen sollte, so schmückte sich für ihn das Thor, durch welches er einzog, und die Straßen wie die Häuser, abgesehen von den Bürgern, die sich reichgekleidet zum Empfange aufstellten, von den schönen Damen in allen Fenstern, von dem Volk, das von den Dächern Besitz ergriffen hatte. Am Thor stand ein reicher Himmel mit allegorischer Verzierung, die Straßen waren rein gefegt, mit frischem Gras und Binsen

und Blumen bestreut oder besser noch mit kostbaren Decken belegt, über die der Fuß des hohen Gastes trat, die Häuser rings mit bunten Teppichen behängt. So geschah es den französischen Königen in ihren guten Städten, daß ihr Fuß über goldgestickte Lilien wandelte; so wird im „Lohengrin" vom Empfang des Kaisers in Rom erzählt, für den die Straßen mit Scharlach belegt waren und „mit manchem Tuch von Gold, das gegen die Sonne brannte", und so schmückten „mit langen seidenen Laken" die Bürger von Tintaguel ihre Häuser zu Liebe für ihren Herrn, den König Artus.

Doch ist es nicht diese politische Art der Gastlichkeit, von der wir erzählen wollen. Indessen machte es jeder Wirth in seinem Falle ähnlich. Die Teppiche spielen am Haus und, wie wir noch sehen werden, besonders im Innern eine große Rolle bei jeder Festlichkeit; ohne sie wäre das mittelalterliche Haus vollständig kahl, öde, kalt und unerträglich gewesen. Auch bei Tristan's Hochzeit mit der weißhändigen Isolde findet sich des Herzogs Palast um und um mit seidenen, goldgestickten Laken behängt. Die Reinigung und Säuberung war zunächst zu thun, wenn ein Besuch nahe war. Als Karl der Große, erzählt der anekdotenreiche Mönch von St.-Gallen, einst unerwartet bei einem Bischof ankam, den er wol öfter besuchte, „da eilte der Bischof in großer Unruhe wie eine Schwalbe hin und her, ließ nicht nur die Kirche und die Häuser, sondern auch die Höfe und auf den Straßen ausfegen, und zog ihm dann sehr müde und verdrießlich entgegen". Der fromme Karl bemerkte das, musterte alles mit den Augen und sprach zum Bischof: „Du bist der beste Wirth, immer läßt du zu unserm Empfang alles aufs schönste säubern." Auf die Reinigung folgte der Schmuck, zunächst des Aeußern, und dann die Herstellung des Innern. Als

man sich zu Worms auf den Empfang Gunther's und Brunhildens vorbereitete, da heißt es:

> Der Palas und die Wände wurden all überal
> Gezieret für die Gäste: der Gunthersſaal
> Ward viel wohl bezimbert durch manchen fremden Mann.

Im Innern gab es viel zu thun. Es mußte die Bedeckung der Fußböden und der Wände gereinigt und erneuert werden. Im Erdgeschoß und in den Räumen, die auf Gewölben ruhten, also vorzugsweise auch in der großen Halle, waren die Fußböden mit einem Estrich belegt, mit glatten Steinen, Fliesen oder ornamentirten Thonplatten, die eine geometrische Musterung ergaben. In den ältern Zeiten, solange das einstöckige Gebäude vorherrschte, war der Estrich die gewöhnliche Bedeckung. Wie man anfing, die hohen, festen Wohnthürme zu errichten und später mehrere Stock hohe gewaltige Gebäude, da trennte man die einzelnen Geschosse durch Balken und Breterlagen. Das war durchaus die Weise im Donjon, und gewölbte Räume überhaupt in der Burg weniger gebräuchlich, zumal in der Zeit, die hier in Rede steht. Berücksichtigt man nun noch die hohe, luftige Lage der Gebäude, die allen Stürmen offen lagen, zugleich die Undichtigkeit der Fenster, die damals noch äußerst selten durch Glas geschlossen waren, sondern meist in ölgetränktem Papier, Horn, durchscheinender Haut und ähnlichem bestanden, oder nur in hölzernen Gittern und Klappen, die entweder das Licht versperrten oder der kalten Luft ungehinderten Eingang gewährten; ferner bei strenger Kälte die Unzulänglichkeit der Erwärmung durch Kamine: berücksichtigt man diese Umstände, so wird man leicht begreifen, wie die Fußböden, mochten sie nun ein Lehmestrich, eine Fliesendecke oder eine Breterlage sein, oben und unten von der Zugluft bestrichen, in winterlicher Jahreszeit beständig kalt sein mußten.

Diesem Uebelstande abzuhelfen, bedeckte man sie nicht blos mit Teppichen, sondern in Verbindung mit ihnen oder für sich allein mit Schichten von Stroh und trockenen Binsen; wie zugleich aus demselben Grunde die Fußschemel in einem so ausgedehnten Gebrauche standen, daß uns auf den Bildern jener Zeit fast kein Sitz, keine Bank, kein Stuhl ohne die Begleitung des Schemels erscheint, und die Tische unten mit Breterchen und Stangen für die Füße der Daransitzenden versehen waren.

Was aber im Winter Schutz gegen die Kälte war, wurde im Sommer zur Erfrischung und Kühlung benutzt. Bei den engen und seltenen Fensteröffnungen, den hohen Mauern war ein solches Bedürfniß allerdings vorhanden, weniger vielleicht auf hochgelegenen Burgen, die frei vom Sturmwind durchsaust wurden, als in niedrig gelegenen Ortschaften und in ummauerten Städten, in denen sich Haus an Haus drängte. Hier stockte die schwere Luft und fand in den engen Gassen und bei den überhängenden, vorgebauten Dächern keinen Ausgang. Wie man nun im Winter trockenes Stroh legte, so streute man im Sommer frische grüne Binsen, grünes Gras, thauiges Laub und frische Blumen mancherlei. Die Kamine, deren man in der warmen Zeit nicht bedurfte, füllte man in gleicher Weise an und bedeckte die Wände mit frischen, grünen Zweigen.

Die Sitte war im christlichen Abendlande ganz allgemein von den Bergen von Wales an bis nach Wien hin, wo ihrer unter anderm im bekannten Gedicht von der Wiener Meerfahrt gedacht wird: die „Laube" oder Halle, in welcher die ehrsamen Bürger zechten, war mit grünem Gras bestreut. Nicht etwa der Dürftigkeit und dem Elend mittelalterlicher Zustände verdankt die Sitte ihren Ursprung, wie man gemeint hat, vielmehr dem angegebenen Bedürfniß

und dem Gefühl für wohlige Behaglichkeit. Die Beispiele sind zahlreich und gehen bis in die heidnische Zeit hinauf, als noch die Gallier auf der Erde sitzend ihre Mahlzeit nahmen. In höfischer Zeit finden wir sie als eine Art von Luxus angesehen und den Fürstenhöfen in allen Zimmern wie dem Bürgerhause zur Wohnlichkeit nothwendig. In diesem Sinne wird sie immer erwähnt. Im Gedicht „Die Krone", welches vorzugsweise eine Verherrlichung des Königs Artus ist, wird ein köstlicher Palas geschildert, „der klüglich wohl bestreuet war mit frischen Blumen, die süßen Geruch ausströmten", und an anderer Stelle ist „für die Hitze mit Rosen gar der Saal bestreut". In einer deutschen Erzählung, die den Titel „Von zweien Kaufleuten" führt, ist der Saal im Hause eines reichen Kaufmanns zu Verdun „mit Blumen und mit grünem Gras" überbreitet; und so bei Tristan's Hochzeit in des Herzogs Palast:

Manche gelbe Blumendolde,
Rosen roth und grünes Gras
Auf den Estrich gestreuet was.

„Neue Binsen und schönfarbige Blumen" überfangen den Estrich einer Kemenaten in eines reichen Mannes Hause, wo Gawan auf seinen Fahrten (im „Parzival") einmal herbergte; und die walisische Dame Herzeleide sitzt auf „grünen Binsen, noch vom Thau naß, die dünn über den Teppich hingestreut waren". In einem Gedicht des 14. Jahrhunderts walisischen Ursprungs sitzt König Artus auf einem Sitz von grünen Binsen, worüber eine Decke von hellfarbigem Atlas gebreitet ist, und ein Polster von rother Seide liegt unter seinem Elnbogen. Ein walisischer Barde wünscht sich in seiner poetisch hochgehenden Weise eine gastliche Herberge in der folgenden Weise: „Eine lichtvolle Halle von Ziegeln, der Fußboden, der rein gefegt ist und seit den

letzten hundert Jahren keinen Tropfen Regen bekommen hat, mit grünen frischen Binsen so gleich belegt, daß nicht die eine um die andere hervorragt um die Größe eines Mückenauges, auf daß mein Fuß nicht um ein Sonnenstäubchen breit ausgleite, weder vor- noch rückwärts. Sodann wünsche ich ein Lager mit einem Kissen unter mir und einem Polster unter jedem Elnbogen." — In Frankreich findet die Sitte sehr häufig geschichtliche Erwähnung in einer Weise, welche vollkommen die Angaben und die Auffassung der Dichter bestätigt. So erzählt Froissart gelegentlich vom Grafen von Foix und dessen Wohnung, daß sie ganz mit Binsen und frischem Gras bestreut gewesen sei und die Wände ganz mit grünen Zweigen bedeckt, um duftige Frische zu verbreiten, denn die Luft draußen sei außerordentlich warm gewesen.

So mußte denn, wenn eine Festlichkeit oder großer Besuch bevorstand, in allen Zimmern diese Bodenbedeckung erneuert werden. Kam ein werther Gast unerwartet, so geschah es wenigstens in dem ihm angewiesenen Zimmer sowie im Speisesaal. Selbst die Schenkwirthe statteten ihre Trinkstuben in dieser Weise aus, um ihren Gästen die Luft angenehmer zu machen. Die Sitte ging nicht im Mittelalter unter, sondern zog sich noch weit darüber hinaus. In einem Gedicht: „Die ungleichen Kinder Eva's", erzählt Hans Sachs, wie Gott einmal das aus dem Paradiese vertriebene erste Menschenpaar habe in ihrem neuen Haushalt besuchen wollen und wie er ihnen dies durch einen Engel habe entbieten lassen. Voll Freude über diesen Besuch habe Eva sogleich das ganze Haus gekehrt und mit Gras und Blumen geschmückt. Die Blumen sind uns noch heute geblieben, aber auch von den Binsen, dem Laub und Gras vermöchten wir noch Spuren in der Sitte aufzufinden, wenn wir sie suchen wollten.

Die Bedeckung des Fußbodens mit frischem Grün oder mit Stroh schloß die Teppiche nicht aus; wir haben schon Beispiele von ihrer Verbindung gehabt. Die Decken lagen entweder oben darauf oder das Grün und die Blumen waren darübergestreut. So finden sich in der „Krone" im Palast auf der Jungferninsel über den reichen Teppich hingebreitet „edle Blumen, Lilien und Rosen roth, darum, daß sie dem Saal einen edeln Geruch geben". Die Verbindung beider und der dadurch entstehende Staub und Schmuz machte eine Erneuerung und Reinigung noch häufiger nothwendig, und so sind denn, wenn ein Fest bevorsteht oder Gäste eingekehrt sind, die Diener in Thätigkeit, dieses Geschäft vorzunehmen. Die Teppiche bedeckten entweder das ganze Zimmer oder sie lagen vor jeder Bank, vor jedem Sitze besonders. So gab es ihrer hundert in der großen Halle auf Schloß Monsalvage, der Burg des Graal.

Aber man bedurfte noch weiter dieser Stoffe, von deren Güte, Dichtigkeit und Weichheit uns erhaltene Ueberreste einen Begriff geben können. Zwar waren sie ein theuerer Luxus, da sie nicht jedes Land selbst fabrizirte und die meisten aus den Niederlanden geholt wurden, aber die Nothwendigkeit ihres Gebrauchs sowie die zahlreiche Erwähnung läßt nicht zweifeln, daß ihre Verwendung eine weitverbreitete und ausgedehnte war. Mit Ausnahme des Plafond bedeckten sie in einem wohlausgestatteten Zimmer so ziemlich alles. Als große Tapeten hingen sie an den Wänden und in kleinerer, schmälerer Gestalt unter dem Namen Rücklaken hinter den Bänken, Sesseln oder an deren Lehnen; sie lagen auf den Sitzen und waren über die Tische gebreitet. An Stangen und Ringen beweglich, bildeten sie Vorhänge vor den Fenstern und Thüren, um die Zugluft abzusperren; sie umschlossen die Betten oder waren aufgehängt, um in den größern Zimmern kleinere, abgeschlossene

Räume zu bilden. Von der reichen Verzierung auf ihnen, welche zu figürlichen Darstellungen die Sage und die Geschichte und das gegenwärtige Leben sowie die Thier- und Pflanzenwelt ausbeutete, und nicht minder von der Feinheit und Schönheit ihrer Farben geben die erhaltenen Muster sowie die überlieferten Erzählungen einen hinlänglichen Begriff. Als König Artus einst, wie in der „Krone" erzählt wird, ein großartiges Weihnachtsfest veranstaltete, schenkte ihm dazu die Fürstin von Alexandrien eine reiche Tapete, in welche die Geschichte von Troja, die Begebenheiten mit Paris und Helena, mit Aeneas und Dido eingewirkt war; sie war so groß, daß sie den ganzen Saal umfing. Auch wurden solche Arbeiten von Damen mit der Nadel gestickt. Die Königin Mathilde von England, die Gemahlin Wilhelm's des Eroberers, stellte so auf einem mehr als hundert Fuß langen Rücklaken alle Begebenheiten, die sich an die Eroberung durch die Normannen knüpfen, bildlich dar. Die wohlerhaltene Arbeit ist begreiflicherweise eins der interessantesten Denkmäler des Mittelalters.

Schon im Beowulfliede finden sich die golddurchwirkten Tapeten, die von den Wänden glänzen, wie Männer und Frauen den Gastsaal zum Feste zubereiten. So ist es bis über das Mittelalter hinaus und in vereinzelten Beispielen bis in die Neuzeit geblieben, daß die kostbarsten Teppiche nur zu festlichen Gelegenheiten aufgespart werden.

An den Wänden allen
Sah man Tapeten aufgehangen;
Im Saale ward nicht gegangen
Als auf Teppichen heut;
Das hätt' ein armer Wirth gescheut.
Ringsum an den Seiten
Sah man den Gästen breiten
Flaumpolster sanft genug,
Darauf man reiche Decken trug.

Das war weiter eine Vorbereitung zu festlichem und gastlichem Empfang, daß man nicht blos „das Gesidele richtete“, wie in den Nibelungen an Gunther's Hof die „Amtleute“ thun, sondern daß man auch alles Sitzgeräth mit Decken und Polstern belegte. Zwar waren die Bänke und Sessel — eigentliche Stühle finden sich noch seltener — von hartem Holz und in rechtem Winkel gezimmert und gefügt, keineswegs nach der Bequemlichkeit sitzgerecht gebaut wie die heutigen Möbel, aber in einem wohlhabenden Hause setzte oder legte man sich nicht auf die harten Breter. Die Lehnen hatten Rücklaken, wie wir schon gesehen, und die Sitzbreter wurden sowol mit Decken wie mit weichen Kissen und Polstern belegt; solche nahm der Liegende auch unter Kopf und Arm. Die Bequemlichkeit und Weichlichkeit der zarten Flaumen verschmähten weder die stahlharten Ritter noch ihre Damen. Decke und Polster nahmen sie selbst auf ihren Abenteuerfahrten mit, und der Knappe mußte sie ausbreiten, wenn irgendwo der Ritter im Schatten Ruhe suchte oder seine Mahlzeit nehmen wollte.

Auf die Ausstattung des Schlafgemachs und die Herrichtung will ich hier nicht eingehen, da wir später wieder darauf zu sprechen kommen, und ebenso wenig, was in Keller und Küche geschah, wo selbstverständlich jedesmal eine angestrengte Thätigkeit entwickelt wurde. Zur vollständigen Herrichtung des Saales gehörte aber noch, daß neue Kerzen auf die Kronleuchter gesteckt wurden, und daß, wenn der Gast nahte oder schon gekommen war, im Kamin ein helles Feuer von trockenem Holz, das nicht rauchte, angezündet wurde, falls es eben kalte Jahreszeit war. Auch findet sich wol, daß das Zimmer durchräuchert und Teppiche, Decken wie auch das Bett parfümirt wurden.

IV.

Ankunft und Empfang.

Wenn ein Gast sich einstellte, von dessen Ankunft niemand unterrichtet war, so fand er freilich Thor und Thür verschlossen. Die kriegerischen Zustände brachten das so mit sich. Es war aber nicht überall so. Im skandinavischen Norden hatte das „offene Haus“ buchstäbliche Bedeutung, denn den Tag über standen Hof- und Hausthüren geöffnet. Der Fremde schritt hinein über den Hof in die Thür, aber nicht weiter, und hier harrte er einer besondern Einladung. Der Wirth sollte selbst ihm entgegengehen und ihn einladen; den Knecht, der im Namen des Herrn deshalb kam, wies er zurück. Daher gehen Fürsten wie Bauern dem Gast entgegen, doch aus Furcht vor etwaiger Blutrache nicht unbewaffnet, vom Gaste aber verlangt man, daß er seine Waffen draußen an die Wand lehne und ohne dieselben in den Saal hineinschreite. Ein Zug dieser Sitte ist in das Nibelungenlied gekommen, wo Gunther und seine Begleiter, wie sie den Boden Islands am Isenstein betreten, von den Kämmerern Brunhildens aufgefordert werden, ihre Waffen zurückzulassen, bevor sie ins Schloß treten.

Die höfische Sitte des Abendlandes weiß davon nichts mehr, weil die Ursache, die Blutrache, hinweggefallen war. Fand der Fremde das Thor verschlossen, so machte er Lärm. Häuser, Paläste und Burgen, die nicht mit einem Graben umzogen waren, hatten an der Pforte einen Ring oder Hammer, womit man klopfte. „Er rührt den Ring an der Thür“, lautet der Ausdruck. Oder man schlug einfach gegen die Thür, wie man eben konnte. Hatte die Burg einen Graben, so mußte der Ankömmling hinüberrufen,

bis der Thorwächter seine Stimme vernahm; dann ließ derselbe die Zugbrücke nieder, und jener ritt ohne weiteres hinein, falls nicht besondere Zeitläufe außerordentliche Vorsichtsmaßregeln erheischten.

Wie die Burg ihren Thorwart, so hatte auch jedes größere Haus seinen Pförtner, der die Fremden zurecht wies und sich auch wol, bis weitere Bedienung hinzutrat, des Pferdes annahm. Nur in Wales galt es als ein Zeichen besonderer Gastfreiheit, wenn der Pförtner zurückgezogen war. Daher es in einem Gedichte heißt: „Der stattliche Eingang ist ohne Pförtner und die Gemächer stehen offen jedem ehrlichen Manne.“ Die sagenhaften Dichtungen überweisen das Amt der Thorbewachung häufig den Zwergen.

Angemeldet wird der Fremde gewöhnlich nicht. Sein Rufen oder Klopfen, das Herablassen der Brücke, das Oeffnen des Thores hat auch Dienerschaft zu seiner Hülfe herbeigerufen, und sicherlich sind auch Frauen an das Fenster gekommen, wenn sie nicht bereits von fern ihn haben herankommen sehen. Die Eintönigkeit des Burglebens hat sie hinlänglich neugierig gemacht und ihr Lieblingsplatz ist eben am Fenster. Selbst nicht Artus' hohe Gemahlin, die Königin Ginevra, läßt sich durch den Ernst der königlichen Würde davon zurückhalten, vielmehr müssen wir sie ganz besonders der Neugierde zeihen:

Ihre Frauen sie zu sich nahm,
An ein Fenster sie kam,
Daß sie wahrnähme,
Wer da geritten käme.
Da stand sie und die Ritterschaft
Beieinander zweifelhaft,
Wer der Ritter möchte sein . . . .

Ein andermal nähert sich eine Dame zu Pferde dem

königlichen Schloß. Artus sieht sie zuerst und ruft den Seinen zu: „Seht, da kommt uns ein Abenteuer!“ Da läuft das Gesinde vom Palas vor das Thor, und sogleich wie die Mär sich verbreitet, kommt auch Königin Ginevra mit einer Schar Frauen hervorgegangen, die Fremde zu sehen. Wie hier im „Erec“ und in der „Krone“, so auch im „Parzival“, als dieser Jüngling in seiner Narrenkleidung an Artus' Hof gekommen:

> Da eilte auch die Königin
> Selber an das Fenster hin
> Mit den Rittern und den Frauen;
> Sie all begannen hinzuschauen . . . .

Im Nibelungenlied ist solche Neugierde nicht allzu anständig. Brunhilde wenigstens heißt ihre minniglichen Mädchen die Fenster verlassen, um nicht den Fremden zur Augenweide dazustehen, und Chriemhild, das Spiegelbild der Zucht, schickt eines ihrer Mädchen an das Fenster, um nachzusehen, wer die Ritter seien, die auf den Hof gekommen; sie selbst geht nicht.

So war, ehe der Fremde vom Rosse stieg, der Ruf von seiner Ankunft bereits durch das Schloß verbreitet. Er ritt geradeswegs vor die Freitreppe des Saales, an die „Grade des Palas“, und stieg auf einem Stein ab, der sich zur Erleichterung des Auf- und Absitzens dort befand. Knappen oder „kleine Junkherrlein“ waren ihm dabei behülflich, faßten den Zaum, hielten die Steigbügel und führten das Pferd fort. War niemand da, so band er sein Pferd an einen Nagel. Dann stieg er die Stufen hinauf, ging in den Saal und ließ sich vor den Burgherrn führen. Auch trat ihm dieser schon entgegen, falls er zuvor die Kunde erhalten hatte. Bei der niedrigen Lage des Palas kam es auch vor, wenigstens haben die Dichtungen Beispiele davon, daß Boten und Botinnen in den

Saal hineinritten, direct vor des Herrn Ehrensitz, auch wenn er bei der Tafel saß.

Vor die Damen wurde der Gast nicht sofort geführt, falls sie nicht im Saale anwesend waren oder die Burg nur ein bewohntes Familienzimmer hatte. War es ein Bote mit einem besondern Auftrag für sie, so ließ er sich melden. „Wer saget nun den Frauen, daß ich zu ihnen will?" fragt Siegfried, da er als Bote für Gunther von Island kommt. „Das thue ich", sprach Giselher, geht zu Mutter und Schwester, erzählt und bittet um Erlaubniß, daß Siegfried „zu Hofe geh" und seine Mär von Island vorbringe. Indeß lebten die Frauen des Nibelungenliedes zurückgezogener wie die der spätern ausgebildet höfischen Zeit. Letztere, wie wir davon noch in Folgendem Beispiele haben werden, waren weit freier im Verkehr mit den Männern, ja in außerordentlichem Grade frei. Die höfische Zucht ist nicht für ihre Abschließung. So heißt es im „Welschen Gast", einem Gedicht, das die Lehren und Vorschriften der höfischen Zucht des Langen und Breiten auseinandersetzt:

Ein Fraue soll sich sehen lan,
Kommt zu ihr ein fremder Mann.
Die aber sich nicht sehen lat,
Soll außer ihrer Kemenat
Sein allenthalten unerkannt,
So büße sie, sei ungenannt.

War der unbekannte Fremde vor den Herrn oder die Herrin des Hauses gekommen, so erforderte die mittelalterliche Sitte, daß er Namen und Stand und Begehr zu erkennen gab. Im Norden fragte der Wirth den Eintretenden sofort, nachdem er Gastlichkeit in Anspruch genommen: „Wie heißest du, Mann? Wo warst du heute Nacht? Welches ist dein Geschlecht?" Nicht so war die höfische Sitte des Abendlandes. Hatte der Gast aus irgendeinem

Grunde unterlassen, Namen und Herkunft anzugeben, sei es, daß er ein kummergedrückter schweigsamer Pilger war oder Liebesgram ihn stumm machte, oder daß blöde Jugendscheu, wie z. B. Parzival bei Gurnemans, seine Zunge band, oder welcher Grund sonst immer, so quälte ihn der Wirth nicht sofort mit seinen Fragen. Erst ließ er ihm Gastlichkeit angedeihen, bewirthete ihn und dann erst nach der Mahlzeit, vielleicht auch erst am zweiten Tage, rückte er sehr bescheiden und höflich mit seinen Fragen heraus.

> Wär' euch die Frage, Herr, nicht leid,
> So hätt' ich gern vernommen,
> Von wannen ihr hierher gekommen?

So bringt Gurnemans seinen Wunsch gegen Parzival vor, während in einem provenzalischen Gedicht ein ritterlicher Wirth sein Begehren so einleitet, daß alles, was er bisjetzt aus der Unterhaltung mit seinem Gast erfahren habe, ihm dessen Person sehr merkwürdig mache und er dadurch nur um so gespannter sei zu erfahren, von welcher Herkunft er wäre.

Einen eingeladenen oder voraus angemeldeten Gast ließ man nicht so allein ohne weitern Empfang in die Burg eintreten, wenn er irgend entsprechenden Standes war, daß er auf einige Ehre Anspruch erheben durfte. Der Wirth, auch selbst die Wirthin, ritten mit Gefolge dem Erwarteten entgegen, oft auf eine weite Strecke, und wenn nicht, so schickten sie wenigstens ihre Stellvertreter. Als die Burgunden sich Wien näherten, schickte König Etzel ihnen die Fürsten seines Hoflagers entgegen, während der Markgraf Rüdeger ihnen in eigener Person entgegengezogen war. Wie die Burgunden ihrer ansichtig werden, fordert Hagen die Seinen auf, um auch ihrerseits es nicht an Ehrerbietung fehlen zu lassen, von den Sitzen aufzustehen und jenen einige Schritte entgegenzutreten. Gerade so macht es König

Etzel, der König über die Könige, der sich in seiner Hofburg und in seinem Palas von den burgundischen Gästen aufsuchen läßt. Zuweilen auch gehen Wirth und Wirthin nur bis vor das Burgthor hinaus und begrüßen hier die Ankommenden.

Hatte der Empfang schon in weiterer Ferne stattgefunden, so war nicht selten ein prächtiges Zelt oder mehrere aufgeschlagen worden, in denen zur Erfrischung die erste Bewirthung gegeben wurde; ja man hatte diesen Anlaß auch wol schon zum Beginn der Festlichkeiten benutzt und allerlei Unterhaltung und Spiele daran geknüpft. Zuweilen stand auch das Zelt dicht vor der Burg auf grünem Anger oder im Schatten hoher Bäume, und man benutzte dann die Oertlichkeit zu fernern Festlichkeiten, zum Turnier, zum Banket u. dgl. Das Zelt war wie ein Saal hergerichtet, der Rasen mit Decken überbreitet, Bänke und Tische aufgestellt und Polster und Kissen ringsum gelegt. Es war das nur ein Ausfluß jener Freude an der freien Natur, wovon die ganze Minnepoesie widerklingt, eine Grundstimmung der Zeit, wofür sicherlich die Dumpfheit der engen Straßen, die Unfreiheit und die Einförmigkeit des Burglebens hinter den hohen Mauern, die Unbehaglichkeit der Wohnungen eine Hauptursache mit war.

Gäste und Wirthe kehrten miteinander im Zuge zurück und alle stiegen von den Pferden vor den Stufen des Palas, wo Knappen und Junkherren ihrer harrten, die Pferde in Empfang zu nehmen. Waren Damen dabei, so unterzogen sich die Ritter freudigen Wetteifers der angenehmen Mühe, ihnen vom Pferde zu helfen.

> Da brachte man die Gäste vor Sigemundes Saal;
> Die schönen Jungfrauen hub man da zuthal
> Nieder von den Pferden. Da zeigte sich mancher Mann,
> Da man den edeln Frauen wetteifernd zu dienen begann.

An der Hand der Wirthe stiegen dann die Gäste die Treppe hinauf und traten in den Saal.

Was nun zunächst mit den Gästen geschah, war, daß ihnen Gelegenheit gegeben wurde, sich der Reisekleider zu entledigen, überhaupt Toilette zu machen, um vor den Damen und beim Speisen untadelig erscheinen zu können. War es aber winterliche Kälte, so führte man den Gast zuerst an ein wärmendes Feuer im Saal, oder er fand ein solches in seinem Zimmer vor, falls es einen besondern Raum für ihn gab. Der Kamin war weit von Oeffnung und sein Mantel ragte wie ein Dach in das Zimmer hinein. Vor demselben pflegte eine breite Bank mit Rücklehne zu stehen, wohl versehen mit Polstern und Kissen, daß sich dem erfrorenen Ankömmling von der lichten, strahlenden Wärme rasch die Kälte in Behaglichkeit verwandelte. In Häusern auf dem Lande, wohin städtischer und höfischer Brauch nicht gedrungen war, gab es in manchen Gegenden statt der Kamine riesige Oefen, die zugleich als Lager dienten. Hier bot man dem Gaste einen Platz, gab ihm Kissen unter den Arm, und so streckte er sich der Länge nach auf dem Ofen aus.

Das warme Bad war ein so allgemeines Bedürfniß des Mittelalters, daß es nicht blos der Reiche genoß, sondern auch der Unbemittelte. Jedes ansehnliche Haus hatte eine eigene Badestube, und wem hier nicht Gelegenheit geboten war, der ging wenigstens wöchentlich einmal in die öffentlichen Stuben der Bader und ließ sich baden, reiben, kneten und scheren. Um so mehr mußte diese gewohnte Annehmlichkeit den staub- und wegemüden Reisenden ein wohlthätiger Genuß sein, der ihnen denn auch sofort geboten wurde. Er wurde den Rittern ebenso zu Theil, wenn sie

vom Turnier und vom Kampfe kamen, um sich nach der Anstrengung zu erfrischen, um Schweiß, Staub, Rost und Blut abzuwaschen. Statt den Fremden in die gewöhnliche Badestube zu führen, die jedermann, selbst der Dienerschaft, offen stand, stellte man auch eine Badewanne in sein Schlafzimmer und ließ ihn hier bedienen. Man überließ ihn nicht sich selbst, sondern die Art des Badens, das Reiben und Kneten, erforderte die Mitwirkung verschiedener Hände. Als Gawein (im „Wigalois“) von einem königlichen Wirthe auf seiner Burg empfangen ist, spricht dieser zu seinen Knappen: „Nun badet den Ritter schön“; und sie entledigen ihn seines Eisengewandes, führen ihn fort und baden ihn „ritterlich“. Dann kommt eine Jungfrau und legt ihm schöne Kleidung an.

Wie in Wirklichkeit in den öffentlichen Badestuben neben den „Badeknechten“ auch weibliche Bedienung war, die das Streichen von Rücken, Beinen und Armen „wie an einem Wettläufer“, desgleichen „das Schwingen der Wedel“ vollzog, so geschah das auch ritterlichen Gästen auf den Schlössern. So sah sich Wigamur gebadet: wie er sein Gewand abgezogen, kommen zwei schöne ritterlich gekleidete Frauen und nehmen des Badens mit allem Fleiße wahr, reiben und zwagen ihn „mit ihren linden Händen weiß“. Dann wird ein Badlaken hereingebracht und zwei Kämmerer kommen ihn anzukleiden, während die Jungfrauen sich verneigen und gehen. Ist der Gast spät abends und reisemüde angekommen, wie Parzival bei Gurnemans, so mochte es sein, daß er abends nur Speise und Trank zu sich nahm und sich sofort zur Ruhe begab. Am frühen Morgen, wie der erste Strahl ins Zimmer dringt, findet Parzival in seinem Schlafzimmer schon das Bad bereitet, das Wasser mit duftigen Rosen überstreut. Er setzt sich hinein in die Kufe und siehe:

Jungfrauen in reichem Kleid
Und von Ansehn minniglich
Kamen zu ihm sittsamlich:
Die wuschen ihm und strichen sanft
Seiner Quetschungen Ranft
Mit den blanken linden Händen . . .
Sie boten ihm ein Laken dar,
Doch nahm er das mit nichten wahr.
So konnt' er sich vor Frauen schämen,
Er wollt' es nicht von ihnen nehmen.
Die Jungfrauen mußten gehn,
Sie durften da nicht länger stehn.

Als sie ihn verlassen, schreitet er wieder an das Bett und findet die schönsten Kleider für sich bereit liegen, einen vollständigen Anzug von der weißen Unterkleidung bis auf den Gürtel und den Fürspann. Wir haben auch eine bildliche Darstellung eines solchen Bades. Es ist der Minnesänger Herr Jakob von Warte, der auf seinem Bilde in der Manessischen Handschrift in einer mit Blumen bestreuten Badewanne sitzt und von vier Frauen bedient wird.

Es war nicht immer so, aber es war wol gewöhnlich, wenn die Gäste nicht zum Staat und nicht mit Staat gekommen waren, daß der Wirth ihnen die Kleider aus seinem eigenen Vorrath lieferte. Kleiderschenken war überhaupt allgemeine Sitte des Mittelalters, der Damen an die Herren, der Fürsten und Herren an Freunde und Diener, und so der Wirthe an die Gäste. Ritter auf weiten Reisen oder auf Abenteuern, die zu Roß allein oder mit einem Diener zogen, konnten nicht viel Gepäck bei sich führen, und was sie auf dem Leibe trugen, war von der Kettenrüstung bald zerscheuert und mit Rost befleckt und vom Wetter verdorben. So half ihnen ein edler Wirth aus, um mit Anstand an der Tafel und vor den Frauen erscheinen zu können. War kein Vorrath da, so kam man

doch nicht leicht in Verlegenheit. Wie Parzival auf der Graalburg angekommen und entwaffnet worden, wird ihm ein Mantel von arabischer Seide zum Umlegen gebracht und vom Kämmerer dabei bemerkt:

> Repans de Schoi war's, die ihn trug,
> Meine Frau, die Königin;
> Euch sei er von ihr geliehn,
> Denn Euch ist noch kein Kleid geschnitten.

Die Sache ist aber nicht so auffallend, da die Mäntel für Mann und Frau damals nicht gerade von ungleichem Schnitte waren und nur anders getragen wurden. Die Bedienung dabei ist wechselnd; bald sind es Knappen, Knaben, Junkherrlein oder Kämmerer, die den Gast bedienen und umkleiden, bald dienende Jungfrauen, zuweilen auch unter ganz besondern Umständen ist es die Dame des Hauses selbst, die den Ritter entwaffnet, wie die Mohrenkönigin von Zazamank „mit schwarzer Hand" dem Helden Gahmuret die Waffen abnimmt. Weibliche Bedienung dieser Art spukt freilich mehr in der Dichtung als in der Wirklichkeit, ist aber auch an gewöhnlichen und ärmlichern Rittersitzen zu finden, wo man sich in kleinliche und dürftige Verhältnisse zu schicken hatte und feine höfische Sitte ebendeshalb keine Stätte fand. In den Romanen des spätern Mittelalters wie in den verbrannten Köpfen irrender Ritter lebt sie als Erinnerung aus dem goldenen Zeitalter des Ritterthums fort, und so hat sie auch ihre Stätte im „Don Quixote":

> Niemals ward ein edler Bote
> So bedient von Damen süß,
> Wie der Ritter Don Quixote,
> Seit er seine Heimat ließ.
> Zarte Mädchen pflegten ihn,
> Prinzessinn'n sein Rösselin.

Auch im Norden wurden dem Gaste Kleider nach seiner Ankunft gereicht, und hier erscheint es als eine Pflicht der Menschlichkeit, da vor Nässe und Kälte die Kleider der Ankömmlinge oft steif und starr und mit Eis bedeckt waren. Wenn sie das Haus verließen, erhielten sie die ihrigen getrocknet wieder und stellten die des Wirthes zurück. Nicht so im Abendlande, wo die dargereichten Kleider gewöhnlich als Geschenk zu betrachten waren. Dafür fand es auch keinen Anstand, wenn sie bereits getragen worden.

Gebadet und gekleidet, war der Gast bereit vor die Damen zu treten oder zum Mahle zu gehen. Gewöhnlich geschah auch sofort das eine oder das andere, sei es, daß Diener kamen, ihn dazu aufzufordern, oder daß der Wirth selbst ihn aus seinem Zimmer abholte. Ehe wir aber ihn an den Tisch sich niedersetzen lassen und vernehmen, was weiter geschah, müssen wir noch sehen, wie sich die Damen beim Empfange den Gästen gegenüber verhielten.

Wir haben schon auf den Unterschied in der Stellung der Frau zwischen der vorhöfischen und der höfischen Zeit aufmerksam gemacht und daß sie vormals zurückgezogener, in dieser Periode aber freier gewesen. Dem scheint zu widersprechen, daß die Damen im Nibelungenliede mit großem Gefolge von Frauen und Rittern den Gästen entgegenreiten, in den spätern Dichtungen aber sie vielmehr geneigt sind, den Besuch bei sich in den eigenen Räumen anzunehmen. Es hat sich aber die Stellung der Frau noch in anderer Beziehung verändert. In der ältern Zeit war sie wol die Wirthin, die Hausfrau mit den Schlüsseln an der Seite als Regiererin des Hauswesens, sie war die Gattin, die Mutter und genoß als solche ihre Ehre; aber sie war noch nicht die „Frau" im Sinne der Minnezeit, die verehrt und gefeiert wurde; sie war noch nicht die Königin der Gesellschaft, es wurde kein Cultus mit ihr getrieben wie

im Zeitalter der Courtoisie. Daher wenn sie die Honneurs des Hauses machte, was von ihr nur noch in beschränktem Sinne zu verstehen ist, so gab sie mehr die Ehre als sie sie empfing. Darum konnte sie entgegengehen, während die andere sich aufsuchen ließ. Um so höher hatte es der Gast zu schätzen, wenn diese sich zu einem zuvorkommenden Empfang herbeiließ; und in diesem Sinne geschah es wol, und die spätere Etikette hatte auch besondere und abgemessene Vorschriften dafür.

Im Nibelungenliede reiten Damen auch nur dann den Gästen entgegen, wenn sich Frauen unter ihnen befinden. Nahen sich dieselben oder ist der Tag ihrer Ankunft bestimmt, so geht der Wirth zu seinen Damen und fordert sie zu entsprechendem Empfange auf. Rasch suchen sie nun aus Kisten und Schränken die besten Kleider hervor und kleiden sich und ihr Gefolge. Vornehme Damen jener Zeit haben immer einen zahlreichen Staat edler Frauen und Jungfrauen bei sich. Zu Pferde geht es dann den Ankömmlingen entgegen, bis zu einem Zelte oder sonst zu einem passenden Platze, wo die Begrüßung stattfindet. Chriemhild und ihre Mutter reiten Gunther und Brunhilden bei deren Fahrt von Island von Worms aus bis an den Strand des Rhein zum Landungsplatz entgegen. Diesen ehrenden Empfang vergilt später Brunhilde dadurch, daß sie Siegfried und Chriemhilden bei deren Besuch wieder entgegenreitet. War man nahe gekommen, so stiegen die Damen mit Hülfe der Herren von den Pferden, faßten sich bei der Hand, umarmten und küßten sich. Fanden keine Festlichkeiten am Empfangsplatze statt, so ging es sofort gemeinsam zur Burg zurück. Auch Gotelind, des Markgrafen Rüdeger Gemahlin, reitet der Chriemhild entgegen; da aber später die burgundischen Könige kommen, geht sie nur bis an das Thor.

Dasselbe thun auch die Damen in den höfischen Dichtungen, wenn sie den Gästen eine besondere Ehre erweisen wollen. So wird einmal in der „Krone" Gawein von der Hausfrau „mit großer Würdigkeit" empfangen, indem sie ihm mit ihren hundert Fräulein entgegengeht. Das Gleiche geschieht Wigamur von einer Königin und ihren Damen, die sich ihm verpflichtet fühlen; sie gehen ihm nicht blos in den Hof entgegen, sondern umarmen und küssen ihn auch und führen ihn bei der Hand auf den Palas. Ein Beispiel geschichtlicher Wirklichkeit erzählt Ottokar's „Reimchronik" von dem Herzog Rudolf von Oesterreich, dem Sohne Kaiser Albrecht's, wie er als Verlobter der Prinzessin Blanca nach Paris gekommen war. Sobald er in dem für ihn zur Herberge bestimmten Hause eingetroffen und eben „nach Hofes Sitten gute Kleider hatte angestrichen", erscheint schon zur großen Verwunderung der Franzosen zum Besuch als der erste der König von Frankreich, um seinen Gast und künftigen Schwager zu ehren; und darauf, als dieser sich entfernt, selbst die Königin Mutter feierlichst mit einem Gefolge von 50 Damen im schönsten Staat unter Posaunenschall. Solche Zuvorkommenheit war wider die Hofsitte Frankreichs; aber im besondern Fall durfte man, wenigstens damals noch, wol gegen sie verstoßen. Nach solchem Empfang ging dann der Herzog Rudolf täglich an den Hof der Königin. — In einem besondern Fall befand sich auch (1342) die Gräfin von Montfort, die in ihrem Schloß Hennebon von den Franzosen belagert und nach langem tapfern Widerstande endlich von dem englischen Feldherrn Gautier von Mauny befreit worden. Vor Freude außer sich kam sie aus der Festung ihren Befreiern entgegen „und küßte Herrn Gautier von Mauny und seine Gefährten einen nach dem andern zwei- oder dreimal wie eine wackere Dame". So erzählt Froissart.

Solche Empfangsküsse wurden nicht blos den Befreiern zu Theil oder von den irrenden Ritter für ihre tapfern Thaten im Dienste der Frauen als ihr gutes Recht in Anspruch genommen, sie gehörten überhaupt, unter etiketenartiger Beschränkung, zur freundlichen Begrüßung. Eine solche Beschränkung macht schon im Nibelungenliede Rüdeger beim Empfang der Burgunden in Pechlarn. Nur sechs von ihnen heißt er Frau und Tochter küssen, die drei königlichen Brüder und Hagen, Dankwart und Volker. Die Tochter stutzt zwar, wie sie den grämlichen Hagen sieht, und hätte das Opfer gern unterlassen:

> Doch mußte sie da leisten, was ihr der Wirth gebot,
> Gemischt ward ihre Farbe, weiß und roth.

Eine Stelle in der „Krone", wo Gawein von der schönen Amursina in ihrem Gemache mit einem Kuß empfangen wird, sagt uns zwar, daß diese Sitte eine französische gewesen, aber sie kommt so ohne Unterschied in Dichtungen wie in der Wirklichkeit vor, daß sie für die höfische Welt eine allgemeine gewesen sein muß. Wer sich nur irgend als entsprechenden Standes ausweisen konnte, auch wenn er sonst persönlich ein Unbekannter war, wurde von den Damen mit einem Kuß empfangen. Wie Gawein auf dem Schloß Ansgiure vom Wirthe selbst zur Dame des Hauses geführt wird, muß er sich den Bewillkommnungskuß nicht blos von ihr und ihrer Tochter, sondern auch von allen ihren edeln Jungfrauen gefallen lassen.

Auch in England herrschte diese Sitte, wie der böhmische Edle Leo von Rosmital in seinem Reisebericht erzählt, und das Handschütteln war damals noch nicht die Gewohnheit wie heutzutage. Sobald ein Gast angekommen ist, geht die Hausfrau mit ihren sämmtlichen Angehörigen in das Gastzimmer und der Fremde muß sie alle der Reihe nach küssen. Sie sehen den Kuß aber so gleichgültig an,

wie wenn man ihnen die Hand reicht. Als derselbe Reisende beim Könige von Frankreich war, mußte ihn die Königin auf Befehl des Königs mit Umarmung und Kuß empfangen und ebenso küßte ihn eine jede ihrer Edelfrauen an den Mund. Seine „ehrbaren Gesellen“ aber mußten sich mit der dargereichten Hand begnügen. Ihm selbst hatte auch wol nur der Befehl des Königs die Ehre verschafft, denn damals, im 15. Jahrhundert, war die französisch-burgundische Etikette sehr streng und abgemessen, in diesem Punkte sowol wie andern, und der Kuß wurde nach einem bestimmten Range und namentlich in Bezug auf das Gefolge nur einer bestimmten ausgewählten Anzahl zu Theil.

Sehen wir uns einmal vergleichsweise nach den Hofmemoiren der burgundischen Hofdame Eleonore von Poitiers den Empfang an, den die Herzogin Isabelle von Burgund hatte, als sie im Jahre 1445 die Königin von Frankreich zu Châlons besuchte. Wir werden daran erkennen, wie sich die freiern und doch höflichen wie höfischen Formen des 12. und 13. Jahrhunderts in starres, peinlich wie kleinlich abgemessenes Ceremoniel verwandelt hatten. Wir müssen zunächst bemerken, daß die Herzogin dem Range nach weit unter der Königin als überhaupt der ersten Dame stand.

Mit großem Gefolge gelangte die Herzogin in den Schloßhof und stieg hier aus dem Wagen (auch schon eine Neuerung). Eine Hofdame nahm ihre Schleppe, Herr von Bourbon ihre Hand, die Ritter und Edelleute traten voraus. So kam sie in den Saal, der vor dem Zimmer der Königin war, wo sie halt machte und durch einen Ritter die Königin fragen ließ, ob sie ihre Aufwartung machen dürfe. Dann ging sie nach erhaltener Erlaubniß unter Vorauftritt der Ritter hinein, blieb aber auf der Schwelle stehen und neigte sich fast bis zur Erde, was sie noch ein-

mal that, wie sie in die Mitte des Zimmers gekommen war. Dabei durfte sie die Schleppe nicht mehr tragen lassen, sondern sie mußte nachschleifen. Wieder näherte sie sich der Königin, bis sie ein Kissen fand, worauf sie sich zum dritten mal verbeugte und sich auf die Knie niederließ. Währenddessen war die Königin ihr zwei Schritte entgegengetreten, umarmte und küßte sie und hob sie auf. Mit der Königin fertig, machte sie eine ähnliche, nicht so strenge Procedur mit der Frau Dauphine durch und begrüßte die übrigen Damen, von denen ihr keine mehr an Rang überlegen war. Die Königin küßte von den Damen der Herzogin, die sie mit sich gebracht hatte, nur drei; doch nahm die Königin alle Edelfrauen bei der Hand und die Frau Dauphine machte es ebenso. Die Herzogin dagegen küßte alle Damen der Königin und der Dauphine, aber von denen der Königin von Sicilien, die ihr an Rang nicht vorausging, küßte sie nicht mehrere, als diese von den ihrigen küßte.

Statt des Kusses reichte die Wirthin sonst nach alter Sitte den Willkommbecher, den Ehrenwein. In dieser Gestalt finden wir die Spuren davon nur in vorhöfischer Zeit. So will Autharis, der Longobardenkönig, aus der Hand seiner Verlobten, der bairischen Theudelinde, den Becher Wein entgegennehmen, „wie sie ihn uns später reichen wird“. Ebendieselbe Theudelinde begrüßt später den zum zweiten Gemahl auserkorenen Agilulf mit einem Becher Wein, nachdem sie zuerst daraus getrunken. Im Beowulfliede erscheint des Königs Gemahlin in der Halle, wie die Männer schmausen und zechen, begrüßt sie und bietet, des Hofbrauchs gedenk, einem nach dem andern den Methbecher. Auch im Norden hat sich Aehnliches erhalten, und wie Sigurd Brunhild besucht, treten vier Mädchen mit vier großen goldenen Gefäßen voll Weins herein; Brunhild

erhebt sich, nimmt einen Becher und bringt ihm denselben zu. Sonst war es Sitte, daß man erwarteten Gästen den Becher bis zur Thür entgegentrug, und unerwarteten wurde er sofort im Hause gereicht.

Der Ehrenwein ist im höfischen Abendlande nicht vergessen, wenn ihn auch nicht mehr die Wirthin reicht.

Wer dir bietet den Ehrenwein,
Den empfang' mit beiden Händen dein,

heißt es in den Sittenlehren des sogenannten Kato. Im Nibelungenliede bringt man zu Pechlarn den Gästen den Wein auf die Straße „zum Willkommen", und bei Etzel wird den burgundischen Gästen sofort Wein gereicht. Wenn der Empfang schon vor der Burg im Grünen oder im Zelt stattfand, war der Wein als Erfrischung eine um so liebere Gabe; nur brachten ihn Knappen, Junkherren oder sonst Schenken dar.

Wie schon oben erwähnt, war es die gewöhnlichere Sitte der höfischen Zeit, daß die Dame sich vom Gaste aufsuchen ließ, oder daß er sie nicht eher sah, als bis er sich der Reisekleider entledigt, bis er völlig Toilette gemacht hatte. Natürlich mußte dort eine Ausnahme stattfinden, wo es keine besondern Frauengemächer noch Gastzimmer gab, also auf allen kleinern Ritterburgen und Ritterhöfen. An Fürstensitzen aber oder auf den Schlössern des reichern und höhern Adels, wo schon die Lehnsverhältnisse eine gewisse Ausübung der Gastlichkeit zur Nothwendigkeit machten, war diese Trennung der Gemächer durchgeführt. Die Frau des Hauses hatte wenigstens ihre besondere Kemenate, und wenn ein Damenhofstaat da war, mußte auch dieser besonders untergebracht sein. Diese Frauengemächer konnten nun entweder sich in den obern Stockwerken des Palas oder des Donjon befinden, oder sie bildeten ein besonderes Gebäude, das in Frankreich wol mit dem Donjon,

in welchem Fall dieser vom Hausherrn bewohnt wurde, durch eine schwebende Brücke verbunden war. In den poetischen Erzählungen lassen sich diese verschiedenen Zustände mit Deutlichkeit herauserkennen.

In Bezug auf den Empfang mußte der Umstand eine Verschiedenheit hervorrufen, ob der Burgherr, der Wirth, zu Hause war, oder ob die Frau sich allein als Herrin fand, sei es, daß der Gemahl abwesend war oder daß sie in unvermähltem Zustande als Erbin, als Witwe in alleinigem Besitz des Schlosses und der Herrschaft stand. Letzterer zu verliebten Abenteuern sehr geeignete Umstand begegnet uns daher häufig in den romantischen Dichtungen. Im erstern Fall übernimmt gewöhnlich der Wirth selbst die Vorstellung und führt den Gast zu seiner Gemahlin, sei es auf den Saal, wo sie seiner harrt, oder in ihre Kemenate. Die englischen Damen kamen, wie wir schon oben sahen, im 15. Jahrhundert mit ganzer Familie in das Gesellschaftszimmer (diversorium, parlour), den Gast mit einem Kusse zu begrüßen. Eine ausführliche Erzählung haben wir von Gawein's Empfang auf dem Schloß Ansgiure (in der „Krone“): An der Brücke schon wird der edle Ritter von seinem Wirth begrüßt, und während er absteigt und Knappen sein Roß übernehmen, bringt ein anderer auf Befehl des Wirthes einen reichen Mantel. Nun führt der Wirth den Gast auf einen Palas und läßt ihn sich zum Feuer setzen. Wie sie hier sitzen, schickt die Hausfrau für Gawein einen kostbaren Pelzoberrock, um ihn sofort anzulegen, da es sehr kalt ist; auch läßt sie ihn bitten, den Harnisch abzuthun. Als das geschehen, geht er Hand in Hand mit dem Wirthe in das Zimmer, wo die Frau mit ihrer Tochter und ihren Damen sich aufhält. Wie er eintritt, stehen sie sämmtlich von ihren Sitzen auf, gehen ihm entgegen, begrüßen und küssen ihn. Darauf höfliche Ver=

beugungen und dann setzen sich alle zu freundlicher Unterhaltung nieder, Gawein neben der Tochter. Mancherlei Mär erzählt nun der Wirth seinem Gaste, aber diesem war es nicht zu angenehm, da er sich lieber auf eine specielle „Wechselrede" mit seiner schönen Nachbarin eingelassen hätte. Auf solche erste Unterhaltung pflegte wol die gemeinsame Mahlzeit stattzufinden. Anderswo trifft der Gast die Wirthin beim Essen, oder er besucht sie erst, nachdem er mit dem Wirth allein gespeist hat.

Wenn die Wirthin zugleich die Gebieterin des Schlosses war, so kam es auf das Motiv an, ob mehr die Ehre oder die Minne den Empfang bestimmte. Im erstern Fall wurden alle äußern Höflichkeitsformen beobachtet. So wird Parzival zum ersten mal von Kondwiramur auf Schloß Pelrapär empfangen. Von Rittern wohl begrüßt, wird er unter eine schattige Linde geleitet, wo ein Teppich liegt, auf dem das Gesinde ihn entwaffnet, den Rost abwäscht und umkleidet. Diese Toilette im Freien vor dem Aufgang in das Haus kommt öfter vor. Auf die Zustimmung zu ihrer Frage, ob er die Herrin sehen wolle, steigen die Ritter mit ihm die hohen Stufen des Palas empor. Zwei altersgraue Fürsten und ihre Verwandten bringen ihm die Königin bis zur Thür entgegen; sie küßt ihn, nimmt ihn bei der Hand und beide setzen sich nieder zur Unterhaltung. Gewöhnlich sind es in solchen Häusern auch edle Jungfrauen, welche den ersten Empfang übernehmen und den Gast zu ihrer Herrin führen.

Weniger Umstände wurden beim vertraulichen Empfang in der Kemenate, nach heutiger Ausdrucksweise im Boudoir, gemacht. Wir dürfen uns die Kemenate in einem wohlhabenden Hause, und in einem andern hatte die Frau keine für sich, schon ganz behaglich ausgestattet denken. Wir dürfen auch annehmen, daß diese Räume die ersten in

Wohnhäusern waren, deren Fenster man verglaste. Viel Licht fiel von außen nicht herein durch die engen Fenster und die bunten Scheiben, und der Raum war nicht groß. Teppiche bildeten den kostbarsten Theil der Ausstattung. Sie bedeckten alle Wände ringsum und desgleichen den Fußboden, daß nirgends das kalte Gemäuer oder der Estrich hervorsahen; sie hingen vor den Thüren und an Ringen oder drehbaren Stangen beweglich vor den Fensternischen, um die Zugluft oder die Sonnenstrahlen abzuhalten. Das Hauptstück des Mobiliars war ein mächtiges Bett mit einem viereckigen Himmel, der von oben an Stangen schwebend gehalten war und Vorhänge hatte, mit denen man das Bett ganz umschließen konnte; gewöhnlich aber waren sie aufgezogen und aufgebunden. Das Bett, niedrig, mit Matratze, kostbaren Decken und Flaumkissen, diente zugleich zum Ruhelager wie zum Sitz, und ein besonderer Teppich lag noch vor ihm ausgebreitet. An seinem Fußende befand sich in ältern Zeiten eine mit Polstern und Decken belegte Bank — wir finden sie im „Parzival" und auf Miniaturen —, wohin der Gast zum Sitzen eingeladen wurde. Später stellte man das Bett ziemlich in eine Ecke so, daß sein Kopfende an eine Wand stieß, seine eine Längsseite aber mit der benachbarten Wand einen schmalen Raum bildete, den man durch einen Vorhang absperren konnte. Man nannte ihn in Frankreich ruelle, Gäßchen. Im Hintergrund dieses Gäßchens stand ein kissenbedeckter Stuhl mit Seitenlehnen und hoher Rückenlehne. Auch stellte man wol zwei Betten so im Schlafgemach auf, daß sie ein solches mit einem Vorhang abzuschließendes Gäßchen zwischen sich bildeten. Weiter hatte die Kemenate einen Kamin und vor demselben eine Bank mit und ohne Lehne und natürlich nie der Kissen ermangelnd, die ebenfalls beim Selbander gleich der englischen fireside ein beliebtes

Plauderplätzchen war. Ein Tisch, Schränke oder Kasten und ein erhöhtes, offenes Gestell zum Aufstellen der Geräthe des Bedarfs und des Luxus vollendeten die Ausstattung, und Blumen, wie allerlei Wohlgerüche verbreiteten einen süezen smac durch das Zimmer. Zur Beleuchtung standen Wachskerzen auf hohen Candelabern und waren an den Wänden in zierlichen befestigten Leuchtern zahlreich angebracht. Mit der Kostbarkeit der Stoffe, mit Seide, Sammt, Pelz, Brocat sind die Dichter nicht sparsam, und wir wissen, daß derlei Stoffe, die zur Zimmertapezirung dienten, zur Heirathsausstattung von Prinzessinnen und Töchtern reicher Häuser gehörten.

Wenn der Gast in die Kemenate eingelassen war, fand er die Dame wol auf dem Bette sitzen, wie Gawein, als er bei der Amurfina war, oder wie Ulrich von Liechtenstein, als er allerdings auf außerordentlichem Wege mit einer Leine durch das Fenster zu seiner verehrten „Frau" gelangte. Die Dame blieb sitzen und nöthigte ihn zu sich auf das Bett oder trat ihm mit einem Kuß entgegen. Dann folgte auch wol zu mehrerer Unterhaltung ein kleines ungestörtes Essen, das die Dienerin auftrug, und wenn es Abend war, zum Schluß ein Schlaftrunk. Seitdem die Ruelle eingerichtet war, herrschte auch die Sitte, daß die Frau des Hauses des Morgens und des Abends im Bette liegend ohne Anstandsverletzung ihre intimsten Freunde und die Mitglieder des Hauses empfing; der Besucher setzte sich sodann auf jenen Stuhl, der am Ende der Ruelle neben dem Kopfkissen stand. Für einen Fremden mochte das als große Gunst betrachtet werden. Diese Sitte gehört jedoch nicht mehr der eigentlich höfischen Zeit an, sondern ist als ein Ausfluß der sittlichen Entartung im 14. und 15. Jahrhundert zu betrachten, die das Schamgefühl verlor und den Verlust des Anstandes durch versteifte Etikette zu decken suchte.

Indeß mußte doch die Mangelhaftigkeit der Wohnungen in früherer Zeit und später noch auf den ärmern Rittersitzen viele Uebelstände und Ungelegenheiten in dieser Beziehung herbeiführen. Wir haben schon erwähnt, daß hier der Saal eines und alles war, Wohngemach, Speiseraum, Schlafstätte für die Familie und zugleich, wie wir noch sehen werden, Gastzimmer für die Nacht. Hier wurden des Tags alle Besuche empfangen, die man zum Geplauder auf die Bank vor dem Kamin führte, während diejenigen, welche auf ihr nicht mehr Platz fanden, sich auf Sesseln herumsetzten. Boten und solche Leute, die man warten ließ, setzten sich auf Bänke neben der Thür. Ein angenehmeres und abgeschlossenes Plätzchen fand sich wol in einer Fenster- oder Thurmnische, die auch nöthigenfalls als Toilettezimmer benutzt werden konnte. Gerade in solchen Beziehungen, wenn man auch durch Vorhänge abgesperrte Räume, insbesondere für die Schlafstätten schaffen konnte, mußten die Augen von Wirth und Wirthin und der Gäste zugleich mancherlei ertragen können, und der Anstand durfte wenig Ansprüche erheben. Die Gäste kamen an ebenso reisemüde, kalt und durchnäßt, und bedurften ebenso wie im vornehmen Hause mancher Bequemlichkeit.

Diese häuslichen Zustände riefen eine große Behaglichkeit und Ungenirtheit im Leben und im Verkehr hervor. Wo man sich so fügen mußte, hatte die Etikette keinen Platz, und man suchte es sich eben bequem zu machen. Die gereimten Erzählungen des Mittelalters, die in von der Hagen's „Gesammtabenteuern" vereinigt stehen, lassen uns manche Blicke in das häusliche Leben hineinthun und haben uns manchen ergötzlichen Zug überliefert. Davon interessiren uns an dieser Stelle besonders zwei Erzählungen, die vom bloßgestellten Ritter und die vom nackten Boten.

Ein armer Ritter, der sich sonst eines guten Rufs erfreute, kam als Gast zu einem andern, der wol von ihm gehört hatte und ihn darum freundlich aufnahm. Seine Frau und drei schöne Töchter müssen ihn mit einem Kuß wohl empfangen; es wird ihm ein Mahl bereitet und er zwischen die Töchter gesetzt, während man im Kamin ein starkes Feuer anzündet. Es wird davon so warm im Zimmer, daß allen der Schweiß von der Stirn rinnt, die Locken des Gastes wie gebadet sind und der Wirth, sich nach Bequemlichkeit sehnend, von einem Knecht sich seinen Rock, der nach damaliger Mode bis auf die Füße reichte, ausziehen läßt. Er heißt den Gast ungenirt dasselbe thun. Der widersteht auf das ängstlichste; da indeß der Wirth weiter keinen Grund vermuthet, als daß er sich vor den Damen genire, so gibt er seinen Knechten einen Wink, ihm unvermuthet und mit Gewalt den Rock über den Kopf auszuziehen. Das geschieht, aber ach, der arme Ritter hatte unter seinem langen Rock weder Hemd noch Beinkleid an.

Da war der Gast beraubt
Durch die zu große Minne
Der Ehre und der Sinne;
Er saß, da er ward ohne Rock
Recht wie ein beschälter Stock.

Die andere Erzählung lautet: Ein Herr, der auf einer Reise begriffen war, sandte gegen Abend seinen Knecht als Boten zu einem Ritter voraus, um sich ihm als Gast anzukündigen. Der Knecht findet den Hof offen und fragt ein Kind, das er dort stehen sieht, nach dem Herrn. Das Kind weist ihn nach der Badestube. Der Knecht denkt, er bade gerade, und sieht darin auch für sich selbst eine gute Gelegenheit. Es ging aber eben gegen den Winter und der Hausherr hatte das Wohnzimmer noch nicht wollen heizen lassen, damit sich die Fliegen nicht hineinzögen, und

so lange benutzten Frau und Töchter die warme Badestube als Arbeitszimmer; es war auch der Wirth eben darin. Der Knecht, in der Absicht sich zu baden, zog sich rasch vor der Thür aus, nahm einen Badewedel und wollte nackt hineingehen. Da lief ihn grimmig der Hofhund an; er aber wehrte ihn mit dem Wedel ab und zog sich so rückwärts gehend in die Badestube, bevor er einen Blick hatte hineinwerfen können. Ob des Anblicks schrien die Frauen auf und bedeckten ihr Gesicht mit den Händen, während der Knecht, seines Irrthums gewahr werdend hinausstürzte, sich, wie er war, auf sein Pferd schwang und vom Wirth verfolgt davoneilte, selbst an seinem eigenen Herrn vorbei. Endlich eingeholt, erhielt er schließlich Verzeihung.

V.

Bewirthung und Gastmahl.

Ein jeglich biderb Wirth, der thu,
Daß alle haben vollgenug,

so lautet die Vorschrift für die Bewirthung im „Welschen Gast". Und daran ließ es das Mittelalter nicht fehlen. Wer als einfacher Besucher aus der Nachbarschaft kam, nicht zum Speisen eingeladen oder zum Bleiben für die Nacht, dem wurden wenigstens Wein und Süßigkeiten oder Kuchen vorgesetzt, dargeboten „auf weißer Zwehle". In Ermangelung des Kuchens that ein Stück Brot als Imbiß zum Wein denselben Dienst. In reichen Häusern hatte man silberne wohlgearbeitete Schalen und Becher zu solcher Bewirthung. Der Aermere oder Niederstehende, der es nicht wagte, einen vornehmen Mann zum Mahle einzuladen, fühlte sich doch geehrt, wenn derselbe im Vorübergehen auf seine Einladung bei ihm eintrat und einen Be-

cher Wein und ein Stück Brot freundlich annahm. Dagegen lud der Vornehme Leute geringern Standes öfter zu Tisch ein, wenn er sie schätzte und er ihnen seine Achtung bezeigen wollte.

Wir haben schon Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß der Gast alsbald nach gemachter Toilette zum Mahle gerufen wurde. Wenn anders Wirth oder Wirthin zu Hause waren und er nicht zu ungelegener Zeit eintraf, wie etwa nach aufgehobener Tafel, so nahm er das Mahl nie allein, sondern stets am wirthlichen Tische, es sei denn, daß er seines niedern Standes wegen überhaupt nicht des Herrentisches würdig gewesen wäre. Bewirthung wurde ihm darum nicht minder zu Theil, aber er genoß sie allein oder mit der Dienerschaft. Am Familientisch erhielt der Gast den Ehrenplatz; er saß neben dem Haupt des Hauses, wenn Wirth oder Wirthin allein anwesend waren, oder erhielt seinen Platz zwischen beiden, unter Umständen auch mitten unter den Töchtern. Die Bedienung blieb die gewöhnliche des Hauses, doch mochte es auch vorkommen, daß ihn die Wirthin selbst oder die Tochter bediente. Bei einem traulichen Selbander, wenn das Mahl in der Kemenate genommen wurde und keine Störung duldete, verstand sich das von selbst. Die romantischen Dichtungen wissen mancherlei davon zu erzählen, und die fahrenden Ritter waren auch nicht lässig, solche Ansprüche zu erheben und solche Dienste sich gefallen zu lassen. Wie Gawein beim reichen Schiffmann herbergt, ist es ihm nicht genug, daß der Wirth zu seiner holden Tochter sagt:

> Gut Gemach und frohe Zeit
> Schaff meinem Herren, der hier steht;
> Mir ist lieb, wenn ihr beisammen geht.
> Nun dien' ihm unverdrossen.

Wie ihm der Tisch gedeckt wird, diesmal allein, bittet er

noch den Wirth, daß er die Tochter mit ihm essen lasse. Obwol es ihr zwar sonst untersagt ist, mit Herren zu speisen, wird es ihr doch diesmal erlaubt, und sie setzt sich erröthend zu Gawein.

> Mit Anstand legt' ihm vor die Maid.
> Sie wußt' ihm auch mit Freundlichkeit
> Die besten Bissen auszusuchen:
> Die reichte sie auf weißem Kuchen
> Ihm dar mit klaren Händen.

Gahmuret läßt sich gar, obwol beschämt ob der Ehre, von der schwarzen Mohrenkönigin von Zazamank bedienen:

> Sie kniete nieder (das war ihm leid):
> Mit eigner Hand zerschnitt die Maid
> Dem Ritter seine Speise so.
> Die Frau ward ihres Gastes froh.
> Da bot sie ihm sein Trinken dar
> Und pflegt' sein gut.

Bei solcher Ehrenerweisung mußten aber Liebe oder Dankbarkeit mit im Spiele sein, beides wichtige Motive im Ritterthum. — Im bürgerlichen Leben galt es auch als eine Ehrenerweisung, wenn man mit dem Gast aus einer Schüssel aß.

Was sich im übrigen von Sitten und Gebräuchen an die kleinen Familiendiners und -Soupers knüpfte, was der Anstand und die Schicklichkeit erforderten, wie die Bedienung war, wie Tisch und Tafel geordnet, gedeckt und besetzt wurden, und alles andere, was dahin gehört, das unterschied sich im wesentlichen nicht von dem, was Brauch bei großen Gastmählern war. So werden wir im Folgenden das eine mit dem andern kennen lernen.

Die Stätte des Gastmahls war, wie in alter Zeit die Halle, so in höfischer der Palas oder Saal, wenn nicht die köstliche, vielgepriesene Sommerzeit in das Freie hinaus-

lockte und die Tafel, was allerdings oft geschah, draußen im beschatteten Grün oder im luftigen Zelt aufgeschlagen worden. Zu großem Mahl mußte auch die Halle entsprechend geschmückt werden. Figurenreiche Teppiche, die schon die Methhalle Heorot mit goldglänzender Stickerei aufweist, wurden an den Wänden aufgehängt, andere von einfacherer Verzierung über den Boden gebreitet und mit Blumen bestreut, oder es war der Estrich mit frischgeschnittenen Binsen, Gras und Laubwerk überspreitet. Grüne Zweige waren auch an den Wänden befestigt und mit Blumen die Tische geschmückt. Besonders scheint im Speisesaal die Rose beliebt gewesen zu sein, und nicht ohne Beziehung zu ihrer symbolischen Bedeutung, da sie die Blume der Verschwiegenheit ist. Was der Wein und die Tafelbegeisterung unbedacht dem Munde entlockt, das sollte verhallen am Tisch und nicht weiter verbreitet werden: es war sub rosa gesprochen. An den Wänden des Saales standen ringsum Bänke und diese wurden mit neuen Decken belegt. War es winterliche Zeit, so loderten in den Kaminen helle Feuer. Zur Beleuchtung hingen Kronleuchter von der Decke herunter, oft in großer Zahl und mit vielen Kerzen besteckt; von den Wänden streckten sich eiserne oder bronzene, kerzentragende Arme vor, und Leuchter standen auf den Tischen. An manchen Stellen des Saales standen auch hohe, eiserne Candelaber, die zahlreiche Kerzen trugen. Von alters her schon war es Sitte gewesen, daß bei Gelagen vor den Gästen Diener mit Wachsfackeln standen, und Gregor von Tours erzählt, daß ein fränkischer Edler Namens Rauching, ein Mann von wilder Grausamkeit, sich ein Vergnügen daraus gemacht habe, dem vor ihm haltenden Diener das heiße Wachs auf die nackten Schenkel laufen zu lassen. Die Sitte der Fackel- und Kerzenträger war auch im Mittelalter nicht abgekommen; wie

sie vorauschreitend Herren wie Gäste begleiteten, standen sie auch im Speisesaal zu all der übrigen Beleuchtung. So war an Licht kein Mangel.

In Bezug auf die Anordnung der Tische scheint noch mannichfache Verschiedenheit gewesen zu sein, wie sie schon von früh an stattgefunden hatte. Tacitus erzählt, daß bei den Germanen ein jeder seinen besondern Sitz und besondern Tisch gehabt habe. Die Gallier dagegen nahmen ihre Mahlzeiten auf dem mit Fellen oder Streu bedeckten Boden an ganz niedrigen Tischen ein. In merovingisch-karolingischer Zeit saß man allgemein auf Bänken an Tischen von gewöhnlicher Höhe, die viereckig waren, aber auch halbrund vorkommen. Im letztern Falle saßen die Gäste an der runden Seite, während ihnen die Speisen von der geraden her auf den Tisch gesetzt wurden; die Getränke standen hinter ihnen auf besondern Tischen. Bei großen Gastmählern mußten der Tische viele sein, denn sie waren klein und hatten der Gäste wenige. Rudlieb setzt bei Anordnung des Mahls nur für je zwei Gäste einen Tisch, und wie sich daraus schließen läßt, auch für jeden Gast einen besondern Sessel. Aehnlich ist noch im „Parzival“ auf dem Graalschloß für je vier Personen ein Tisch angewiesen. Auch im Nibelungenliede ist von einer großen Anzahl der Tische die Rede. In den meisten Fällen mögen wir uns ihre Gestalt länglich viereckig denken, doch findet man auf Bildern auch ovale, und Arthur's berühmte Tafelrunde erinnert uns daran, daß man auch an runden Tischen und in der Runde saß. Spätere Bilder — dasjenige, welches wir vor Augen haben, ist aus dem 14. Jahrhundert — stellen uns die Tafelrunde wie einen ringförmigen Tisch vor, an dessen äußerer Seite die Ritter herumsaßen; an einer Seite hatte er eine Oeffnung, wohinein die Diener mit den Speisen gingen, um von der innern Seite aus die

Gäste zu bedienen. In Wirklichkeit mochte der Name nur daher kommen, weil die Tische an den Wänden im Kreise herumstanden. So wird auch die Stelle in den Nibelungen von Gunther's Gastmahl zu verstehen sein:

Elfhundert Recken saßen an dem Ringe sein . . .

Schon in höfischer Zeit wurden neben den kleinen Tischen lange Tafeln gedeckt; sie standen an den Wänden entlang, doch so weit entfernt, daß sie hinlänglich Passage ließen. Auch hatten sie Oeffnungen an den Eingängen und ließen in der Mitte einen großen Raum frei zur Aufnahme der Credenzen, zur Bewegung der Diener und zur Aufführung der Spiele. Oben an der einen Schmalseite stand der Ehrenplatz, ein kleinerer Tisch mit Lehnstuhl und einem Himmel darüber; für einen Ehrengast, wie Siegfried bei Gunther war, hatte die ältere Zeit einen zweiten am andern Ende ihm gegenüber, das „Gegensidele".

Die Gäste saßen nur an den äußern Seiten der Tische und die Diener legten ihnen von innen vor. Bei solcher Anordnung hatten sie zum Sitz, außer den Ehrengästen, nur Bänke mit und ohne Lehnen, daher auch das Wort banquet entstanden ist, vielleicht schon damals, als die Franzosen (oder Gallier) ihre Sitte auf dem Boden zu essen aufgaben. Wo der Reichthum herrschte, waren die Bänke mit Decken und Polstern belegt.

Die Tische waren immer mit Tüchern bedeckt, wie es gewöhnlich heißt, von weißer Leinwand; doch sieht man sie auf Miniaturen häufig farbig und gemustert. Hier findet man die Tischtücher auch doppelt gelegt (daher die französische Bezeichnung: les doubliers) in der Art, daß das untere größere allseitig über den Tisch herunterfällt, während das obere gerade die Platte bedeckt. In älterer Zeit und noch im 12. Jahrhundert hing man auch eine Art von

Umhang an Ringen rings um den Rand des Tisches. Für jeden Gast wurde an seinem Platze auf den Tisch ein Brot gelegt, und in höfischer Zeit schon eine Serviette daneben. Auch findet sich damals schon die Sitte, daß das Brot, zuweilen auch mit ihm das Messer, darin eingewickelt wird. Die französisch-burgundische Hofsitte verlangte für ausgezeichnete Personen noch ein zweites Tuch danebengelegt, welches besonders zum Abtrocknen der Hände diente. Sonst reichte dieses der Diener mit dem Wasser herum. Reiche Leute haben auch seidene Servietten, und in der Zeit der Schellentracht hing man wol kleine Glöckchen an die Zipfel.

Jeder Gast sollte seinen Teller haben, wie sein Messer, seinen Löffel und seinen Becher. Diese hatten ihren Platz zur Rechten des Tellers, das Brot zur Linken. Die Löffel werden häufig erwähnt, doch sieht man sie selten auf Bildern, was sich aus der Beschaffenheit der Speisen erklärt. Gabeln, obwol im Mittelalter nicht unbekannt, kommen doch erst im 16. Jahrhundert in allgemeinen Gebrauch; früher scheinen sie, wo sie sich finden, mehr zum Tranchiren gedient zu haben. Nur die griechische Tischsitte in Konstantinopel kannte sie, denn als am Ende des 11. Jahrhunderts der Doge von Venedig eine Griechin heirathete, wird von dieser Dame neben andern Dingen, die man ihr als künstliche Wollust anrechnete, auch die Gewohnheit berichtet, daß sie die Speisen nicht mit den Fingern anfaßte, sondern sie mit goldenen Zweizacken oder Gabeln in den Mund steckte. — Alle diese Geräthe finden sich natürlich von mehr oder minder kostbarer Arbeit, von edeln wie von unedeln Stoffen. Die Becher, meist von Metall, hatten im allgemeinen größere Gestalt als heute, daher es auch nicht selten ist, daß sich mehrere Personen desselben Geräths bedienen oder am Familientisch ein einziges für alle ausreichen muß. Messer gab es von verschiedener Gestalt

zu verschiedenen Zwecken; diejenigen für das Fleisch wurden nie an Fastentagen aufgelegt.

Zu den nothwendigsten Geräthschaften auf einer Tafel gehörten Gefäße für Salz und Pfeffer, welche die Hofsitte bis zum Beginn des Essens mit einer Serviette zugedeckt verlangt. Alle Schaustücke von Tischgeräth wurden weniger auf die Tische gestellt, als sie in der Mitte des Saals oder an den Wänden auf den Credenzen (Büffete, Dressoirs) ihren Platz erhielten. Das Mittelalter legte einen außerordentlichen Werth auf Werke dieser Art und verwendete an Schüsseln, Teller, Schalen, Pokale, Krüge, Kannen, sowie an die größern und complicirtern Tafelaufsätze alle die reiche Kunstfertigkeit, die dem damaligen Gewerbe zu Gebote stand. Aufgestellt auf terrassenförmigen Büffeten waren sie überall der schönste Schmuck der Wohn- und Speisezimmer. Die Dichter wissen Wunderbares von diesen Arbeiten zu erzählen, und was uns noch erhalten ist, straft wenigstens in Anbetracht der Schönheit ihre Lobeserhebungen nicht Lügen. Von ihren phantastischen Erfindungen, von goldenen Bäumen mit singenden Vögeln, mit musicirenden Jungfrauen und was dergleichen mehr ist, müssen wir freilich absehen. Doch erzählt uns auch die Geschichte von solchem Tafelschmuck, namentlich aus der spätern Zeit des Luxus und der moralischen Entartung, die sonderbarsten Beispiele.

Bei Festen wurde nun alles, was das Haus von kostbaren Geräthen dieser und anderer Art hatte, im Saal zur Schau ausgestellt. In der Mitte des Saales befanden sich die Credenztische, auf denen die Speisen standen, wo man tranchirte und von wo die Teller der Gäste erneuert wurden. An den Ecken dieser Tische waren pyramidale Aufsätze erbaut, welche, gewöhnlich mit rothem Stoffe überzogen, weil er dem Golde und Silber eine gute Folie bot,

auf terrassenförmigen Stufen die Geräthe trugen. Zwischen ihnen pflegten Blumen in Vasen zu stehen.

Desgleichen waren auch viele Speisen so eingerichtet, daß sie zugleich zum Schmuck der Tafel dienten. Hähne, Schwäne, Fasanen und Pfauen waren so zubereitet, daß sie noch mit einem Theil ihres Gefieders prunken konnten; an andern Theilen vergoldet, wurden sie an imposanten Stellen der Tische aufgestellt. Aus Gebackenem und Zuckerteig waren allerlei wunderbare Bauten errichtet, Thürme und Schlösser und einmal auch ein Feldlager, aus welchem die Schüsseln hervorgezogen wurden. Dergleichen seltsame Liebhabereien gehörten aber meist dem spätern Mittelalter an.

Es war die allgemeine Sitte der höfischen Zeit, daß Herren und Damen nebeneinander an der Tafel Platz nahmen. Es war aber nicht immer so gewesen. Im Nibelungenliede herrschte durchaus der entgegengesetzte Brauch. Wie im Beowulfliede, so sind auch hier die Gastmähler Herrengelage; nur die Hausfrau nimmt wol theil als Wirthin, nicht aber die Töchter. Siegfried hat lange bei Gunther zu Gast gegessen, bis er Chriemhild zu sehen bekommt, und beim Gastmahl, das Markgraf Rüdeger den burgundischen Fürsten gibt, geht allein die Markgräfin an den Tisch „ihren Gästen zu Liebe", nicht aber die Tochter, wie sehr sie auch ungern vermißt wird. Wir finden auch später Beispiele, daß die Herren allein speisen, so (in der „Krone") bei einem Weihnachtsfest, das Artus seinen zahlreichen Gästen gibt, und andere, wo die Herren und die Damen gesondert sitzen. So sind im jüngern „Titurel" an der Tafelrunde die Geschlechter gesondert, und bei einem Gastmahl im „Parzival" sitzen die Damen an der einen Wand, die Herren an der andern, und jene sind von Jungfrauen bedient, diese von Knappen. Bunte Reihe

ist aber durchaus die gewöhnliche Regel dieser galanten Zeit.

> Miteinander da aßen
> Ein Ritter und ein Fraue je —

wird von einem Gastmahl in der „Krone“ berichtet, und bei dem Fest, das Artus (im „Parzival“) bei der Aufnahme des Feirefiß in den Bund der Tafelrunde gibt, sitzt jede Frau „bei ihrem Amis“. Und so anderswo. Die „Reimchronik“ Ottokar's erzählt uns auch, daß Kaiser Rudolf I. bei Verlobung seiner Tochter mit dem jungen Böhmenkönige Wenzel es so einrichtete, daß immer ein Ritter zwischen zwei Damen saß. Spätern Gastmählern waren die Damen so unentbehrlich, daß, wenn jemand einem fremden Gast eine Ehre erweisen wollte, so mußte er Damen des Ortes oder der Nachbarschaft dazu einladen. Das erzählt Leo von Rosmital zum öftern in seinem Reisebericht.

Einem jeden war sein Platz angewiesen, und es ging dabei für gewöhnlich streng nach dem Range, ein Umstand, der in der Periode der Etikette natürlich Eifersüchteleien und Rangstreitigkeiten hervorrufen mußte. Bei kleinern Festen, die mehr häuslichen und Familiencharakter trugen, wies wol der Hausherr selbst die Plätze an; sonst thaten es der Haushofmeister, die Marschälle oder wer sonst die Festanordnung zu leiten hatte. Die Plätze wurden auch durch Aufstecken der Paniere bezeichnet. Der Ritter Latour-Landry, der die „Ermahnungen an seine Töchter“ gegen das Ende des 14. Jahrhunderts schrieb, will uns glauben machen, daß es einmal in seiner Jugend eine Zeit gegeben habe, wo die Damen nach dem Rufe ihrer Tugend die Plätze eingenommen hätten. Es sei dabei vorgekommen, daß, wenn reichere oder noblere Damen sich denen, die eines bessern Rufs sich erfreuten, vorangesetzt, Ritter furchtlos gekommen seien und diese Damen genöthigt

hätten, ihre Plätze an bessere abzutreten, an solche, die unter die besten und tugendhaftesten gerechnet würden. Wir nehmen aber an, daß der sittenpredigende alte Ritter, der mit der Gegenwart nicht zufrieden war, seine eigene Glanzperiode, „die gute alte Zeit“, in einem allzu tugendhaften Lichte in der Erinnerung behalten habe.

Schon die alte walisische Heldenzeit hielt so streng auf Rangordnung bei Tafel, daß sie ein Gegenstand der Gesetzgebung war. An der Tafel des Lehnsherrn war jedem Lehnsmann sein Platz ein für allemal bestimmt. Ueberaus streng war die burgundisch-französische Etikette in diesem Punkt. Im allgemeinen richtete sich der Rang der Frauen nach dem der Männer, und hier kam es in den weiten Kreisen der Verwandtschaft darauf an, wie nahe einer dem Throne stand. So konnte eine höher geborene oder dem Könige näher verwandte Dame doch ihren Platz tiefer finden, und es kam auch vor, daß der König eine solche, wenn sie eine Zeit lang unten gesessen, eigenhändig an den Platz führte, den sie nach ihrer Geburt einnahm. Die Etikette setzte auch fest, daß die Königin und die Frau Dauphine die Speisen zugedeckt erhielten, die andern Damen nicht, daß jene sich aus zwei Waschbecken bei der Tafel wuschen, die andern aus einem und dergleichen mehr. In England speisten der König und die Königin allein. Weitab standen die verwandten Damen, der Königin Mutter und die Prinzessinnen. Wenn die Königin mit ihnen redete, so knieten sie nieder und durften sich erst setzen, wenn die Königin die erste Speise genommen. Alle Frauen und Jungfrauen aber und die dienenden Herren, alle vom höchsten Adel, knieten, solange die Königin aß, was drei Stunden dauerte. Ein Gast des Königs saß in einem besondern Saal an einem besondern Tisch mit einem Stellvertreter des Königs und beide wurden in derselben Weise bedient

wie der König. Solange aber die regierenden Häupter aßen, durfte ihnen der Gast aus einer Ecke zusehen.

Die Bedienung bei gastlichen Festen war im allgemeinen zahlreich und wesentlich dazu bestimmt, den Glanz zu erhöhen. Ihr Rang richtete sich nach dem Hause, dem sie dienten. Es ist bekannt, wie im Lehnsstaat die Großen des Reichs, wie die deutschen Kurfürsten, zur persönlichen Bedienung des Lehnsoberhauptes verpflichtet waren, welchen Dienst sie jedoch nur bei besondern Gelegenheiten ausübten. Da es aber Brauch war, daß die jungen Söhne des Adels an ritterlichen Höfen ritterliche Zucht und Sitte lernten, so finden sich auch sonst Dienende vom höchsten Adel. Bis sie selbst Herren wurden, mußten sie als Edelknaben und Knappen, als „Junkherren“, den Herrn und die Dame bedienen. Das war so in der Wirklichkeit wie in den Dichtungen. Der junge Graf von Foix war Vorschneider an seines Vaters eigener Tafel. Diese Knappen hatten die Tafel zu besorgen, das Waschwasser zu reichen, auf alles Acht zu geben und zugleich die Gäste zu bedienen. Außer ihnen gab es natürlich überall die gewöhnliche Dienerschaft von niederer Geburt ohne Rang, den Haushofmeister mit seinem Stab, die Marschälle, die Herolde, die Kämmerer oder Kammerknechte, die Truchsessen und die Schenken. Diese kleidete man schon damals in gleiche Livree — man legte Werth darauf —, wozu gewöhnlich die Farbe des Wappens genommen wurde. Vertheilt wurden diese Farben gewöhnlich über den Körper gerade in derselben Weise wie über den Wappenschild, halbirt, gestreift, quadratisch, geschacht, oder wie sonst immer in der Heraldik. Und ebenso wurden die Livreen mit den Wappenzeichen und Wappenthieren versehen.

Vor dem Beginn des Mahles mußte mit der Dienerschaft alles auf das genaueste verabredet sein, damit Wirth

und Wirthin in keiner Weise mehr in Anspruch genommen würden, sondern sich ganz der Unterhaltung ihrer Gäste widmen könnten. In einem guten Hause durfte es nicht vorkommen, daß Wirth oder Wirthin während der Tafel von der Dienerschaft etwas in das Ohr geflüstert wurde. Keine Unordnung durfte stattfinden, und damit auch sonst nirgends ein überlauter Lärm sich erhöbe, gab es an manchen Höfen noch einen besondern Beamten, den Stillschweigengebieter (Silentiarius), der an einem Pfeiler seinen Platz hatte und mit dem Stabe anschlug, wenn es zu laut wurde. Jeder Dienende hatte seinen angewiesenen Posten, seine bestimmte Verrichtung; diese waren Vorschneider, jene Schenker, andere gingen mit dem Waschwasser, andere bedienten die Gäste, und jeder hatte seinen angewiesenen Tisch. Das Vergnügen am Auffallenden und die Etiketten riefen noch manche eigenthümliche Weisen der Bedienung hervor. Es kam vor, daß sich Fürsten bei Tisch zu Pferde bedienen ließen; andern, und das war nichts Ungewöhnliches, wurden knieend die Speisen aufgetragen und das Wasser gereicht. Nach den Gesetzen des Ceremoniels war nicht jedem erlaubt, sich beliebig bedienen zu lassen oder beliebige Beamte zu halten; Titel und Namen der Hof- und Tafeldiener waren nach dem Range des Hausherrn vorgeschrieben.

Die „Hofzucht“ des Tanhäuser empfiehlt, daß man sich nie zum Essen niedersetzen solle, ohne das „Gesegne uns Jesus Christus“ darüber zu sprechen. Auch an andern Stellen finden wir, daß das häusliche Mahl mit dem Segen eingeleitet und mit dem Gratias geschlossen wurde; sowie auch erzählt wird, daß Karl der Große den etwa anwesenden und eingeladenen Bischof zum Segnen des Brotes aufgefordert habe. Bei großen Festen aber fiel das fort und die Mahlzeit wurde mit Musik eröffnet, während

sich die Gäste, von Marschällen und Haushofmeistern gerufen, in den Saal an ihre Plätze begaben. Trompetenstöße gaben das Zeichen zum Waschen der Hände; corner l'eau nannte man es. Eine Anzahl Knappen gingen mit Gießkannen und Becken herum von Gast zu Gast und Junkherren folgten ihnen, das seidene oder leinene Handtuch zum Trocknen der Hände über die Schulter gelegt. Das Waschen der Hände vor und nach dem Essen war Brauch durch alle Klassen bis zum Bürgersmann, und es war die Sitte um so unerlaßlicher, als die Gabeln noch nicht im Gebrauch waren und die festen Speisen mit den Fingern angefaßt wurden. In großen Häusern bei besonders festlichen Gelegenheiten wurden auch die Speisen in feierlichem Zuge unter schallender Musik von der Küche in den Saal hereingetragen und auf die Credenzen gestellt, wo sich die Vorschneider ihrer bemächtigten. Am Ausgang der Küche standen Diener, welche sie vom Küchenpersonal in Empfang nahmen; diese überbrachten sie andern von höherm Rang, die an den Thüren des Saales ihrer harrten. Der Haushofmeister mit seinem Stabe geleitete sie; Trompeter gingen vorauf. Die Braten, insbesondere das Geflügel, wurden gewöhnlich an dem Spieße hereingetragen, an dem sie gebraten waren; in vornehmen und reichen Häusern waren die Spieße wol von Silber. Wenn ein Streit bei Tafel entstand, und es wird das einigemal erzählt, war es das erste, daß die Helden die Braten liegen ließen und sich der Spieße zu bemächtigen suchten, um sich ihrer als Waffen zu bedienen.

Freilich war das sehr wider die „Hofzucht", die in Bezug auf den Anstand, der bei Tische zu beobachten, streng war und sehr ins Detail ging. In einer Zeit, wo der gesellige Verkehr der Geschlechter auf den Fuß der Galanterie gekommen war, mußte der feine Ton sich ganz beson-

ders auf den Tisch ausdehnen und die „Dörperheit" eine ebenso verspottete wie von den höfischen Kreisen verbannte Sache sein. Eine gereimte Erzählung berichtet uns von einem tapfern jungen Ritter, der eben den ersten Preis im Turnier davongetragen und dafür an der königlichen Tafel seinen Platz neben der Königstochter erhalten hatte, daß er aber allen seinen Ruf verlor und von seiner hochgeborenen Nachbarin aufs ärgste verspottet wurde, als er eine halbe Birne ungeschält in den Mund steckte und die andere Hälfte in gleichem Zustande ihr vorlegte.

Für die Weise, wie man essen und trinken sollte, hatte sich eine bestimmte Anzahl von Regeln und Vorschriften herausgebildet, welche vom Tanhäuser und nach ihm von andern zu wiederholten malen in Reime gebracht sind, die Vorläufer der Complimentirbücher. Aus der Art, wie diese Vorschriften lauten, mögen wir annehmen, daß sie weniger für die höfischen Kreise selbst bestimmt waren als zu Nutz und Frommen der „Dörper" und Dörperhaften, die sich gern an höfischen Brauch halten mochten, ohne ihn durch die Erfahrung des eigenen Lebens aus Mangel an Gelegenheit kennen zu lernen. Einige Beispiele daraus werden uns genügen. Man soll, heißt es in solcher Tischzucht, die Hände äußerst sauber zum Essen halten, die Nägel vorher schneiden, aber allein und nicht in Gesellschaft. Man soll sich nicht selbst setzen, sondern warten, bis einem der Wirth den Platz anweist, und die oberste Stelle nur mit Sträuben annehmen. Man solle gerade sitzen, nicht viel Bewegung mit dem Körper machen und nicht herumwandern. Wer oben sitzt, soll den Anfang machen; wären aber ehrbare Frauen da, so solle man die beginnen lassen. Man soll das Brot nicht eher anrühren, als bis die erste Speise gebracht ist. Man soll nicht mit beiden Backen essen, die Zähne nicht mit dem Messer stochern, nicht mit

dem Finger die Speise auf den Löffel schieben. Das aufgeschnittene Ei ist mit einem Stück Brot umzurühren, nicht mit dem Messer; Salz nicht mit den Fingern zu nehmen, sondern mit dem Messer und auf ein Tellerchen von Brot zu legen. Man soll das Brot zum Schneiden nicht an die Brust legen, die Suppe nicht aus der Schüssel trinken, nicht mit dem Munde schmatzen, sich nicht in das Tischtuch schneuzen, den Gürtel nicht bei Tisch erweitern, und so viele andere Vorschriften, von denen wir annehmen, daß der höfische Mann ihrer nicht mehr bedurfte, es sei denn für die Kindheit.

Wie der Wirth selbst, dem das allein gestattet war, bei größerm Mahle von einem Gast zum andern ging und ihn mit freundlichen Reden ermunterte, „als die willigen Wirt tuent“, so gab es überhaupt an heitern Gesprächen „von edler Frauen Minne“ keinen Mangel. Der Tisch war die Stätte dafür. Aber die Gäste waren nicht darauf angewiesen. Auch Augen und Ohren hatten ihren Schmaus. Posaunen, Pfeifen und andere Instrumente fehlten nie; sie leiteten die einzelnen Gänge ein und füllten die Pausen aus. Was sonst den Gästen zum Schauspiel dargeboten wurde, die Künste der Schauspieler und der Dichter, das wollen wir mit der übrigen Unterhaltung verbinden, mit welcher Wirth und Gäste die Zeit auf das angenehmste zu vertreiben suchten.

Zum Schluß des Mahles wurden noch einmal Süßigkeiten herumgereicht, oder man erhielt auch dieselben, wenn man schon aufgebrochen war, im andern Zimmer. Dann wusch man noch einmal die Hände, stand auf und begab sich in einen andern Saal, falls ein solcher vorhanden war. Die Diener leerten sofort die Tische und hoben die Tischtücher ab. Nur bei den Angelsachsen, und infolge dessen ist die Sitte bei den Engländern bis auf den heutigen Tag

geblieben, war es Brauch, nach dem Ende des Essens noch mit dem Trinken eine gute Zeit fortzufahren, nachdem sich die etwa anwesenden Frauen entfernt hatten. In den kleinern Kreisen unter gewöhnlichen Umständen schloß man mit dem Dankgebet, wie man damit begonnen hatte.

VI.

Unterhaltungen.

Sowie der Ruf von einem Fest, das irgendwo stattfinden sollte, sich durch die einladenden Boten oder durch die fahrenden Leute verbreitet hatte, so strömten von allen Seiten die Scharen der freien Künstler, oft zu Hunderten, herbei, ihre Dienste anzubieten. Gewöhnlich waren sie willkommen, denn man bedurfte ihrer Talente, um die Gäste zu unterhalten, die Lust zu erhöhen. Da kamen, angethan mit bunt zusammengesetzten Gewändern, an denen langgeschnittene Zacken herumflatterten, die Sänger und die Spieler mit Harfen, Geigen, Lauten und Zithern, die Dichter, Troubadours, gerüstet mit neuen Liedern, die Jongleurs mit wilden und gezähmten Thieren, Seiltänzer und Taschenspieler, Tänzer und Tänzerinnen und die Schauspieler, bereit ihre Possen aufzuführen. Dazu hielt noch der reiche Herr seine musikalische Kapelle, die oft mit verschiedenen Instrumenten reich ausgestattet war; oft auch hielt er sich seinen Haussänger und Hausdichter, den Minstrel, der, wie sein Name sagt (ministerialis), von Haus aus zu den Beamten oder zu den adelichen Lehnsleuten gehörte. In frühern Zeiten, namentlich bei den Franken, vertrat auch wol der Hausgeistliche als Sänger, Erzähler und Vorleser seine Stelle.

Sie alle fanden schon beim Gastmahl selbst Gelegenheit zur Darlegung ihrer Leistungen. Der Geschmack, auf diese

Weise die ohnehin angenehmen Stunden der Tafel noch ergötzlicher hinzubringen, stammte aus alten Zeiten her. Karl der Große, so wird erzählt, hörte gern Musik bei der Tafel und ließ sich die Geschichten und Thaten der Vorfahren vorlesen; auch die Schriften des heiligen Augustinus hörte er beim Mahle. Vor Ludwig's des Frommen Tische fanden sich Schauspieler, Mimen, Possenreißer und Musikanten ein; ihn selbst aber konnten sie nicht zum Lachen reizen. Ernstere Herren, und namentlich im Familienkreise, ergötzten sich mehr mit Erzählungen und dem Vorlesen der Geschichtsbücher und der Aventuren oder hörten ein Lied singen und mit dem Instrumente begleiten, während an größern Festen mehr vorgeführt wurde, was Lärm machte und die Augen der Menge erfreute. Dahin sind besonders auch Tänzer und Tänzerinnen zu rechnen und die Spiele der Possenreißer und große allegorische Aufführungen. Die Tänzer von Profession, wie sie damals waren, gehörten mehr in die Gattung der Kunst- und Luftspringer; sie verrenkten die Glieder, wirbelten herum, schlugen ihre Purzelbäume und tanzten auf den Händen. Ganz in der Weise einer solchen vagirenden oder freien Tänzerin dachte sich auch das Mittelalter die junge Herodias, wie sie vor ihren schmausenden Aeltern tanzt. Wir finden diesen Gegenstand öfter auf Miniaturen bildlich dargestellt, und sie ist dabei nicht blos ganz in der Weise einer solchen Marktkünstlerin gekleidet, sondern sie tanzt auch auf den Händen mit aufgerichtetem Leibe. Mit gehobenen Händen geben die zuschauenden Aeltern und Gäste ihr Entzücken und ihre Bewunderung kund.

Für die Schauspiele und die allegorischen Aufführungen, bei denen oft schon eine sehr künstliche und gewaltige Maschinerie entwickelt wurde, war gerade vor dem Ehrensitz hinlänglicher und bequemer Raum, da ihm gegenüber die Credenzen

in ziemlicher Entfernung standen, zur Rechten und zur Linken aber an den Wänden die Gäste saßen, alle das Gesicht der Mitte des Saales zugekehrt. Die niedrige Lage des Palas, wie wir schon gesehen haben, gestattete auch, daß Pferde und andere Thiere dabei verwendet werden konnten. Man nannte alle solche Spiele mit dem gemeinsamen Namen Entremets, weil sie zwischen den einzelnen Gängen aufgeführt wurden. Dadurch zogen sie freilich, da sie nicht selten mit langen Reden ausgestattet waren, das Mahl auf Stunden in die Länge. An Zeit war aber kein Mangel, vielmehr die Aufgabe, sie so angenehm wie möglich hinzubringen. Man rechnete zu den Entremets auch Possen und Jongleurkünste, wie z. B., daß ein Seiltänzer zu Pferde sitzend auf einem luftigen Seile entlang ritt, oder daß ein paar Leute auf scharlachbekleideten Ochsen ritten und jedesmal in ihre Blasinstrumente stießen, wenn ein Gericht auf die Tafel gesetzt ward.

Von Entremets sind uns bildliche Darstellungen und Beschreibungen hinlänglich übrig geblieben. Eine derartige Miniatur gewährt uns den Blick in einen mit Goldstoffen behängten Saal, wo gekrönte und mit der Mitra bedeckte Häupter beim Mahle sitzen. Zur Linken sehen wir ein bewimpeltes Schiff herankommen, während zur Rechten eine wohlvertheidigte Burg von Rittern auf Leitern bestürmt wird. Das großartigste Entremet an Pracht und Maschinerie, an Menschen und Thieren, an Automaten und lebenden Personen ließ Herzog Philipp der Gute von Burgund im Jahre 1453 zu Lille aufführen. In einem mächtigen Saal standen drei gewaltige Tische oder vielmehr Theater aufgerichtet, ein jedes mit Maschinen, die spielten, wenn ihre Reihe kam. Die erste Bühne hatte vier Stücke: 1) eine Kirche mit Glocke und Orgel und vier Sängern; 2) das Bild eines nackten Kindes auf einem Felsen, wel-

ches Rosenwasser abschlug; 3) ein Schiff mit Matrosen, die Waaren brachten, in den Mastkorb kletterten u. s. w.; 4) eine Fontaine inmitten einer Wiese, die mit Felsen umgeben war und zur Staffage den heiligen Andreas hatte. Auf der zweiten Bühne fand sich 1) eine Art Pastete, die 24 Musiker einschloß; 2) das Schloß Lusignan, in dessen Gräben Orangeade von zwei Thürmen herabfloß und wo eine Melusine in Schlangengestalt schwamm; 3) eine Mühle; 4) ein Weinberg und darin ein Mann, der süßen und bittern Liqueur spendete; 5) eine Wüste mit dem Kampf eines Tigers und einer Schlange; 6) ein Wilder auf einem Kameel; 7) ein Baumgarten mit einem Vogelfänger und Herrn und Dame, welche die Vögel verspeisen; 8) eine Felspartie mit einem Narren, auf einem Bären reitend; 9) ein See mit Städten und einem Schiff darauf. Der dritte kleinere Tisch hatte nur drei Decorationen, einen wandernden Kaufmann, einen Wald mit Thierautomaten, und einen Löwen und einen Mann, der einen Hund schlug. Zur Rechten noch zwei Säulen, deren eine eine Frau mit Hippokras spendender Brust trägt; an die andere ist ein lebendiger Löwe befestigt. Zu diesem allen wurden noch die Speisen von der Decke des Saales in einem azurfarbigen goldgeschmückten Wagen niedergelassen. Sobald die Gäste, die erst die Gegenstände beschaut, sich gesetzt hatten, tönte die Glocke der Kirche und drei Chorknaben aus der Pastete sangen einen sanften Gesang wie zum Benedicite; dabei blies ein Schäfer die Schalmei. Sofort erschien ein Pferd mit zwei maskirten Trompetern darauf, geführt von 15 Rittern in den Farben des Herzogs; unter dem Blasen der Trompeter marschirte es durch den Saal. Sodann ließ sich die Orgel der Kirche hören und ein Musikus der Pastete blies das deutsche Horn. Eine große Automatenmaschine in Gestalt eines riesigen Ebers trat nun ein; auf seinem Rücken saß

ein Ungeheuer, halb Mensch, halb Greif, und dieses Ungeheuer selbst trug einen Mann auf seinen Schultern. Dazu Musik aus der Pastete. Das war das erste Entremet. Das zweite stellte die Erbeutung des Goldenen Vlies (mit Anspielung auf den von Herzog Philipp gegründeten Orden) wieder für sich in drei Acten dar, die zu allerlei wirkungsvollen Scenen, wie die Zähmung der flammenden Stiere, Kampf mit dem Drachen u. s. w., gute Gelegenheit boten. Zwischen die drei Acte waren kleinere Entremets eingeschoben, darunter ein Jüngling auf einem weißen Hirsche mit vergoldeten Hörnern, der mit diesem Hirsche ein Duett sang. Alles immer mit Musikbegleitung. Jetzt erst folgte das Hauptstück, das wahre Entremet. Die Eröffnung machte ein Riese in grauseidenem Gewande und mit einem Turban, der einen Elefanten herbeiführte. Das Thier trug auf seinem Rücken einen Thurm und darin saß eine Frau, welche die Kirche vorstellte. Vor dem Herzog angekommen, sang sie ein Triolet, wehklagte in langathmigen Versen und bat den Herzog und die Ritter des Goldenen Vlies um Schutz. Dann brachte der Wappenkönig einen lebendigen Fasan, um darauf das Rittergelübde gegen die Ungläubigen abzulegen, denn die gefangene Dame im Thurme repräsentirte eben das gerade damals von den Türken belagerte Konstantinopel. Der Herzog gab die Erlaubniß und legte selbst das Gelübde ab. Elefant und Dame, die sich bedankte, machten die Runde durch den Saal und währenddessen legten fast alle anwesenden Herren und Ritter das Gelübde gegen die Ungläubigen ab. Nachdem das beendet, trat eine Truppe von Musikanten unter Fackelbeleuchtung in den Saal. Zwölf Damen, jede eine Tugend vorstellend, folgten, geführt von ebenso viel Rittern. Sie begannen einen Tanz, und so schloß das Fest.

Nach dem Essen, wenn anders dasselbe zu guter Tages-

zeit geschlossen worden, gab man sich der mannichfachsten Unterhaltung hin, im Saale oder im Freien, je nachdem Wetter und Jahreszeit es erlaubten oder verboten. Am Hofe wie im Privathause war es Sitte, daß sich die Gesellschaft, die Familie wie die Gäste, mit einem Tänzchen amüsirte, das etwa eine Stunde dauerte. Nach dem Tanze, wenn man im Saale blieb, wurde die Unterhaltung ganz frei und ein jeder ergötzte sich mit dem, was ihm gerade lieb war und Vergnügen machte. Einige setzten sich zum Schachbret oder spielten Dame, hingelehnt auf bequeme Ruhebetten, und andere fanden sich zu ihnen, um dem Spiele zuzusehen. Diese unterhielten sich mit Musik, wenn anders sie selbst musikalisch waren, sangen Lieder, vielleicht ihre eigenen, oder horchten auf das Spiel und den Gesang der Jungfrauen, welche die Dame des Hauses zu ihrem Hofstaat hielt und auf deren musikalische Ausbildung zu eigenem und zum Vergnügen der Gäste sie Bedacht genommen hatte. Andere theilten sich die Neuigkeiten des Tages mit, was sie auf der Reise erlebt und erfahren, was das Gerücht Sicheres und Unsicheres umhertrug; andere lagerten und gruppirten sich um den Kamin und hörten den Vorlesern und Erzählern zu und vernahmen von geschichtlichen Dingen, die die Chroniken berichten, von selbsterlebten und durchkämpften oder den Abenteuern der Dichtung. Was noch jung war, die Tänzer zumal, setzte sich zu den Damen an den Wänden herum zum Geplauder oder zu intimerm Selbander in die Fensternischen.

Bald ein Ende nahm der Tanz,
Jungfraun in blühender Farbe Glanz
Sah man sitzen dort und hie,
Sich Ritter setzen zwischen sie.
Wer nun mit Freude Leid vertrieb,
Um Minne bat sein holdes Lieb,
Er fände holde Antwort wol.

Anderswo wird uns von dieser Art geselliger Unterhaltung nach dem Essen berichtet: „Fröhliche Gespräche folgten um die Wette; leichte Erzählungen wurden vorausgeschickt, wie es unter guten Freunden zu geschehen pflegt. Man singt, man lacht, man umarmt, man küßt sich. Die Verliebten wenden sich an die Damen, erzählen ihre Abenteuer, schwören bei Gott und ihren Seelen, daß ihre Liebe sie so sehr quäle und beunruhige, daß sie auch nicht eine Stunde in der Nacht Ruhe haben, machen die Erbarmungswürdigen, seufzen und wehklagen; allein im Grunde glaube ich", setzt der Verfasser hinzu, „daß sie heucheln." War es Abend oder Nacht geworden, so fand entweder noch ein Abendessen statt, oder falls das Gastmahl selbst schon zu späterer Stunde abgehalten worden, so wurde nur noch ein Schlaftrunk herumgereicht und man trennte sich zum Schlafengehen.

Viel lieber freilich als innerhalb der dicken und dumpfen Mauern suchte man Vergnügen und Unterhaltung im Freien auf. Die Lust an den Wonnen des Mai, an der warmen Sommerzeit, am frischen grünen Wald und den Blumen auf der Wiese und der Heide durchdringt eben das ganze Privatleben des Mittelalters. Ueberall springt die Sehnsucht nach der freien Natur hervor und bricht hier in Klagen, dort in Frohlocken aus. Der Winter ist allgemein verhaßt; er zerstört die Geselligkeit, schließt die Leute in Schlösser und Häuser ein, daß sie nicht zueinander kommen können, stört den Verkehr der Liebe.

Der Sommer ist nun gar dahin,
Verstummet sind die Vögelein,
Darüber ich so traurig bin
Und Jammer trag' im Herzen mein.

Bis dann der Mai wiederkommt, „der selige Mai", der Trostbringer für die ganze Welt; da erblüht auch wieder

wie die Blumen der Heide und mit ihnen der hohe sehnende Muth, und getröstet wird der im Herzen wunde, minnesieche Mann, denn er hat Hoffnung, sein Lieb wiederzusehen und mit ihr die Freude des Lebens zu genießen.

Es konnten darum die Städte wie die Schlösser, der Bürger wie der Ritter der Gärten nicht entbehren. Wenn die Städte vom Gürtel der Mauern und der Gräben so eng umspannt waren, daß ihnen der Lebensathem gehemmt schien, so lag draußen ein Ring blühender Gärten herum, mit kleinen Lusthäusern, in denen man sich Tags über aufhielt, in denen man zu Mittag aß und Feste gab, in denen man in der schwülen Jahreszeit auch wol die Nächte zubrachte. Was gute, „süße" Luft, wie man sagte, bedeutete, durchdüftet und gewürzt von zahlreichen Blumen, auf linden Anhöhen im Schatten hoher Bäume, das wußte man um so höher zu schätzen, als man in Straßen und Wohnungen ihrer entbehren mußte. Von damals her weist heute noch manche Stadt ihren Rosengarten im Namen auf, aber die Rosenhage und die schattigen Bäume sind verschwunden; Häuser und Straßen nehmen ihre Plätze ein. So auch hatte jede Burg außerhalb der Ringmauern ihren „Baumgarten", der mit hohen Bäumen Schatten und frische Kühlung bot, aber auch seine Blumenzierde hatte und sanfte Rasendecken zum Spielen auf freier Fläche. Er hatte Lusthäuser und zu Zeiten luftige, bunte Zelte, kühle Quellen und Marmorbassins mit Rosenwänden umgeben, von Lauben überwölbt; Bäche durchrieselten ihn. Die Ueberlieferungen des Mittelalters aller Art sind voll poetischer Beschreibungen.

Hier in den Gärten hatten die bürgerlichen Gesellschaften der Städte, die Zünfte, wie die Vereine der Geschlechter, „der Herren Trinkstuben", ihre sommerlichen Feste; hier dichteten und sangen die Minnesinger, wie hier

die Meistersänger, ihre Brüder im Handwerk, ihre Versammlungen und Uebungen hielten. Womit man sich im Zimmer ergötzte, das erfreute noch mehr im Freien, und mancherlei Spiele und Unterhaltungen gab es, die nur hier aufgeführt werden konnten. Man spielte Schach in der Rosenlaube und an der Quelle wie in der Fensternische; man lagerte im Grünen wie am Kamin, um der Musik oder dem Vortrag der Lieder und den Erzählungen zuzuhören; man plauderte hier zu zweien gesellt oder in Gruppen vereinigt, man tanzte im Schatten der Bäume auf grünem Rasen wie auf dem Estrich des Saales; hier spielte man Blindekuh, schlug den Ball und warf den Ring. Herren und Damen gingen spazieren, pflückten Blumen, lagerten sich wieder, wanden Kränze und setzten sich gegenseitig die duftigen frischen Schapel auf das Haupt. Wir haben der Dichterstellen genug, welche uns dieses Treiben im Garten schildern; da heißt es z. B. in dem Gedicht „Der Tugenden Schatz“:

Zwei begunden kosen,
Zwei die brachen Rosen,
Zwein war miteinander wohl,
Zwei, die suchten Viol,
Zwei begunden singen,
Zwei, die wollten springen u. s. w.

So geht es in langer Zweitheilung fort. Bekannt sind auch die Einleitungen zu den novellistischen Sammlungen des Mittelalters, wie z. B. zum deutschen „Dekameron“, wo sich junge Herren und schöne Frauen zusammenfinden, miteinander zu längerm ergötzlichen Aufenthalt in einen wunderschönen Baumgarten gehen, dort sich in mancherlei Weise unter dem abwechselnden Vorsitz einer Tageskönigin unterhalten und sich auch die Geschichten erzählen, welche die Sammlung mittheilt.

Ebenso haben wir noch auf Miniaturen oder gewirkten und gestickten Teppichen in ziemlicher Anzahl bildliche Darstellungen, welche uns von den Gärten, ihren Lusthäusern, Blumenbeeten, Springbrunnen und Lauben eine Vorstellung geben. Sie machen uns auch mit mancherlei eigenthümlichen Spielen bekannt, mit denen sich die Gesellschaft unterhielt. Da sieht man z. B. einen Kreis von Herren und Damen in großem Eifer. Eine Dame sitzt auf einer Bank oder einem Rasenhügel und ein Herr liegt auf den Knien mit dem Gesicht in ihrem Schos, die Augen von den Händen der Dame zugedeckt; jede Person aus der Gesellschaft tritt herzu, ihn hinten zu schlagen, und der Herr muß errathen, wer es gethan hat. Den Errathenen trifft dann das Schicksal, an seine Stelle zu treten. Eine andere Gesellschaft ergötzt sich mit einer Art von scherzhaftem Turnier. Auf einem Thron in erhöhtem, mit Schranken eingefriedetem Raume sitzt Frau Minne selbst als Königin; zu ihrer Seite steht ein Ritter, ein anderer hinter ihr mit dem Liebesapfel in der Hand. An die Schranken sind Herren angebunden; Damen entfesseln sie und führen sie, paarweise je Herr und Dame, über den blumigen Rasen auf den Turnierplatz. Unter den Augen der Königin geht nun das seltsame Spiel vor sich. Ein Herr ist so gefällig gewesen, auf Händen und Knien liegend, mit seinem Rücken einen Sitz zu bilden, den eine Dame eingenommen hat. Zur Seite stehen drei Kampfrichter, zwei Damen und ein Herr. Die auf dem Rücken des Liegenden sitzende Dame streckt ihr erhobenes rechtes Bein wagerecht aus. Ebenfalls mit erhobenem Bein kommt ein Herr ihr entgegen und versucht es mit seinem Fuß den ihren zu treffen, um sie aus Sitz und Sattel zu heben. Gelingt es ihm, die Dame herabzuwerfen, so hat er gesiegt; im andern Falle, ist er gar selbst zu Fall gebracht, so muß er sich für den Besiegten

erklären. Darauf führt der Sieger seinen besiegten Gegner, sei es nun Herr oder Dame, wie eine theuere Beute auf den Armen getragen davon.

Weitere Vergnügungen, mit denen man die Gäste unterhielt, waren rein ritterlicher Art. Man ging in den Vorhof hinunter oder auf den Turnierplatz, der innerhalb der Mauern oder auch draußen lag, und ergötzte sich an den gewöhnlichen Uebungen: man warf die Lanze, schleuderte den Stein, schoß mit Bogen und Armbrust, rang und focht. Auch hierbei waren die Damen von den Fenstern oder Mauerzinnen aus die Zuschauer. Oder aber es war ein großes Turnier veranstaltet worden in aller Pracht und mit vielen Zurüstungen; diesem folgte dann erst nach Vertheilung der Preise von Damenhand das Banket und dem Banket der Tanz. Fast alltäglich auch ging man mit den Gästen auf die Jagd und namentlich pflegte man bei solchen Gelegenheiten diejenigen Jagdarten, an denen auch die Damen theilnehmen konnten, insbesondere die Reiherjagd oder überhaupt die Jagd mit dem Falken, dem Sperber, dem Habicht, die eigentliche Damenjagd, und die auf den Hirsch. Manche Dame that es den Rittern gleich an Geschicklichkeit im Wurf des Vogels oder im Lenken des Rosses und in der Schnelligkeit, wenn es galt, dem enteilenden Hirsch nahe zu bleiben.

So gab es denn mancherlei Unterhaltungen, mit denen man bei Anwesenheit von Gästen das einsame und eintönige Burgleben aufzuheitern und zu beleben vermochte. Natürlich vertheilten sie sich in sehr verschiedener Weise über den ganzen Tag hin, der vom Morgen bis zum Abend ausgefüllt sein mußte. Wir haben darüber noch einen höchst interessanten Bericht aus dem 14. Jahrhundert, der uns das Leben auf einem französischen Schlosse

bei gastlichem Besuche in allen Einzelheiten darstellt. Wir wollen das Wesentliche daraus mittheilen.

Es lebte in der Nähe von Rouen ein alter Schlachtenheld, Arnaud de Trie, Admiral von Frankreich, von Alter und Wunden matt, zurückgezogen auf seinem Schlosse innerhalb seiner reichen Besitzungen. Er sehnte sich einen Freund, Pero Niño, wiederzusehen und lud ihn zum Besuche ein. Pero Niño kam. Der Admiral hatte zur Frau die schönste Dame in Frankreich, von edelster Abkunft, von hohen Gefühlen und von ausgezeichneter Geschicklichkeit in der Leitung eines großen und reichen Hauswesens. Sie hatte ihr Haus abgesondert von dem ihres Gemahls; zwischen beiden befand sich eine Zugbrücke. Die Ausstattung der Zimmer war von reichster Art. Bei sich hielt sie zehn edle Fräulein, die keine andere Sorge hatten als für ihren Leib und ihre Dame, außerdem eine große Zahl von Kammerfrauen. „Madame erhob sich morgens mit ihren Damen und ging in ein nahe gelegenes Wäldchen, eine jede mit Gebetbuch und Rosenkranz; dort setzten sie sich und sprachen ihre Gebete, ohne nur ein Wort zu flüstern. Danach pflückten sie Veilchen oder andere Blumen und kehrten in das Schloß zurück und hörten die Messe in der Kapelle. Nachdem sie die Kapelle verlassen, brachte man ihnen gebratene Hühner oder Lerchen oder anderes Geflügel auf silberner Schüssel und Wein dazu. Selten aß Madame selbst des Morgens oder nur ein wenig mit zum Vergnügen der Gesellschaft. Alsdann ritt Madame mit ihren Damen aus auf den schönsten Zeltern, die man sehen konnte, und mit ihnen die Ritter und Edelleute, welche anwesend waren; sie erlustigten sich im Freien und machten Kränze aus frischem Grün. Da konnte man Lieder aller Art singen hören, wie sie nur die Troubadours von Frankreich wußten, in mehrstimmigem Gesange. Dazu kam auch

der Kapitän Pero Niño mit seinen Edelleuten, zu deren Ehren alle Festlichkeiten gemacht wurden, und gemeinsam kehrte man ins Schloß um die Speisestunde zurück; man stieg vom Pferde und begab sich in den Speisesaal, wo die Tische gedeckt standen. Der alte Herr, der nicht mehr reiten konnte, erwartete sie und empfing sie, obwol es kläglich mit seinem Körper stand, doch zum Verwundern mit graziösem Anstand. Der Admiral, Madame und Pero Niño setzten sich zu Tisch, und der Haushofmeister ordnete und wies einem jeden Ritter den Platz neben einer Dame an. Die Fleischspeisen waren sehr mannichfach und reichlich und ebenso Fisch und Früchte je nach dem Tage der Woche. Solange das Diner dauerte, plauderte, wer nur plaudern konnte, vorausgesetzt, daß er es mit Anstand und Bescheidenheit that, von Waffenthaten und von Liebe, und war sicher ein geneigtes Ohr zu finden und eine Zunge, die ihm in der Antwort nichts schuldig blieb. Indessen fehlten auch nicht Spielleute aller Art mit hübschen Instrumenten in der Hand. Wenn das Benedicite gesprochen und die Tischtücher abgenommen, kamen die Minstrels und Madame tanzte mit Pero Niño und jeder seiner Edelleute mit einem Fräulein. Der Tanz dauerte ungefähr eine Stunde, und nach Beendigung desselben gab Madame dem Kapitän einen Kuß und ein jeder Herr der Dame, mit welcher er getanzt hatte. Dann brachte man Zuckerwerk und die Gesellschaft trennte sich, um Siesta zu halten. Der Kapitän ging in sein Zimmer, welches sich in dem Hause der Dame befand. Nachdem man ein wenig ausgeschlafen hatte, stieg man wieder zu Pferde und die Pagen brachten die Falken zur Reiherjagd. Madame nahm selbst einen Edelfalken auf ihre Hand, die Pagen scheuchten den vorher aufgespürten Reiher auf, und sie warf ihren Falken mit solcher Geschicklichkeit, daß niemand es besser hätte machen können. Da gab es

denn eine herrliche lustige Jagd: Hunde zum Schwimmen, Trommeln zu schlagen, das Federspiel in die Luft fliegen zu lassen, und Damen und Herren unterhielten sich so ergötzlich längs dieses Wassers, daß man es nicht sagen könnte. Wenn die Jagd zu Ende, stieg Madame und alle übrigen mit ihr auf einer Wiese vom Pferde; man zog aus den Körben Hühner, Wachtel und sonstiges kaltes Fleisch und Früchte und aß; man machte grüne Kränze und dann kehrte man unter dem Gesange schöner Lieder in das Schloß zurück. Mit Anbruch des Abends soupirte man, und Madame ging zu Fuß auf das Feld, um sich zu erlustigen, und man spielte Kegel bis es völlig finster geworden. Alsdann kehrte man mit Fackeln in den Saal zurück; es kamen die Minstrels und man tanzte in die Nacht hinein. Zuletzt wurden Früchte und Wein gebracht, und man empfahl sich von einander, um sich schlafen zu legen.“ In dieser Art ging es alle Tage zu, so oft der Kapitän oder andere kamen, je nach ihrem Verdienst.

VII.

Beherbergung für die Nacht.

Das Beowulflied erzählt uns, daß die Helden in Hrodgar's Prachthalle eben hier, wo sie geschmaust und gezecht hatten, auch ihre Schlafstätte sich bereiteten. Nur Hrodgar, der König, ging in seinen eigenen Hof zur Ruhe und auch dem Helden Beowulf war eine besondere Wohnung angewiesen worden. Die andern aber stellten sich nach Beendigung des bis in die Nacht hineingezogenen Mahles die Bänke zurecht und breiteten Polster und Betten darauf; zu ihren Häuptern stellten sie die Schilde, über ihnen hingen die Panzer, die Helme und die Speere. So war eben die Beherbergung in ältester Zeit bei den

germanischen Stämmen; die Gastfreundschaft war eine ausgedehnte, die Gäste eines Lehnsherrn oft zahllos; vorbereitete Herberge aber oder besondere Gastzimmer gab es nur selten oder nur für einzelne wenige Personen, während Herr und Familie, wenn das Haus reich genug war, eine besondere Schlafstätte hatten.

Dieselbe Art und Weise blieb auch in späterer Zeit, solange die Halle, der Saal, der Palas, den Hauptraum und Mittelpunkt der deutschen Burg oder des Donjon bildete. Nur für einzelne Gäste gab es eigene Zimmer; die große Zahl herbergte im Saal, und wenn auch hier und in ergänzenden Räumen kein Platz mehr war, so wurden für den Ueberschuß improvisirte Schlafgebäude errichtet, oder derselbe bei den Bürgern der Stadt, falls eine solche in der Nähe war, untergebracht. So schafft König Artus, als das Castell angefüllt ist, seinen Gästen Quartier bei den guten Bewohnern von Tintaguel. So können wir das öfter in der Geschichte bei fürstlichen Festen lesen. König Etzel hatte für seine burgundischen Gäste einen weiten Saal herrichten lassen, darin sie breite Betten in großer Zahl fanden. Darauf waren schöne Kulter von Arras gelegt und Decklaken von Hermelin mit schwarzem Zobel, und darüber hing ein Himmel von arabischer Seide. Auch die höfische Zeit hat ihre Beispiele. So geschah es unter anderm, als Artus und seine Ritter bei dem König Marke zu Gaste waren. Dieser heißt dem müden König Artus und allen, die mit ihm gekommen waren, „in dem Palas betten".

Der König Artus lag alleine
Und darnach je gemeine
Zwene und zwene lagen,
Die mit einander pflagen
Schlafes, als ich vernommen han.

Der König wird also nur durch ein besonderes Bett ausgezeichnet, nicht durch ein eigenes Zimmer.

Auch in England wurde die Halle des Donjon in derselben Weise benutzt, wie der deutsche Palas, denn dort war auch die Stätte für gastliche Feste. Für einzelne Gäste hatte der Donjon, wie wir das oben gesehen haben, Gelaß in seinem obersten vierten Stock neben den Familiengemächern, wenigstens in seiner spätern ausgebildeten Periode. Anders war es in Frankreich, solange der Donjon mit seiner geheimen Einrichtung für jeden Fremden versperrt gehalten wurde. Wir haben soeben davon noch einen Ueberrest im 14. Jahrhundert gesehen, nämlich auf dem Schlosse des Admirals Arnaud de Trie, der, von seiner Frau getrennt, seine besondere Behausung hatte, die nur durch eine Fallbrücke von ihm aus mit jener Wohnung in Verbindung stand. Die Gäste, Pero Niño und die Seinen, hatten ihre Herberge in dem Hause der Frau gefunden. Solange der französische Donjon wirklich militärische Bedeutung hatte, mußte also für die Gäste außerhalb desselben, aber doch innerhalb der Ringmauern Unterkunft besorgt sein.

Wir haben schon im Verlauf zu wiederholten malen gesehen, daß ankommende Gäste in besondere Zimmer zur Toilette und zum Bade geführt werden, wo sie auch für die Nacht ihre Schlafstätte finden. Alle Hofburgen des reichen und vornehmen Adels hatten allerdings immer solche Räume mit diesem bestimmten Zweck in steter Bereitschaft, denn bei ihnen konnte alle Tage Besuch eintreffen. Ausgestattet waren sie meistens mit dem Luxus und der Bequemlichkeit, wie ihn die damalige Zeit darzubieten vermochte, ungefähr in der Weise, wie wir das oben bei der Frauenkemenate gesehen haben. Klein waren diese Räume, und daher mochte ein helles Feuer, das abends

im Kamin angezündet wurde, auch für die Nacht eine behagliche Wärme geben. An Vorhängen, Teppichen und Decken sollten auch sie keinen Mangel haben. Das große Bett, das ebensowol zum Ruhesitz wie zum Schlafen dienen konnte, hatte seinen Himmel über sich, seine Vorhänge herum, und an seiner Seite oder seinem Fußende stand eine niedrige Bank, vor welcher ein Teppich ausgebreitet lag; hier ließ man sich entschuhen und entkleiden. An den übrigen Geräthen, an Kästen für die Kleider, am Spiegel und Waschapparat und überhaupt an Geräthen zur Toilette, unter Umständen auch an einer Badewanne und andern nöthigen Dingen fehlte es diesen Gasträumen so wenig wie überhaupt den Schlafgemächern jener Zeit.

Keineswegs aber war jede Ritterburg oder Ritterhof mit solcher Einrichtung zu gastlicher Beherbergung versehen, sondern das eine und einzige große Wohnzimmer mußte eben zu allem, also auch zur Nachtruhe des Gastes dienen. Höchstens die dienenden Mägde oder ein Theil der Kinder schliefen besonders in kleinen Kämmerchen, die Knechte im Stall bei den Pferden; das mächtige Ehebett aber hatte immer in diesem Zimmer seine Stätte und die kleinern Kinder schliefen an seiner Seite oder an seinem Fußende in Wiegen und Bettchen. Dessenungeachtet mußte auch für den Gast gesorgt werden, und es geschah in verschiedener Weise.

In Frankreich gab es auf Edelsitzen ungeheuere Betten, die bis zu 12 Fuß Breite hatten. Das waren Familienbetten im vollen Sinne des Worts, die neben Frau und Kindern — selbst die Hunde lagerten darin — auch den Gast aufnahmen. Bei diesen Betten konnte natürlich die Sitte des Mittelalters, völlig nackt darin zu schlafen, die wir insbesondere im 14. und 15. Jahrhundert finden, nicht statthaben. Es paßt aber zu ihnen ein anderer Brauch,

daß die Lehnsherren ihre Lehnsleute und Waffengenossen bei sich im Bette schlafen ließen, um ihnen ihr Vertrauen und ihre Achtung zu bezeigen. So schlief noch König Franz I. aus diesem Grunde mit dem Admiral Bonnivet zusammen. So auch Freunde, welche durch gemeinsame Waffenthaten und Abenteuer wie durch besondere Zuneigung ritterliche Brüderschaft geschlossen hatten.

Diese Sitte des Familienbettes aber war weder in Frankreich allgemein oder andauernd, noch finde ich anderswo ihre Spuren, als daß etwa, da die Betten überhaupt groß und geräumig waren, mehrere Gäste in Einem Platz erhielten. Quadratische Betten, also von sechs Fuß Breite, waren sehr häufig, häufiger vielleicht als die schmalen einschläfrigen, wie wir sie heute in Gebrauch haben, wo diese nicht etwa durch die geringe Breite des Raumes, der ihnen gestattet werden konnte, nämlich in den Mauernischen, zur Nothwendigkeit gemacht waren. Das Gewöhnliche war, daß dem Gast ein eigenes Bett aufgeschlagen wurde. Wollte man ihm eine besondere Ehre erweisen, so geschah es auch wol, daß Wirth und Wirthin ihm das eigene Ehebett als das beste abtraten. Dieses geschah besonders in dem Fall, wenn sie ein vom Saal getrenntes Schlafzimmer besaßen. Dann erhielt dieses der Ehrengast zu alleinigem Gebrauche, und Hausherr und Frau schlugen solange ihr Lager im Saale auf. War das nicht, so ruhten sie alle, Wirthe, Gäste und Kinder, in demselben Raum.

Es war unter solchen Umständen natürlich, daß Anstand und Schicklichkeit, auch Sittlichkeit und eheliche Treue vielen Gefahren ausgesetzt waren, und manche der gereimten mittelalterlichen Erzählungen, wie sie mit Varianten durch verschiedene Länder und Sprachen liefen, beruhen mit ihrem halb komischen, halb unsaubern Inhalt auf dieser

häuslichen Einrichtung. Denn im Dunkel der Nacht waren Verirrungen und Verwechselungen leicht möglich, und aller Erfindungsgeist der Liebe, alle Frauenlist zeigt sich aufgewendet, solche Situationen herbeizuführen oder aus den entstandenen Schwierigkeiten und Gefahren der Entdeckung sich wieder herauszuwinden. Den Anstand zwar suchte man dadurch zu sichern, daß man theils die Betten selbst durch Vorhänge umschloß, theils durch aufgehängte Teppiche abgetrennte Räume oder Zimmerchen herstellte; aber es gibt auch Fälle genug, wo beides fehlte. Für diesen Fall hatten wenigstens Frau und Tochter ein besonderes Kämmerchen mit Kleiderkasten, wo sie sich nur an- und auszogen.

Auf der kleinen Ritterburg oder dem Ritterhof, sowie in gewöhnlichen Bürgerhäusern, wo man sich eben in angegebener Weise behalf, so gut es sich thun ließ, konnte von bestimmten höfischen Sitten, die sich an die nächtliche Beherbergung knüpften, nicht die Rede sein. Ceremoniel und fester Brauch konnten nur da entstehen, wo ausreichende Bequemlichkeit vorhanden war und man zugleich Ehrerweisungen damit verbinden wollte. Mancherlei dieser Art haben uns die Dichtungen überliefert.

Hatte man sich nach dem Abendessen noch im Saale in allerlei Weise unterhalten, so war es ein Zeichen zum Aufbruch, wenn von den Dienern der sogenannte Schlaftrunk hereingebracht wurde. Er war eine allgemeine Sitte, doch wurde er zuweilen auch den Gästen auf ihr Zimmer gebracht, gerade wenn sie sich zu Bette legten. Er bestand in verschiedenem Wein oder in Hippokras, einem gemischten Getränk, mit Hinzufügung von Süßigkeiten oder Obst. Die Beherbergung Parzival's auf der Graalburg Monsalvage lehrt uns im einzelnen, wie es bei Leuten, denen man Ehre erweisen wollte, mit dem Zubettegehen in einem hohen Hause gehalten wurde. Wie es Zeit ist, tritt de

Gast zu seinem Wirth, dem alten König Anfortas, und „bittet um Urlaub“. Dieser wünscht ihm Gute Nacht, und ein Theil von der Ritterschaft des Wirthes springt auf, Parzival zu geleiten. Sie führen ihn bis auf sein Zimmer und gehen dann mit Urlaub wieder fort, da Parzival wünscht, sie möchten sich selbst zur Ruhe legen. Aber es sind andere da, Junkherren oder junge Knappen, ihn zu bedienen. Vor seinem Schlafbett steht ein niedriges Ruhebett; darauf setzt er sich, und jene entschuhen und entkleiden ihn. Damit hat er noch keine Ruhe. Kaum ist er entkleidet, so treten vier edle Damen, Jungfrauen, ein, mit vier Knappen, die ihnen, Lichter in den Händen haltend, vorausgehen. Sie kommen, um nachzusehen, ob dem Gaste gut und sanft gebettet sei. Von Scham getroffen, springt der junge Parzival schnell unter die Decke und verbirgt sich bis auf das Antlitz. Die Jungfrauen aber heißen ihn noch eine Weile wachen; sie bringen Wein und Obst dazu auf weißem Tüchlein zum Schlaftrunk. Kniend vor seinem Bett bedienen sie ihn nun und verlassen ihn wieder, als er gegessen und getrunken hat. Die Junkherren aber bleiben, bis er entschlafen ist, setzen die Kerzen auf den Tisch und gehen leise von dannen.

Nicht allen wurde so angenehme Ehre zu Theil. Die Begleitung bis in das Schlafzimmer war allgemein, sei es, daß es Ritter waren, welche die Kerzen trugen, oder Kämmerer oder dienende Jungfrauen. Zuweilen ging auch der Wirth oder die Hausfrau selbst bis zur Thür der Kemenate mit. Zimmer und Bett waren vorher von der Dienerschaft des Hauses, zuweilen bei Anwesenheit zahlreicher Gäste auch wol von deren Knappen aufs beste hergerichtet und die Kerzen an den Wänden und auf den Candelabern angezündet, unter Umständen auch ein Feuer im Kamin gemacht worden. Auch das Schlafzimmer

findet sich, jedoch seltener, mit Gras und Blumen bestreut.

> Das Bett war wohl behangen
> Ringsum zum Schutze für den Staub;
> Beides, Kraut, Gras und Laub,
> Des lag der Estrich voll;
> Dielen und Wände waren wohl
> Mit Blumen gar bedecket,
> Die waren daran gestecket,
> Daß man nichts denn Blumen sah.

Das Bett selbst wurde nur, wenn es Brautbett war, mit Rosen bestreut, mit den Blumen der Verschwiegenheit; wol aber findet es sich parfümirt, Polster und Decken und besonders das Kopfkissen mit Rosen- und Lavendelwasser besprengt.

Ein reiches, kostbares Bett war ein Schmuck des Hauses wie ebensowol eine Ehre für den Gast. In seinem Holzgestell mit reichem Schnitzwerk versehen, behängt mit Vorhängen von kostbarster Art und reicher eingewirkter Musterung oder Stickerei, stellte es sich schon von außen als das prachtvollste Stück des Hausgeräths dar. Ebenso reich waren seine innern Bestandtheile: zu unterst ein weiches Federkissen, darauf eine gesteppte seidene Decke, die mit weißer Leinwand überdeckt war. Unter dem Kopfe lag ein runder Pfühl und ein feines weiches Kopfkissen. Zur Bedeckung des Schlafenden diente eine dicke Wolldecke, oder ein reicher Pelz, oder auch der eigene Mantel. Es kommt auch wol vor, daß die Dame des Hauses ihren Mantel dazu schickt. Im allgemeinen herrschte durch das ganze Mittelalter die Sitte, sich mit dem Unterkleide, dem Hemd, in das Bett zu legen. Aber schon in höfischer Zeit finden sich Beispiele, daß Herren wie Frauen ganz nackt im Bette liegen, und besonders scheint diese Sitte im 14. Jahrhundert allgemeiner geworden zu sein, wie aus zahlreichen Bil-

dern zu schließen ist. Wenigstens die Nacktheit des Oberkörpers ist deutlich daraus zu erkennen.

Die mittelalterliche Gastlichkeit faßte ihre Pflichten, man muß es gestehen, in sehr ausgedehntem Sinne auf. Es finden sich Beispiele, wo sie dem Gast nicht blos von schönen Händen den Schlaftrunk an das Bett bringen läßt, sondern wo sie auch für seine Unterhaltung und Gesellschaft während der Nacht sorgen zu müssen glaubt. Es gibt eine französische Erzählung von einer Gräfin, die einen Ritter bei sich aufnimmt und wohl bewirthet. Als sie beide zu Bette gegangen, ruft die Gräfin noch das schönste und artigste von ihren Mädchen zu sich und sagt ihr: „Liebes Kind, gehe jetzt hin und lege dich zu diesem Ritter in das Bette und bediene ihn, wie es sich gebührt; ich ging gerne dahin, wenn ich es nicht aus Schamhaftigkeit unterließe, und zwar um des Herrn Grafen willen, der noch nicht eingeschlafen ist." Der Fall ist nicht blos französisch und steht nicht vereinzelt. Es wird auch vom Landgrafen Ludwig von Thüringen, dem Gemahl der heiligen Elisabeth, erzählt, daß er von einem Fürsten, den er besuchte, nicht blos mit gutem Essen und Trinken, mit Saitenspiel und Gesang geehrt worden sei, sondern daß er auch in seiner schönen Schlafkammer noch „ein säuberliches junges Weibchen" vorgefunden habe. So war ein Ahnherr des Götz von Berlichingen seinem Lehnsherrn, dem Grafen Georg von Castel, verpflichtet, ihm bei jedem Besuch außer dem Mahl und der Atzung für die Pferde auch eine schöne Frau zu stellen. Die Stadt Berlin bot ihren Ehrengästen, wie im Jahre 1410 dem Ritter von Quitzow, „schöne Weibsbilder zur Kurzweil" auf ihre Kosten dar, und ebenso wissen wir, wie Kaiser Sigmund in den Mauern von Basel weilte, daß die Stadt ihm und seinem Gefolge zu gastlicher Ehre die freie Benutzung der öffentlichen

Frauenhäuser gewährte. Bei den weitgehenden Begriffen, die insbesondere das spätere Mittelalter von Sittlichkeit und Schicklichkeit hatte, dürfen uns solche Beispiele nicht wunder nehmen.

Es war wol der seltenere Fall, daß der Gast am Morgen vom Lichte geweckt wurde, denn damals verschloß man meistens noch die Fenster mit dichten Klappen und sperrte so das Licht völlig ab. Kämmerer oder Junkherren kamen den Gast zu wecken und anzukleiden. Auf der Bank vor dem Bette lag die Kleidung bereit, am Tage des Abschieds auch die Rüstung auf dem Teppich. Sobald er angekleidet, war der erste Gang des Gastes in die Messe, falls eine im Schlosse selbst oder in nächster Nähe abgehalten wurde, der zweite zum gemeinsamen Frühstück mit seinen Wirthen. Was weiter geschah, haben wir bereits gesehen.

VIII.

Abschied.

Die Dauer eines Besuchs in höfischer Zeit war eine sehr verschiedene, je nach der Veranlassung. Es gab Feste, die sich auf Wochen in die Länge zogen, andere, die mit einem oder wenigen Tagen abliefen, und sobald sie zu Ende waren, zogen auch die Gäste ab. Verwandte und Freunde, die auf Besuch kamen, dehnten ihren Aufenthalt, falls man sich gegenseitig angenehm war, auf ganz unbestimmte Fristen aus. Anstand oder Gewohnheit schrieben hier keinerlei Regel vor. Wer blos abends kam und um Herberge bat, zog am andern Morgen wieder von dannen, falls nicht Wirth und Gast besonderes Gefallen an einander gefunden und längern Verkehr wünschten. Im skandinavischen Norden war das anders. Hier hatte die

Sitte festgesetzt, daß man nicht länger als drei Tage selbst bei Bekannten blieb. Die Gastfreundschaft sollte nicht misbraucht werden. „Nicht soll der Gast lange an einem Orte weilen, denn der Liebe wird leid, wenn er lange sitzt in andern Häusern." In ältern Zeiten mag es auch in Deutschland ähnlich gewesen sein, später nicht mehr, oder höchstens in der bürgerlichen Welt.

Desgleichen war eine andere altgermanische Sitte so ziemlich aus dem Gebrauche gekommen. Im germanischen Alterthum hatte der Wirth seinen scheidenden Gast mit einem Geschenke entlassen, eine Sitte, die sich ebenfalls im Norden hielt. Das Schenken und Geben war ein Hauptmittel gewesen, welches den Gefolgsmann an seinen Fürsten gefesselt hatte, und Gastmähler waren die Gelegenheiten, wo die Ringe, die „Baugen", und andere Kleinodien mit besonders freigebiger Hand gespendet wurden. Davon finden wir noch einen Ueberrest in dem reichen Lohn, der den Boten gereicht wurde, in den Geschenken an Geld und Kleidungsstücken, die vom Fürsten oder Burgherrn den Dichtern, Sängern, Spielleuten und anderm fahrenden Volk zu Theil wurden. Die fürstliche Freigebigkeit war nicht ausgestorben. Im übrigen waren die Gastgeschenke mehr ein gegenseitiger Austausch aus freundlicher Gesinnung geworden. So suchen zwar im Nibelungenlied Gunther und die Seinen, als Siegfried und Chriemhild Abschied nehmen, allerlei schöne Sachen, Kleider, Silber, Rosse u. s. w. hervor, um sie den scheidenden Gästen als Erinnerung mitzugeben, aber auch diese unterlassen nicht, alles, was sie aus der Heimat zum Besuche mitgebracht haben, an ihre Wirthe und die Ihren wieder auszutheilen. Wie Kaiser Albrecht I. bei König Philipp dem Schönen von Frankreich Gast gewesen war, machte er ihm seinerseits ein Geschenk von 200 auserlesenen

Jagdhunden sammt ihren Abrichtern, welches Geschenk der König von Frankreich mit Streitrossen und andern kostbaren Gegenständen erwiderte. König Karl VI. von Frankreich machte es noch anders: er schenkte dem Kaiser Wenzel, der sein Gast war, alles goldene und silberne Geschirr, welches bei der Tafel gebraucht worden war, und ließ außerdem allen Rittern und Herren, die sich im Gefolge des Kaisers befanden, kostbare Kleinode reichen. Das Geschenk des Kaisers allein wurde zu 200000 Gulden angeschlagen.

Es war die Pflicht des Wirthes, seine Gäste zufrieden zu stellen, den Wünschen und Anforderungen, welche die Sitte gestattete, Genüge zu thun; andererseits aber durfte auch der Gast seine Unzufriedenheit nicht merken lassen, er durfte nicht thun, als ob er dies oder das vermisse, und beim Abschiede, wenn anders er gute Bewirthung genossen hatte, sollte er des Lobes und Dankes voll sein. Ihm kam es zu, den Ruf von der Gastlichkeit des Hauses ausbreiten zu helfen. Wirth und Wirthin und das edle Haus zu preisen und sein Lob durch die Welt zu verkünden, war vor allem die Aufgabe der Sänger und Dichter, die von Ort zu Ort, von Burg zu Burg zogen, und weil sie von der Gastfreundschaft lebten, durch die Lieder zu ihrem Preise den Dank abzustatten hatten. Sie thaten es, und manches Fürsten Lob ist durch ihre Verse auf die Nachwelt gekommen. Hatten sie den Wirth aber karg gefunden und waren sie mit leeren Händen abgezogen, so wußten sie auch ein anderes Lied zu singen.

Einem reichern Wirth gegenüber hatte der Gast keine Vergeltung zu üben. Man nahm die Gastfreundschaft, wie sie gern gewährt wurde, so auch gern an, ohne daran zu denken, daß man seinerseits die Pflicht übernehme, den Wirth wieder einzuladen. Waren übrigens Rang und Ver-

hältnisse gleich und sonst die Möglichkeit vorhanden, so geschah auch das. War z. B. eine vornehme bedeutende Persönlichkeit Ehrengast an einem Orte und veranstaltete die Stadt Festlichkeiten, so erwiderte sie dieselben auf eigene Kosten. In dieser Art vergalt z. B. Herzog Rudolf von Oesterreich, der Sohn Kaiser Albrecht's, alle die Höflichkeiten des Hofes und der Stadt Paris, als er bei Gelegenheit seiner Vermählung mit der Schwester König Philipp's des Schönen längern Aufenthalt dort hatte. Er gab große Gastmähler, zu denen das Beste und Köstlichste herbeigeschafft werden mußte. Am ersten Tage lud er alle Herren des Hofes ein, am zweiten die Königin und ihre Damen. Am dritten Tage bewirthete er die Universität, die „edeln Schüler", wobei er Kleider und andere Geschenke vertheilen ließ, am vierten die Bürgerschaft in ihren „höchsten und ältesten" Mitgliedern.

Selbst Fremde, die nur einfach als Reisende kamen und Gastfreundschaft genossen, vergalten in ähnlicher Weise, wenn sie die Mittel hatten, und luden mit großer Freiheit die Bewohner des Orts, wen sie wollten, zu ihren Festen ein. So sehen wir das mehrfach bei der Reise des böhmischen Herrn Leo von Rosmital, der, mit großem Gefolge und mit reichen Mitteln versehen, von Stadt zu Stadt, von Hof zu Hof zog, um Land und Leute kennen zu lernen (1465—67). In Brüssel hatte er am Hofe des Herzogs Philipp und auch sonst von den Großen viel Ehre genossen, und er suchte diese, wie sein Begleiter, der nürnberger Gabriel Tetzel, erzählt, zu erwidern. „Nachdem lud mein Herr viel mächtiger Herren und schöner Frauen nach Haus und gab ihnen auf böheimisch zu essen, darob sie groß Verwunder hetten. Und hetten darnach einen köstlichen Tanz. Und wenn mein Herr wollt, so mocht er die mächtigsten Frauen laden allein; die vergunnt

man ihm und waren mit meinem Herrn fröhlich." Der Herzog bezahlte alles, was er mit seinem Gefolge in seiner Herberge verzehrt hatte. Dem Sohne desselben, Karl dem Kühnen, schenkte er ein prächtiges Pferd, in der Hoffnung, noch ein besseres dafür wiederzubekommen. Dieser vergalt auch das Geschenk gerade in gehoffter Weise, aber er gab das Pferd nicht dem Ritter Leo, sondern einem seiner Begleiter. Ebenso wie der Ritter in London war, lud er auch hier „viel Grafen und Herren zu Haus, und gab ihnen auf böhmisch Sitten zu essen. Daucht ihnen seltsam".

Der Abschied selbst war viel einfacher als der Empfang. Gewöhnlich findet er am Morgen statt, wenn anders Tagereisen bevorstehen, nachdem ein letztes Frühmahl voraufgegangen ist. Im Norden erhebt sich dann der Gast, dankt dem Hausherrn und der Hausfrau für die Bewirthung und schreitet aus dem Hause, vom Wirth bis auf den Weg geleitet, den er nehmen will; und gute Wünsche werden ihm mitgegeben und nachgerufen. Die Gäste in den Dichtungen „nehmen Urlaub" vom Herrn und der Dame des Hauses; sie gehen erst zum einen und dann zum andern, um zu danken und sich zu verabschieden, und vielleicht wird ihnen dabei ein kleines Zeichen der Erinnerung mitgegeben. Ein fremder Ritter, der Artus' Hof verläßt, bittet den König „um seinen Gruß, um Urlaub und seine Huld". Nicht selten auch begleitet der Wirth seinen Gast eine Strecke Wegs oder sendet ihm Geleiter mit. Wie Erec und König Guivreiz von Artus scheiden, werden sie beide „geconduieret" bis an ihres Wegs Scheide. Ritter und Damen, die mit Umarmung und Küssen empfangen worden, werden auch ebenso entlassen, und der scheidenden Liebe sehen verweinte Augen nach. Wie die Burgunden von Rüdeger's Burg ziehen und mit ihnen der Markgraf selbst, und sie die Frauen zurücklassen,

dieser seine Gemahlin, der junge Giselher seine eben verlobte Braut, da scheiden sie mit festumschlossenen Armen und minniglichen Küssen. Sie gehen hinunter, die Rosse zu besteigen, da werden die Fenster weit aufgethan, um den letzten Blick zu haben und die letzten Grüße nachzurufen, und

> Da weinten ohne maßen
> Viel Frauen und manche Maid.



Skizzen des häuslichen und öffentlichen Lebens der Römer im Alterthum.

Von

Heinrich Asmus. *)

*) Vgl. im vorigen Jahrgang des „Historischen Taschenbuch", den Aufsatz desselben Verfassers: „Skizzen des häuslichen und öffentlichen Lebens der Römerinnen im Alterthum."

1.

Erziehung und Gymnastik.

Ungeachtet des strengen Rechts, das dem Römer über seine Familie zustand, läßt sich doch nicht verkennen, daß im römischen Hause weit mehr ein eigentliches Familienleben vorwaltete als bei den Griechen. Die Ursache lag mit in der höhern Würde der römischen Hausfrau, und ihr Einfluß äußerte sich namentlich in der Erziehung der Kinder, die von der Mutter nicht nur in den ersten Jahren, sondern auch bei zunehmender Reife wesentlich geleitet wurde.

Gleich nach der Geburt eines Kindes mußte sich dessen Vater öffentlich erklären, ob er dasselbe als das seinige erziehen wolle. Ein ähnlicher Gebrauch herrschte schon bei den Griechen. Nach geschehener Erklärung wurde der Name des Kindes in die Geburtsregister eingetragen. In älterer Zeit stillte jede römische Mutter ihr Kind selbst; erst viel später wurden Ammen gebräuchlich, wenigstens in den höhern Ständen.

Die früheste Erziehung war eine rein häusliche, ich meine, sie war gänzlich den Aeltern überlassen, die denn auch mit großer Fürsorge dieselbe leiteten, bis später das Kind in eine Elementarschule gebracht wurde. Ein ansprechendes Bild der Knaben, wie sie mit Tasche und Tafel in die Schule gehen, gibt uns Horaz, der von seinem Vater nach

Rom gebracht worden, da die Schule in seinem Geburtsorte (Verusia) allzu mangelhaft war. In späterer Zeit, vornehmlich nach der Eroberung Unteritaliens, infolge deren die Römer mit den Griechen in nähere Verbindung traten, ließen bemittelte Aeltern ihre Kinder im eigenen Hause unterrichten. Der ältere Cato aber unterrichtete seinen Sohn selbst, obgleich auch er einen Pädagogen engagirt hatte. Diese Pädagogen, meistentheils Griechen, die als sehr mürrisch, anmaßend und unwissend geschildert werden, begleiteten die Knaben überall hin, selbst in die Schule. Bei den Mädchen vertrat diese Stelle die Amme, und blieben sie auch während des Unterrichts anwesend.

Die römischen Schulen waren genau genommen nur Privatunternehmungen und bedurften vom Staate keiner Concession. In diesen Elementarschulen lernten die Kinder lesen und schreiben; das geschah vom siebenten Jahre an. Dieser erste Unterricht wurde, wie Plato sich ausdrückt, sozusagen spielend betrieben. Das Lesen wurde in Rom nach der Syllabirmethode erlernt, nicht nach Buchstaben, wie bei den Griechen. Beim Schreiben gebrauchte man Wachstafeln. Das Rechnen, worauf die Römer ungemein hohen Werth legten, wurde wie bei den Griechen an den Fingern erlernt, oder man bediente sich auch der mit Linien bezogenen Rechentafeln und Steine. Die Humanität dieser Elementarlehrer sammt ihren Gehülfen wird nicht sonderlich gerühmt; sie führten bei der geringsten Veranlassung den Bakel meisterhaft. Später gab es besondere Lehrer für Schreiben und Rechnen.

Hatte der Schüler die ersten Elemente inne, so ging er in die späterhin gegründeten Schulen der Grammatiker und der noch höher stehenden Rhetoren über, wo der Unterricht mehr ein praktischer als theoretischer war. Geschmack, Gemüth, Verstand wurden hier, solange die einheimische Lite-

ratur keine Musterschriftsteller aufzuweisen hatte, besonders durch Erklärungen griechischer Dichter gebildet. Zur Erweckung des Verstandes gebrauchte man hauptsächlich die Aesopischen Fabeln. Orthographie und grammatische Regeln wurden dictirt und der Schüler mußte sie auswendig lernen, wie bei uns die Zehn Gebote. Vom Staate war durchaus kein Lehrplan vorgeschrieben. Die Unterrichtsstunden begannen am frühesten Morgen, wie bei den Griechen. Solon befahl bekanntlich die Eröffnung der Schulen vor Sonnenaufgang.

In einzelnen Schulen scheinen die Kinder nach ihren Fähigkeiten in gewisse Klassen abgesondert gewesen zu sein. Diese Klassen waren jedoch nicht getrennt, sondern nur in gewisse Abtheilungen gebracht, in deren man gleichzeitig unterrichtete. Prämien wurden schon zu Augustus' Zeit ausgetheilt, und ebenfalls hatten die Schüler Ferien, besonders an den Saturnalien und Quinquatrien, wie auch an andern Festen, namentlich bei den Spielen. Daß aber überall während der Wein- und Olivenlese viermonatliche Ferien eingetreten seien, dürfte doch zu bezweifeln sein; nur in den Elementarschulen war dies vielleicht der Fall. Das Honorar für den Unterricht wurde am Schlusse eines jeden Lehrjahrs, das im März begann, für das ganze Jahr entrichtet; nur in den Landschulen fand auch eine monatliche Bezahlung des Schulgeldes statt.

Der Eintritt in die Jünglingsjahre wurde durch eine Feierlichkeit begangen. Dies geschah gewöhnlich im funfzehnten oder sechzehnten Lebensjahre. Mit diesem Jahre begann zugleich der Kriegsdienst und das öffentliche Auftreten überhaupt. Der dazu bestimmte Tag war der 16. März und die Feierlichkeit selbst begann mit einem häuslichen Opfer am Altare der Laren, wobei der Knabe die Toga wechselte. Darauf ging man in zahlreicher Begleitung auf

das Forum; nach dieser Vorstellung in das Capitol, um ein Opfer darzubringen. Von nun an besuchte der Jüngling das Forum, wohnte den Gerichtsverhandlungen bei, ohne jedoch einen thätigen Antheil an dem öffentlichen Leben zu nehmen; auch blieb sein Verhältniß zu dem Lehrer insoweit dasselbe, daß er die Schule als Zuhörer noch besuchte. Erst mit dem neunzehnten oder zwanzigsten Jahre war die Erziehung der römischen Jugend gänzlich vollendet.

Mit dem Unterricht waren zugleich gymnastische Uebungen verbunden, denn der Römer liebte eine starke Bewegung als die Gesundheit fördernd: sie machte den Körper stark und erweckte zugleich größere Eßlust. Daher war diese körperliche Bewegung ganz allgemein und nicht nur auf das jugendliche Alter beschränkt; selbst Consuln und Triumphatoren, ja die weltbeherrschenden Cäsaren selbst suchten durch tägliche Leibesübungen dem Körper eine heilsame und dem Geiste eine leichte Zerstreuung zu verschaffen. Nur Cicero und wenige andere bedeutende Männer mögen davon eine Ausnahme gemacht haben.

Eine der allgemeinsten Uebungen für jung und alt war das bei uns den Kindern überlassene Ballspiel. Es gab drei Arten Bälle, von denen jederzeit einer gebraucht wurde, das Spiel mochte nun sein, welches es wolle. Der kleine eigentliche Spielball hieß Pila, der große Follis und Paganica. Den kleinen Ball warfen sich zwei einander Gegenüberstehende wechselsweise oder gleichzeitig zu, um ihn zu fangen. Dieses Spiel geschah selbst in den Straßen. Der große Ball wurde geschlagen mit der Faust oder dem Arme; mitunter war auch wol der rechte Arm mit einer Art Fausthandschuh bewaffnet. Dieses Spiel gewährte eine leichte und wenig anstrengende Bewegung. Die Paganica scheint ein Mittelding zwischen beiden, und bald auf diese, bald auf jene Art gebraucht zu sein, wenn

auch als gewiß anzunehmen ist, daß alle Spiele ohne Ausnahme mit der Pila gespielt worden sind.

Dem Anschein nach war das beliebteste und gewöhnlichste Spiel der Trigon, zu dem drei Spieler gehörten, die ein Dreieck bildeten. Die Eigenthümlichkeit desselben kennen wir aber leider nicht, doch so viel ist gewiß, daß geschickte Spieler den Ball nur mit der linken Hand warfen und auffingen. Viel anstrengender und zugleich auch wilder war das Harpastum, wobei ein Ball oder mehrere unter die Spieler geworfen wurde und jeder sich nun bemühte, sich desselben zu bemächtigen. Mitunter fand der Kampf auch um mehrere statt. Wie Athenäus erzählt, ging es bei diesem Spiele ungemein stürmisch zu, weshalb auch Martial die Theilnahme an demselben wol unter die Unzüchtigkeiten rechnet.

Eine andere Leibesübung der Römer war das Schwenken der Halteres, worunter gewöhnlich Springstangen verstanden werden, die man beim Springen in den Händen hielt. Aber Becker meint, daß diese Halteren in der römischen Gymnastik nicht nur als Springgewichte dienten, sondern daß man diese Bleimassen in den Händen hielt und damit die Arme in mannichfaltigen Richtungen schwenkte. Dieser Leibesübung gedenken Seneca und Martial mehrmals; namentlich ersterer, wo er den Lärm in den Bädern von Bajä und den unter ihnen befindlichen Sphäristerium schildert.

Eine dritte Art der körperlichen Uebungen war das Scheingefecht, gegen einen im Boden befestigten Pfahl, gegen den man mit geflochtenem Schilde und hölzernem Schwerte, wie gegen einen lebendigen Gegner focht. Ursprünglich diente diese Uebung den Römern um in dem Gebrauche der Waffen mehr Geschicklichkeit zu erlangen; dann aber auch, um sich mehr Bewegung zu machen und sich

zum Bade vorzubereiten. Juvenal führt jedoch bittern Tadel über die „Unsitte", daß selbst Frauen diese Gymnastik trieben.

Eine sehr gewöhnliche, aber vielbeliebte Bewegung war auch das Laufen und Springen. Augustus lief streckweise. Das Springen war dreifacher Art: in die Höhe und in die Weite springen; letzteres war aber wol weniger ein Springen zu nennen, als vielmehr eine Art Tanz, nach Art der Salii. An diesen angreifenden Uebungen nahmen jedoch alte Leute, denen die Kraft, oder bequeme Römer, denen der Wille fehlte, keinen Theil. Des Ballspiels aber konnten selbst hochbetagte Männer sich nicht entschlagen. Deshalb wurde auch wol nach dem Ballspiele der ganze Ort benannt, wenn er auch für andere Leibesübungen eingerichtet; er hieß Sphäristerium und befand sich nicht nur im Freien an sonnigen Orten, sondern auch im eigenen Hause, unmittelbar neben den Bädern, indem diese körperlichen Exercitien immer dem Bade vorangingen. Alle diese Leibesübungen waren nur für die Männer; weibliche Gymnastik hielten die Römer für unschicklich.

2.

Männliche Kleidung.

Die Kleider der Römer waren bei den Männern wie bei den Frauen nur in Nebendingen dem Wechsel der Mode unterworfen; im wesentlichen blieben sie bis zum Untergange der Republik dieselben.

Als das älteste und damals einzige Kleidungsstück der Männer ist wol die Toga anzusehen, wenn auch schon zu derselben Zeit der Tunica Erwähnung geschieht. Daß die Toga von den Etruskern nach Rom gebracht, leidet keinen Zweifel, denn eben von diesem Volke wurde sie

auch als einziges Kleid und zwar am bloßen Leibe getragen. Bei den Römern dagegen gehörte sie nur für das öffentliche Leben, im Hause legte man sie ab; sie zu tragen war jedoch nur dem erlaubt, der das Bürgerrecht erworben. Dem Verbannten, dem Fremdlinge, war sie geradezu verboten. Als aber immermehr die Bedeutung der Römer schwand, kam auch die Toga außer Gebrauch.

Ueber die Form dieses Kleidungsstücks ist viel geschrieben und gestritten, und doch wird sie von römischen und griechischen Schriftstellern in so klaren Worten hingestellt, daß man sich gar nicht irren kann. Schon Horaz bezeichnet eine sechsellige Toga als eine sehr weite; aber mit drei Ellen dürfte schwerlich ein so reicher Faltenwurf erzielt worden sein, wie ihn der Römer liebte. Daß sie rund gewesen, ist gewiß; nur dürfte sie einen größern Kreisausschnitt gehabt haben. Das Umwerfen der ältern Toga geschah so: der eine Zipfel wurde über die linke Schulter nach vorn geworfen, damit die runde Seite nach außen fiel; das Gewand selbst aber ward hinter dem Körper weg über die rechte Schulter gezogen und zwar so, daß der Arm darin wie in einer Binde ruhte, während der ganze übrige Theil der Toga, über den vordern Theil des Körpers sich hinwegziehend, wieder über die linke Schulter fiel. Der zweite Zipfel hing über den Rücken hinab, und der linke Arm wurde von dem darüberfallenden Gewande bedeckt.

Viel schwieriger war eine zweite Art des Umwurfs, der mit einer überaus weiten Toga geschah. Das Gewand wurde freilich auch in der eben bezeichneten Weise über die Schulter geschlagen, aber, wie Becker meint, mit dem Unterschiede, daß der mit dem Zipfel vorn überhängende Theil viel weiter hinabreichte, bis auf die Füße, mitunter bis auf den Boden, und der linke Arm schon durch diesen Wurf völlig bedeckt ward. Dann zog man die Toga hinter dem

Rücken weg nach vorn und faßte sie etwa in der Mitte ihrer Weite faltig zusammen, sodaß der obere Theil als „Sinus“ herabfiel, der den untern Leib und Schenkel bedeckte. Der übrige Theil des Gewandes wurde dann über die linke Schulter und den Arm geschlagen, der nun doppelt bedeckt war. An den Zipfeln waren häufig Quasten und Knöpfchen befestigt, die entweder zur Verzierung dienten oder dazu bestimmt waren, durch ihre Schwere das Gewand niederzuhalten. Endlich wurde ein Theil des vorn herabhängenden Gewandes unter dem schrägen Faltenbausche hervorgezogen, und zwar so, daß es wie ein kleiner Sinus über den Bausch hing; dies nannte der Römer, in Verbindung mit dem Bausche, Umbo. Die Farbe der Toga war durchgehends weiß, nur Knaben trugen mit Purpurstreifen verbrämte. Später war eine derartige Toga purpurea Auszeichnung der Kaiser. Cäsar trug vielleicht die erste.

Unter der Toga trugen die Römer die Tunica; erst ohne, dann mit kurzen, die Hälfte des Oberarms bedeckenden Aermeln; später bis an die Hände reichende, die jedoch selten vorkommen. Wer gegen die Kälte sehr empfindlich war, zog auch wol mehrere Tunicas übereinander. Vorn in der Mitte der Tunica, vom Halse bis zum untern Saum, trug man einen herablaufenden, eingewebten Purpurstreifen. Unter der Brust ward die Tunica gegürtet. Man könnte fragen, zu welchem Zwecke, da die Toga schon den untern Theil der Tunica ganz verbarg; allein man muß bedenken, daß die Toga das römische Staatskleid, die Tunica aber das Hauskleid war. Das Ablegen der Tunica geschah nur bei Trauer, das der Toga bei den Saturnalien.

Bei schlechtem Wetter jedoch und auf Reisen, wo man die Toga ebenfalls nicht trug, bedurfte man eines Klei-

dungsstücks, um sich gegen Regen und Staub zu schützen. Dies Kleid war die Pänula, eine Art Mantel, aber ohne Aermel, der nicht nur von allen Klassen, sondern selbst von Frauen getragen wurde und vermuthlich nur einen Halsausschnitt hatte, durch den man den Kopf steckte. Zu diesem Kleidungsstücke nahm man dichtes, starkes Zeug für die rauhere Jahreszeit, verfertigte es jedoch später auch aus Wolle. Der Gebrauch der Pänula ist sehr alt, denn schon Plautus gedenkt ihrer als etwas ganz Gewöhnliches.

Verwandt dieser Pänula war die Lacerna, ebenfalls ein Mantel, aber ein offener, den man später sogar an Stelle der Toga trug. Die Reichen trieben damit einen kostspieligen Luxus, namentlich in Gesellschaften und im Theater, und wußten dazu recht muntere Farben zu verwenden. Natürlich hatte man außerdem noch eigene Tafelkleider, Synthesis genannt. Welche Form diese gehabt, wird schwerlich mit Gewißheit sich je ermitteln lassen. Daß sie farbig waren und nur in einem Ueberwurf bestanden, ist aber gewiß. Eitle und besorgte Römer wechselten sie wol öfter bei Tische. Oeffentlich wurden diese Synthesis nur bei den Saturnalien getragen, dann aber von den höhern Ständen auch allgemein.

Die sonst noch üblichen Kleidungsstücke der Römer sind kaum noch mit einiger Sicherheit zu bestimmen. Jedoch scheint die Läna wie auch die Abolla ein warmes Gewand gewesen zu sein, das gar noch über die Lacerna (Pallia) geworfen wurde.

Kopfbedeckungen waren den Römern im städtischen Leben entbehrlich; sie zogen die Toga über den Kopf. Nur bei Regenwetter benutzten sie eine Art Kapuze, den Cucullus, der zu der Lacerna gehörte; auf der Reise aber einen Hut.

Auch Beinkleider waren ihnen bis zu den Zeiten der Kaiser unbekannt; nur die im Kriege gegen die Barbaren begriffenen Römer nahmen die Tracht der nordischen Völker, die Hosen (Braccae), an. In Rom selbst waren letztere noch von Honorius verboten. Statt dieser Beinkleider hatten die Römer Fasciä, Binden, oder vielleicht Streifen Zeug, die um die Beine gewickelt wurden; diese vertraten die Stelle der Hosen und Strümpfe. Je nachdem sie den Ober- oder Unterschenkel bekleideten, hießen sie Feminalia oder Tibialia.

Die Fußbekleidung war ebenfalls mannichfaltig, doch lassen sich zwei Hauptarten unterscheiden. Die Soleä wurden sowol von Männern wie von Frauen im Hause und auf der Straße getragen und waren mit Riemen befestigt. Nur der Calceus war ein wirklicher Schuh und bedeckte den ganzen Fuß. Es gab deren drei Arten: rothe, weiße und schwarze oder dunkelfarbige; buntfarbiger bedienten sich fast nur die Frauen. Die untern Volksschichten kleideten sich im allgemeinen auf dieselbe Weise, nur daß selbstverständlich in Farbe und Feinheit der Stoffe eine Verschiedenheit stattfand.

Jeder Römer trug am vierten Finger der linken Hand einen Siegelring, anfangs aus Eisen, dann aus Gold, und später waren die Hände wie mit Ringen übersäet. Weichlinge bedienten sich auch wol für den Sommer leichterer Ringe als für den Winter, welche Abgeschmacktheit Juvenal treffend mit den Worten „Difficile est satiram non scribere" bezeichnet.

Wollen wir jedoch die alten Römer bei ihrer Toilette belauschen, so sind wir gezwungen einer altrömischen Barbierstube einen flüchtigen Besuch abzustatten.

3.

Die Barbierstube.

Gleich den Römerinnen verwandten auch die Römer vielen Fleiß auf ihre Haare. Wer aber das Geschäft eines Barbiers im Alterthum identisch mit dem unserigen halten wollte, irrte sehr. Schon die Benennung „Tonsor“ lenkt hinlänglich darauf hin, daß das ganze Geschäft, dessen Verrichtung wir heutzutage dem Barbier überlassen, sich ursprünglich auf das Scheren des Haupthaars beschränkte; denn die alten Griechen sowol wie die Römer ließen sich das Haupthaar viel früher und häufiger rund um den Kopf scheren, ehe sie sich der aus dem Orient und aus Aegypten, zu Alexander's Zeiten, zu ihnen gekommenen Mode des Rasirens fügten. Aus diesem einen Grunde gab es im Alterthum schon früher Haarscherer als Barbiere.

Wir wollen jedoch dies Thema nicht weiter hier erörtern, obwol eine Geschichte des Bartes für die Sitten- und Kunstgeschichte uns ebenso wenig unbedeutend erscheint als eine Technologie des Alterthums, die wir noch immer entbehren, obgleich in neuerer Zeit manches im einzelnen dafür geleistet worden ist. Ich führe dem Leser demnach nur das Geschäft eines altrömischen Barbiers vor Augen, muß aber von vornherein bekennen, daß dasselbe viel wichtiger und auch verzweigter war, als es in unsern heutigen Barbierstuben mehrentheils gefunden wird. Wir müssen dabei gedenken, daß der alte Römer, mit seltenen Ausnahmen, seine ganze Morgentoilette nicht im eigenen Hause, sondern in der Barbierstube zu machen pflegte, da ihm für seinen Bedarf größtentheils Spiegel, Kämme und sonstige Putzsachen in seinen vier Pfählen mangelten. Denn alte Schriftsteller erzählen ausdrücklich und übereinstimmend,

daß der „galante“ Mann zum Haarputzer ging, und nur der sich die Haare selbst schneide, welcher in großem Herzeleide sei. Daher glich denn auch in Wahrheit eine römische Barbierstube einer Karavanserai, wo in den Morgenstunden ein so großer Zusammenfluß von Menschen und Schwätzern stattfand, wie Theophrast in seinen „Charakteren“ so launig und unterhaltend uns schildert. Der arme Barbier kam kaum zu Athem! Es war gewiß keine leichte Aufgabe, die zuströmenden Kunden zu befriedigen, da ihr Wunsch so vielfach verschieden war. Dieser verlangte eine Frisur, jener die Nägel beschnitten, ein dritter seinen Bartwuchs beseitigt u. s. w.

Das erste und begehrteste der Geschäfte des römischen Tonsor war unzweifelhaft das Abschneiden der Haare. Dazu bediente sich derselbe aber nicht der Schere, sondern scharfer Messer von verschiedener Größe, womit er die Haare nach dem Kamm abstutzte. Das Nonplusultra aller Haarschnitte scheint nach Aristophanes der Schnitt mit Einem Messer gewesen zu sein. Dieser Haarschnitt, oder was gleich ist, diese Frisur war die eleganteste. Jedoch legte man auch wol zwei Messer aneinander und bildete so eine Art von Schere. Ein solches Messer hieß, nach Lucian, das „Schwert“, gleichviel ob es einfach oder aus zweien zusammengesetzt war.

Wie wir aus Horaz' „Satiren“ ersehen, kam es bei dem Schnitt mit Einem Messer ganz besonders auf einen gleichen Schnitt an, daher pflegten auch kunstfertige Barbiere nach gethanem Schnitt emsig bemüht zu sein, jedes noch stehen gebliebene Haar und Härchen sorgfältig zu beseitigen, wobei manche drollige Scene zum Vorschein gekommen sein mag, weshalb wir die von Plutarch erzählten Barbieranekdoten auch durchaus nicht für übertrieben halten.

Die erste Frage des Barbiers an seine Kunden war: „Wie scher' ich dich?" Denn es gab mindestens fünf Arten, die Haare zu beschneiden, wie wir aus den alten Grammatikern und Glossarien ersehen. Es sollen sich während des Haarschneidens ungemein drollige Auftritte ereignet haben, namentlich von solchen Kunden, die sich noch für jugendlich hielten oder doch noch für jung gelten wollten. Der Leser wird aber so schon das Bild sich weiter ausschmücken, und bemerke ich nur, daß ebenfalls alle Färberecepte der Haare in der römischen Barbierstube in Anwendung gebracht wurden, worauf sich die römischen Haarputzer, als ausgelernte Praktiker, ungemein gut verstanden haben sollen.

Das zweite Geschäft des Barbiers war das eigentliche Rasiren. Es wurde mit weniger Abweichung gerade so wie noch jetzt verrichtet. Selbst die Serviette fehlte nicht, welche man dem, der ein Verlangen nach dem Rasiren hatte, zum Abwischen über die Schultern legte; doch war sie nicht glänzend weiß, sondern zottig und rauh, und bei den alten Griechen aus geröstetem Flachs bereitet, weshalb wol Plautus sie in einer scherzhaften Allegorie „Umschlagtuch" nennt.

Das dritte Geschäft endlich war das Abschneiden der Nägel an den Fingern, denn an den Zehen wurden die Nägel gewöhnlich in den Bädern beschnitten. Dies Beschneiden geschah aber nicht mit dem „Schwert", sondern mit kleinen scharfen Messern, worauf sich die lustige Stelle des Plautus in der Schilderung des geizigen Euclio bezieht und so lautet:

> Quin ipsi pridem tonsor ungues dempserat,
> Collegit, omnia abstulit praesegmina.

Ob auch der geringe Mann sich von dem Barbier die Nägel beschneiden ließ, bleibt zwar ungewiß, wenn es aber

geschehen, war es gewiß nicht oft, denn er versuchte die Hülfe des Barbiers dadurch zu umgehen, daß er sich Pechpflaster auflegte. Daher fragt auch wol Martial einen Weichling, der ebenfalls die Dienste des Barbiers durch allerlei Pechpflaster überflüssig machte: „Wer aber wird dir die Nägel abschneiden?“ Und nun erst versteht man Martial's Epigramm auf die Rasirmesser. Noch sei eines kleinen Spottgedichts von Planias erwähnt, das er auf den Barbier Eupathes dichtete und in dem alle Werkzeuge dieses Haarputzers auf eine originell komische Weise aufgezählt sind. Wir finden darunter auch einen Streichriemen, der aus einem Stück Filzes von einem alten, abgetragenen Hute bestand und von manchen Eingeweihten für eine Barbiermütze erklärt worden ist. Selbst Jacobs scheint diese Stelle in seinem sonst so lesenswerthen Commentar zur „Griechischen Anthologie“ nicht ganz richtig aufgefaßt zu haben. Kurz, wer sich nicht von Sklaven in seinem Hause die Nägel beschneiden ließ oder lassen konnte, ging wenigstens in den Laden eines Bartscherers und ließ sich von ihm dieselben beschneiden und abputzen. Jedoch führt Horaz eine Ausnahme von dieser Regel in einem seiner scherzhaften Briefe als eine auffallende Eigenheit eines öffentlichen Ausrufers an: „Der sich in eines Bartscherers Laden — mit einem Messerchen die Nägel selbst beschnitt.“

Aus allem diesem geht zur Genüge hervor, welche Sorgfalt die Römer den Nägeln und Fingern zu Theil werden ließen. Vermögende hielten sich dazu eigene Sklaven und Sklavinnen, die das Abschneiden mit kunstfertiger Geschicklichkeit verrichteten. Ein schöner Finger und ein schöner Nagel steht selbst in dem Register der dreißig Schönheiten einer römischen Frau des Alterthums. Und das ist auch leicht erklärlich. Damals begleitete und begleitet noch jetzt in jenen Gegenden die Rede immer mit schicklichen Geberden

und Bewegungen der Hände und der Finger, die selbst in Regeln der Kunst gebracht waren und als ein Haupttheil der alten Tanzkunst anzusehen sind, sodaß sich die Griechinnen und Römerinnen allein durch einzelne Fingerbewegungen einander verständlich machen konnten, namentlich alles, was wir mit Zahlen ausdrücken, vollkommen durch sie andeuteten.

Unter solchen Umständen mußte natürlich ein so gesprächiger, beredter Finger auch ein schöner sein, zumal in damaliger Zeit keine Handschuhe im Gebrauch waren. Daher die große Sorgfalt, welche man auf Finger und Nägel verwandte; daher die Erfindung der Ringe, die ihrer ersten Bestimmung nach weniger als Luxus, sondern als ein Mittel dienen, die Finger zarter und schlanker zu erhalten; deshalb der häufige Gebrauch von allerlei Säften, Kräutern und mineralischen Pulvern, wovon sich aus Plinius' „Naturgeschichte" ein ganzes Receptbuch sammeln ließe.

Vergegenwärtigt man sich dies alles, so ist es leicht erklärlich, wie man im Alterthum für die Besorgung der Nägel eigene Personen anstellen konnte, die sich ausschließlich und allein damit beschäftigten, die rauhen Unebenheiten und Nebenauswüchse der Nägel abzuglätten und wegzubringen und die Nägel überhaupt zu einem besondern Bestandtheile des Putzes zu machen. Dabei müssen wir aber auch nicht vergessen, daß die Nägel an den Füßen, selbst bei den elegantesten römischen Frauen, sichtbar waren, da die Schuhsohlen blos mit Bändern, wovon das eine zwischen die große Fußzehe durchging, oberhalb des Fußes festgeschnürt wurden, an Strümpfe aber gar nicht zu denken war.

Die sogenannten sympathetischen Curen mit den Abschnittlingen der Nägel waren auch den alten Römern bekannt. Plinius erzählt, daß diese Cur nur gegen die Tertian- und Quartanfieber gebraucht seien; doch läßt sich auch ver-

muthen, daß der Aberglaube diese Abschnittlinge selbst zur Abtreibung anderer Uebel gebraucht habe, da man gar wunderliche Dinge von ihrem Gebrauche, zur Zauberei u. dgl. schwatzte. Um nur Eins zu erwähnen, war es im Alterthum nicht erlaubt, sich an einem Markttage die Nägel beschneiden zu lassen. Am merkwürdigsten jedoch ist, daß sich unter den berühmten Devisen oder Symbolen des Pythagoras auch folgendes befand:

Die Nägel= und Haarschnittlinge darf man nicht bep....n.

Doch — wir brechen ab und führen den Leser zu den Glücksspielen der Römer, die sie nicht weniger als hübsche Finger und Nägel liebten, trotz aller Verbote und gesetzlichen Bestimmungen.

4.

Würfel= und Bretspiele.

Unter den Glücksspielen stand bei den Römern das verführerische Würfelspiel obenan. Es gab zwei Arten Würfel, die Tali und die Tesserä. Erstere waren ursprünglich aus Thierknöcheln verfertigt, später auch aus verschiedenem Material. Sie hatten nur vier ebene Flächen und konnten daher nicht so leicht zum Stehen gebracht werden. Diese Flächen waren bald mit Punkten, bald mit Strichen bezeichnet und zwar 1 und 6, und 3 und 4 entgegenstehend; 2 und 5 fehlten. Das Spiel selbst war folgender Art: Man legte vier solcher Würfel in einen elfenbeinernen Becher, der innerlich Stufen hatte und unten weiter als oben war. Aus diesem Becher warf man die Würfel auf einen mit einem Rande versehenen Tisch, um das Herabrollen zu verhüten; doch gab es auch eigene Würfelbreter aus Terebinthenholz. Der beste Wurf hieß der Königswurf, der schlechteste der Hundswurf. Ersterer

war gefallen, wenn alle vier Würfel verschiedene Zahlen zeigten, was Martial in seinen Epigrammen mit „tali eborei" bezeichnet; er gewann die ganze stehende Summe. Der schlechteste Wurf war gefallen, wenn alle Würfel eine Eins zeigten. Das Spiel ward jedoch nicht immer so gespielt, daß Verlust und Gewinn von dem unglücklichsten oder glücklichsten Wurf abhingen, sondern vielmehr ließ man auch die Zahl der geworfenen Augen entscheiden.

Die zweite Art von Würfeln waren wie die unserigen, sechsseitig, und mit 1 bis 6 bezeichnet, sodaß die entgegenstehenden Zahlen überall sieben Augen zählten. Ob es aber bei dem Spiel oder Wurf immer nur darauf ankam, daß man die meisten Augen geworfen, ist nicht geradezu zu behaupten; wol aber wurde mit den Tesserä jedesmal um Geld oder Geldeswerth gespielt, was bei den Tali nicht immer der Fall war. Dieses Würfelspiel verschluckte, mit Juvenal zu reden, ungeheuere Summen, und war deshalb auch durch das Gesetz derartig verpönt, daß selbst keine Klagen wegen vorgefallener Ungebührlichkeiten, Beraubung und thätlicher Mishandlung von dem angenommen wurden, der in seinem Hause dies Spiel geduldet. Erlaubt war das Spiel nur zum Scherze und zur Unterhaltung bei der Tafel; bei den Saturnalien jedoch herrschte völlige Spielfreiheit. Mit dem Würfelspiel, das mitunter wol gar mit falschen Würfeln gespielt sein mag, waren noch überdies häufig Wetten verbunden, nur nicht in der Manie, wie Bulwer uns in seinen „Letzten Tagen von Pompeji" gern aufbinden möchte.

Ein anderes beliebtes Glücksspiel bei den Römern war das Ludus duodecim, unserm Puffspiel ziemlich verwandt, da die Würfel das Rücken der Steine auf einer Tafel bestimmten, die mit zwölf Linien bezeichnet war. Und selbst das bekannte deutsche Hazardspiel „Gerade oder Un=

gerade" ist wol von ihnen auf uns gekommen. Daß auch der von den Griechen leidenschaftlich geliebte Cottabos, dessen mannichfache Nuancen Athenäus erwähnt, bei den Römern Eingang gefunden, scheint zweifelhaft.

Außer diesen Glücksspielen waren noch andere gesellige Spiele beliebt, bei denen weniger das Glück als die Ueberlegung, Geschicklichkeit und der Scharfsinn über Gewinn und Verlust entschieden. Dahin rechne ich vor allem das Bretspiel. Dies war ein sogenanntes Belagerungsspiel und unserm Schachspiel ziemlich ähnlich, wobei die Steine allerdings verschieden bezeichnet waren, aber keineswegs die Figuren des Schachspiels gehabt zu haben scheinen. Die Steine selbst waren von Glas, auch von kostbarerm Material. Die Kunst des Spielers bestand darin, des Gegners Steine zu schlagen oder sie festzusetzen, und dies war geschehen, wenn man den feindlichen Stein zwischen zwei der seinigen zu stehen gebracht hatte. Je weniger Steine der Sieger verloren, desto rühmlicher war der Sieg. Und wenn der Leser sich einen Begriff von der Wichtigkeit, den man einem solchen Siege beilegte, machen will, so verweise ich ihn auf die Erzählung Seneca's von dem zum Tode verurtheilten Canius.

5.

Blumenkränze.

> Was bewundr' ich zuerst, was zuletzt? Diese herrlichen Blumen?
> Oder der Finger Geschick? oder der Wählerin Geist?
>
> Goethe.

Wenn wir den Gebrauch der Blumenkränze im Alterthum in allen Richtungen und Beziehungen verfolgen, so ergibt sich auf den ersten Blick, daß derselbe tief in das religiöse und staatsbürgerliche Leben eingreift und der ein=

fachste Blätterschmuck zum Symbole kriegerischen Ruhms, bürgerlicher Tugend, männlicher Kraft und Gewandtheit wird. Alle Schriftsteller haben demnach diesen Gegenstand auch erschöpfend erörtert, sodaß eigentlich wenig Neues hinzuzufügen sein möchte; neuere haben aber das vorhandene Material mitunter leider so oberflächlich behandelt — vor allen einige französische Schriftsteller —, daß wir häufig im Unklaren bleiben über das, was wir gelesen. Der zuverlässigste Gewährsmann bleibt unzweifelhaft Plinius; seine „Naturgeschichte" enthält interessante Aufschlüsse und ist ein sicherer Leiter, auch wenn Salmasius sie nicht mit einem gelehrten Commentar versehen hätte. Unter den deutschen Schriftstellern lieferten bisher Becker und Böttiger wol das Verdienstvollste und möchten die sichersten Führer sein; uns wenigstens sollen sie als solche dienen.

Wir treten in ein Zechgelag alter Römer nach schwelgerischem Mahle und finden alle Trinker mit Blumenkränzen geschmückt. In welchem Jahre der Gebrauch dieser Kränze beim Becher entstanden, ist nicht genau zu bestimmen, nur so viel können wir als gewiß annehmen, daß bereits zur Zeit des zweiten Punischen Kriegs derartige Kränze von den Römern im Triclinium getragen worden sind. Oeffentlich freilich durften die Bekränzten sich nicht zeigen, wenn sie sich nicht strengen Ahndungen aussetzen wollten, wie Plinius in zwei Beispielen erzählt. Ob der Blumenschmuck deshalb strafwürdig erschien, weil er sich nicht mit dem Ernst und der Würde eines Mannes vertrug, oder ob ihm deshalb das Verdammungsurtheil gesprochen, weil ein dergleichen öffentlich gegebenes Beispiel von Luxus und Verschwendung zur Zeit der Noth und Bedrängniß dem römischen Staat leicht Gefahr bringend werden konnte, wissen wir zwar nicht, glauben aber nicht fehl zu greifen, wenn wir die letzte Ansicht als Grund des Verbots hinstellen. Die

Frage aber, warum die Römer überhaupt während des Trinkens diese Blumen- und Laubkränze trugen, ist leichter zu beantworten: sie dienten als Schutzmittel gegen die Wirkungen des Weins.

Schon viel früher bedienten sie sich statt dieser Kränze Binden, um soviel wie thunlich die schmerzlichen Folgen eines übermäßigen Trinkgelags zu beseitigen, oder sie doch weniger schmerzhaft zu machen. Denn man glaubte, oder gab doch vor, wie der Arzt Tryphon behauptet, daß die Blätter der gewählten Blumen eine wohlthätige Wirkung gegen die berauschende Kraft des Weins äußerten. Auch Athenäus führt schon denselben Nutzen der Kränze an. Es ist aber dennoch möglich, daß die Römer, von jeder diätischen Bedeutung abgesehen, dieselben nur als heitern Schmuck, als Symbol der Festlichkeit, der Freude und des Genusses betrachteten, zumal sie zu mancherlei Spiel und Scherz Veranlassung gaben, wie schon Plinius bemerkt. Doch sei dem wie ihm wolle! Die Kränze selbst nannte man „Coronä“, ein Name, der früher dem religiösen Gebrauche und den kriegerischen Ehrenzeichen vorbehalten war.

Anfangs wählten die Römer zu diesen Kränzen nur einfache grünbelaubte Zweige, wie bei den festlichen Kampfspielen; die Blumen kamen erst viel später hinzu, aber doch niemals in so mannichfacher Weise wie bei den Griechen, wenn wir Theophrast und Athenäus Glauben schenken dürfen. Außer dem Grün der Blätter von Epheu, der Myrte, dem Apium, benutzten sie zu diesen Kränzen nur einige Gartenblumen, vorzugsweise Veilchen und Rosen. Aber mit diesem natürlichen Material begnügten sich die genußsüchtigen Römer nicht lange, zumal sie auch im Winter ihre Zechgelage hielten, wo die Natur keine Blumen spendete und solche nur in Treibhäusern oder aus Aegypten mit großem Aufwande gewonnen werden konnten.

Ihre erfinderische Genußsucht pfuschte daher der Natur nach und schuf künstliche Blumen aus verschiedenen Stoffen. Die ersten dieser Art Kränze waren aus todten Stoffen, aus dünnen, buntgefärbten Hornblättchen gefertigt; später aber ging der Luxus weiter, man machte aus den einzelnen Rosenblättern Kränze und zwar in der Art, daß man sie auf ein Band oder auf einen Streifen Bast heftete. Neuere Schriftsteller möchten diese Kränze für indische ausgeben, allein das scheint doch allzu sehr auf Muthmaßungen gegründet zu sein, und überdies waren die indischen Kränze auch ganz anderer Art.

Als auch diese Kränze abgenutzt waren, machte man Nardenkränze, die Blumen nachahmten. Beweise für diese Aussage geben uns die alten Baudenkmäler aus jener Zeit, auf denen wir häufig Kränze finden, wo Blatt über Blatt, oder Rose an Rose liegt, welche doch wol auf ein Band oder einen Streifen Bast geheftet sein mußten. So nur hat auch die Benennung „Sutiles", welche Ovid ihnen gibt, Sinn. Und auch Martial scheint darauf in einem Epigramm hinzudeuten. Doch verlieren wir uns nicht in muthmaßlichen Erläuterungen. Wenn wir auch nicht mit Bestimmtheit die Beschaffenheit der Kränze nachweisen können, so sind doch gar wohl die Laub-, Blumenguirlanden und Festons (serta) von den eigentlichen Kränzen (coronae) zu unterscheiden. Mit jenen schmückte man die Altäre, Thüren, Vorsäle und Trinkschalen, und wurden vorzugsweise zum Opfer und Tempelputz benutzt; diese aber dienten, wie schon bemerkt, ausschließlich zum Schmuck der Römer und Römerinnen.

Um sich übrigens einen richtigen Begriff von der Geschicklichkeit und dem Erfindungsgeist der römischen Blumenmädchen zu machen, muß man vor allem bedenken, daß sie nicht nur auf die Farben, sondern auch auf die Gerüche

der darzustellenden Blumen ihr Augenmerk zu richten hatten und noch überdies vornehmlich darauf sehen mußten, welche Blumen in beider Hinsicht am besten miteinander harmonirten. Leider kann man auch diese Kunst des antiken Luxus zu den verloren gegangenen zählen, wenn auch Touristen behaupten, wie Böttiger bemerkt, daß unsere deutschen Mädchen und Frauen von den niedlichen Frascatinerinnen, den Straußermädchen des neuen Rom, für ihre Stickereien und Musterbücher noch manches zu lernen haben möchten.

Wollen wir die Blumenkränze der alten Römer classificiren, so dürfte es zwei Hauptarten gegeben haben: solche, wo Blumen und Zweige ganz eingeflochten waren, und solche, wo nur die Blätter der Blumenkelche aufgerichtet wurden. Die letztern verschlangen ungemein große Summen, besonders dann, wenn sie aus Rosenblättern bestanden, die, schuppenartig übereinander gelegt, einen dicken Wulst bildeten. Außer den Rosen nahmen die Römer gern die Milchpetersilie oder Eppich zu Kränzen, vielleicht weil sie wegen ihrer feinen, malerisch gekräuselten Blätter sich zur Bekränzung so ungemein gut eigneten, indem so gleichsam Locke an Locke kam. Anders können wir uns nicht die Worte der römischen Dichter erklären, wenn sie das gelockte Haar der Römerinnen mit Eppichkränzen vergleichen.

Die Sorge also, den Eppich so gut wie möglich zu ziehen, liegt demnach sehr nahe, und man verstand den Kunstgriff, ihn recht kraus zu machen, schon in frühester Zeit, wie Theophrast in seinen botanischen Werken beweist. Man umschloß demzufolge den Samen mit einem feinen Läppchen und steckte ihn so in die Erde, wodurch sich das junge Gewächs gleich beim Keimen dicht miteinander verfilzte. Solche Kränze trugen die Römer auf dem Haupte, um den Hals und die Brust; wenigstens waren bei Gaste=

reien doppelte Kränze auf dem Haupte und um den Hals ganz gewöhnlich, seit die Aerzte über den medicinischen Nutzen der Blumenkränze bändereiche Werke geschrieben hatten. Diese Bekränzung geschah aber erst beim Nachtische, wenn die Mensa secunda aufgetragen war, beim Becher und Spiel, und wurde von dem Wirthe, nicht von den Gästen beschafft. Im täglichen Leben, oder gar auf öffentlicher Straße wurde nie ein Kranz, weder von Frauen noch von Männern getragen. Das römische Gesetz verbot es geradezu. Ein Bankier, der mit einem Rosenkranz auf dem Haupte aus seiner Thür geschaut, mußte diese Unschicklichkeit, wie Plinius erzählt, mit mehrjähriger Gefängnißhaft sühnen. Nur das Saturnalienfest, als allgemeines Volksfest, gestattete hierin eine Ausnahme: dann galt völlige Carnevalsfreiheit und selbst bekränzte Opferthiere wurden durch die volksbelebten Gassen geführt.

Später wurden die Kränze selbst als Liebesbriefe benutzt und das Ueberschicken eines solchen übernächtigen, halbwelken Kranzes, den die Dame des Herzens selbst getragen hatte, gehörte zu den zärtlichsten Galanterien des Alterthums. Mitunter waren auch einige angebissene Aepfel dabei. Nun ja, spielte doch der Apfel schon im Paradiese den Boten der Liebe! Lucian erzählt von einer koketten Römerin: „Bald langten Liebesbriefe, halbverwelkte Blumenkränze, angebissene Aepfel und mehr dergleichen Zaubermittel an, wodurch unsere Buhlschwestern junge Leute zu verlocken und nach und nach ins Feuer zu hetzen wissen.“

Was endlich die Wachsblumen betrifft, so schließen wir uns Böttiger's Ansicht an und wählen zum Schlusse dieser Kranznotizen folgende Worte aus seiner „Sabina“: „Ich beschließe mein wächsernes Fruchtkörbchen mit einer Nachricht, die uns Lampridius im Leben jenes berüchtigten Ueppigkeitsungeheuers Heliogabalus von seiner Neigung ertheilt,

seine Tischgenossen mit tantalischen Schaugerichten zu bewirthen. Dieser grausame Spaßmacher ließ oft seiner Tischgesellschaft alle Gerichte, die er mit der ihm eigenen Freßgierde hinabschlang, in Wachs aufs sauberste nachgebildet präsentiren. Die Herren mußten beim Kopfabhacken gute Miene zum bösen Spiele machen, sich nach jeder Tracht Schüsseln, die dem Auge auf Unkosten des Magens angeboten wurden, nach damaliger Sitte, wo man nicht Gabeln und Messer brauchte, sondern alles klein geschnitten mit den Fingern aß, die Hände waschen, als hätten sie sich die Finger fett gemacht, und bekamen nach jedem erneuerten Schüsselauftritt einen Becher Wasser auf ihren lechzenden Gaumen. Wer erinnert sich nicht hierbei der «Pappendeckelpasteten», die auch bei uns zuweilen als Repräsentanten derer, die aus Teig und Fleisch zusammengesetzt sind, die Tafel füllen und den Magen der Zuschauer leer lassen?"

Doch mit dem Zusehen begnügte sich der Römer so leicht nicht, denn so einfach seine Lebensweise anfangs gewesen, um so verschwenderischer war sie in spätern Zeiten geworden. Schon zu Plautus' Zeit war es dem römischen Gourmand nicht nur darum zu thun, lecker, sondern auch viel zu essen, und um dies zu können, verschmähte er selbst die unnatürlichsten Mittel nicht.

6.

Tafelfreuden und Bäder.

Fast sechs Jahrhunderte hindurch kannten die Römer keine Küche: etwas Brot, Gemüse und Fleisch — das war die ganze Leckerei, die sich jeder auf eigene Hand bereitete. Als sie andere Völker aber unterjocht und durch Eroberungen reich geworden waren, nahmen ihre Tafelfreuden einen ganz andern Charakter an; Land und Meere

wurden geplündert, um die ausschweifendsten Arten der Lüsternheit zu befriedigen, der Koch ward die wichtigste Person im Hause und die Zubereitung der Speisen eine hochgepriesene Kunst. Man begnügte sich nicht mehr mit einheimischen Speisen und Getränken, sondern bezog aus Samos Pfauen, aus Phrygien Hühner, aus Melos Kraniche, aus Aetolien Zickchen, aus Chalcedon Thunfische, aus Tartessus Muränen, aus Pessinus Hechte, aus Tarent Austern, aus Chios Muscheln, aus Thasus Nüsse, aus Aegypten Datteln —, je theuerer und seltener, desto besser. Bewirthete doch der Schauspieler Aesop seine Freunde mit den schönsten Singvögeln, und daß Lucullus dem Pompejus und Cicero ein Gastmahl gegeben, das ihm nach unserm Gelde nahe an 11000 Thlr. gekostet haben soll, wird von Plutarch versichert. Bei einer Mahlzeit, die dem Kaiser Vitellius, diesem berüchtigten Fresser, von seinem Bruder gegeben wurde, sollen 2000 der vorzüglichsten Fische und 7000 Vögel aller Art vorgesetzt worden sein. Das Mahl kostete mehr denn 100000 Sesterzien. Kein Wunder, wenn dieser Schlemmer in einem einzigen Jahre 45 Mill. Gulden auf solche Weise vergeudete.

Die Tischzeit der Römer richtete sich wahrscheinlich nach der Jahreszeit, jedoch wurde das Frühstück um die sechste Stunde genossen und bestand aus warmen und kalten Speisen, wozu man Wein und die verführerische Calda trank. Die Hauptmahlzeit war die letzte des Tages; sie hieß Cöna und fiel gegen Sonnenuntergang, nachdem die Geschäfte gänzlich abgethan waren. Dies schließen wir aus der Benennung Nona, womit fast alle römischen Schriftsteller die Cöna bezeichnen, ohne jedoch behaupten zu wollen, daß nicht dieser oder jener Römer seine Hauptmahlzeit früher oder später gehalten, immer aber nach vollbrachtem Tagewerk.

Vor der Hauptmahlzeit nahm der Römer ein Bad. Die Sitte sich zu baden finden wir schon bei den ältesten Völkern verbreitet. Die Natur ladet auch gleichsam selbst dazu ein. Ein Bad erfrischt, erquickt und stärkt; der Mensch fühlt sich nach dem Bade wie neu geboren. Wenn demnach schon die Alten auf den Gedanken kamen, das Bad in ihre Wohnungen zu verlegen, so ist das leicht erklärlich. Wir finden denn auch schon zu Homer's Zeiten das Bad im eigenen Hause als eine allgemeine Sitte verbreitet. Dem Dulder Odysseus wird bei seinem Eintritte in den Palast der Circe sogleich ein Bad bereitet und nach demselben wird er mit köstlichen Salben bestrichen und mit schönen Gewändern bekleidet.

Doch noch viel früher waren bei den Asiaten die Bäder schon im allgemeinen Gebrauch. Die Reichen besaßen eigene Badeanstalten, die mit allen Gegenständen asiatischer Ueppigkeit ausgeschmückt waren. Außer diesen natürlichen Bädern kannte man noch das sogenannte trockene Bad. Von ganz eigenthümlicher Beschaffenheit sind aber die Bäder der Indier. Der Badende wird von dem Badewärter auf einem Brete ausgestreckt, mit warmem Wasser begossen und sein Körper mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit gedrückt, gepreßt, alle Glieder ausgereckt und gedehnt, darauf der ganze Körper mit einem härenen Tuche so lange gerieben, bis er in Schweiß geräth, dann gesalbt und Bart und Haare beschnitten. Die ganze Procedur währt kaum eine Stunde. Nach solchem Bade soll den ganzen Körper ein Wohlbehagen von unaussprechlichem Reize durchdringen, der sich bald in süßen Schlaf auflöst. Jeder Wanderer, der unter ein gastliches Dach tritt, wird nicht sofort zum Mahle geführt, sondern in ein erquickendes Bad. Dies sieht man als das erste Erforderniß der Bewirthung an — ein Bad ist ihnen eins der wesentlichsten Bedürfnisse des täglichen Lebens.

Ursprünglich war der eigentliche Zweck des Bades: reinliche Pflege des Körpers. Allgemeine oder öffentliche Bäder finden wir zuerst bei den Griechen; sie waren gewöhnlich mit den Gymnasien verbunden. Die genußsüchtigen und üppigen Römer ahmten auch hier den Gymnasien nach und erbauten prachtvolle Bäder, die in ihrem Aeußern weitläufigen Palästen glichen, mit denen Spaziergänge, bedeckte Laufbahnen, Säle zum Ballspielen und Gärten in Verbindung standen, die uns noch jetzt in ihren Ueberresten Bewunderung abnöthigen. Schon aus diesen kurzen Andeutungen können wir entnehmen, daß der eigentliche Zweck des Badens nicht mehr der einzige war. Ausgestattet mit verschwenderischer Pracht und alle Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten darbietend, die der Weichling sich nur wünschen konnte, waren die römischen Bäder sehr bald zum Vergnügungsorte geworden, in denen man Unterhaltung und Genuß suchte. Am besten errathen wir ihre verschwenderischen Einrichtungen aus Seneca's Briefen. Die Bäder des Agrippa, Nero, Titus, Domitian, Caracalla, Antonius, Diocletian u. s. w. sind ja allbekannt. Rom soll überhaupt 800 Bäder gezählt haben, in denen Männer und Frauen gesondert badeten.

War die Stunde, wo die öffentlichen Bäder geöffnet wurden, erschienen, so ward mit einer Glocke ein Zeichen gegeben, und wer nun das Bad in seiner ganzen Ausdehnung und durch alle Grade gebrauchen wollte, der suchte vorher dem Körper durch irgendeine der bereits früher genannten gymnastischen Uebungen die gehörige Vorbereitung zu geben. Anfänglich war die Zeit des Badens nur bis Sonnenuntergang erlaubt, später aber dehnte man dieselbe bis auf die Nacht aus, für welche Meinung die aufgefundenen Lampen den Beweis liefern. Leider wurden die Bäder aber nach und nach immer mehr Oerter der unsinnigsten

Schwelgerei, und in ihnen wurde der übertriebenste Luxus getrieben, besonders von Frauen. Manche Leute nahmen schon im Bade eine Mahlzeit zu sich, wie Martial erzählt, und daraus ist auch wol zu schließen, daß es um die Bäder herum allerlei Speisewirthe gegeben, die in den Badestuben ihre Backwerke feil geboten.

Ein völlig klares Wasser war eine Hauptbedingung für ein Bad, ja man scheint sogar dasselbe geklärt zu haben, wenn die Wasserwerke es etwas trübe lieferten. Dagegen hatten die warmen Bäder ein weißlich trübes Wasser. Gewöhnlich begann man mit den warmen Bädern und endete mit den kalten. Das Amt eines Bademeisters sammt seinen Dienern, den Badeknechten und Mädchen, war, die Badenden zu reinigen, zu reiben, abzutrocknen und zu salben. Sie waren zu diesem Zwecke mit einem Striegel versehen, der von Horn oder Erz, bisweilen von Silber oder Gold war. Zum Reiben und Abtrocknen hatten sie besondere Tücher, zum Salben eine Flasche Oel. Der Sklave, welcher das Salben besorgte, hieß Unguentarius.

Da sich in den Bädern zu allen Tageszeiten eine große Menge Menschen einfand, so wurden hier öfters in den Gesellschaftssälen von den Dichtern Werke vorgelesen. Gelehrte und Staatsmänner dictirten, oder ließen sich etwas vorlesen, während sie im Bade saßen.

Nach dem Bade begab man sich unmittelbar zur Hauptmahlzeit, der Cöna. Diese bestand aus dem Voressen (gustus), aus verschiedenen Gängen (fercula) der eigentlichen Cöna und dem Nachtessen (mensae secundae).

Die Gerichte, welche bei dem Voressen gereicht wurden, waren weniger zur Sättigung bestimmt, als vielmehr dazu, die Eßlust rege zu machen, und bestanden demgemäß, außer den Eiern, aus solchen Gemüsen, welche die Verdauung be=

fördern, vornehmlich aus Lactuca. Darauf folgten Schalthiere, leichte und verdauliche Fische mit pikanten Saucen. Daß dabei fleißig dem Becher zugesprochen wurde, ist aber nicht anzunehmen. Gewöhnlich wurde ein aus Wein und Honig bereitetes Getränk, eine Art Meth, Multum genannt, dabei getrunken, seltener Wein. Der ausgelernte Römer wußte wol, daß dies für den leeren Magen ein zu hitziges Getränk sei, bemerkt Horaz. War der Gustus überwunden, so sehnte man sich nach dem Hauptessen, auch wol Missus genannt. Anfangs scheint man sich, nach Cato's Ansicht, mit zwei Gängen begnügt zu haben, dann aber waren drei ganz gewöhnlich, und die eigentliche Hauptmahlzeit befand sich in dem zweiten Gange. Allein auch das genügte nicht lange. Viel essen, hieß gut essen, und Juvenal's Worte sind wohl bekannt. Wir wollen daher über die Zahl der Gänge uns nicht weiter verbreiten, sondern auf die Hauptgegenstände der römischen Feinschmeckerei übergehen, wie sie uns Becker in seinem „Gallus" mittheilt.

Unter den Fischen dürfte einer der theuersten der Mullus (Seebarbe) gewesen sein, dessen Schwere seinen Werth bestimmte und eine fabelhafte Höhe erreichte; für einen sechs Pfund schweren Mullus bezahlte man nicht weniger als 8000 Sesterzien (400 Thlr.). Auch der Butt war gern gesehen, und zwar ebenfalls je größer, desto schöner und theuerer; die aus Ravenna kommenden hatten den Vorzug. Die Muräne, der Aal und der Schellfisch waren als Leckerbissen berühmt. Kostbarer jedoch war der uns leider unbekannte Scarus, dessen Eingeweide ungemein wohlschmeckend gewesen sein soll, wie Martial versichert. Nach Plinius' Aussage aber hätte Kaiser Claudius diesen Fisch aus seiner Heimat, der kleinasiatischen Küste, nach dem Meere zwischen Ostia und Campanien verpflanzt.

Der Stör kam am besten von Rhodus und durfte in den ältern Zeiten auf einer wohlbesetzten Tafel nie fehlen.

Nicht minder beliebt waren die Schalthiere. Die eßbare Purpurmuschel, der Meerigel, die Kammuschel u. s. w. galten für eine Hauptzierde des Mahles. Wichtiger jedoch waren den Römern noch die Austern und Schnecken; namentlich wurde mit den erstern ein eminenter Luxus getrieben. Die bei Circeji gefangenen galten nach Plinius' Aussage für die besten; ihnen zunächst kamen die Lucriner. Man holte sie aus Tarent, aus Brundusium, ja selbst aus Cyzicum und Britannien, mästete sie eine Zeit lang in dem Lucrinersee und bereitete aus ihnen warme Speisen, Ragouts und Pasteten, wozu man hauptsächlich Brot aß. Die Schnecken wurden ebenfalls in besondern Teichen gemästet und es existirten ganze Werke über die Zucht und Pflege dieser Thiere.

Gleich dem Caviar bereiteten die römischen Köche aus den Eingeweiden und dem Blute gewisser Seefische eine Brühe (garum), die sowol in der Küche wie bei der Tafel gebraucht wurde und eine theuere, köstliche, von jenem als eine ganz allgemeine Speise genannt wird. Selbst die Austern begoß man mit derselben. Aehnlich diesem Garum war der Alec, den man aus verschiedenen Fischen bereitete, oder, wie Plinius will, soll er eine Zusammensetzung von allerlei Delicatessen: von Austern, der Leber des Mullus und anderer Schalthiere gewesen sein. Verwandt war eine Art Sauce, Murix genannt, die aus byzantinischen Thunfischen und geringern Sorten bereitet wurde.

An Geflügel benutzten die Römer Pfauen, Hühner (deren Mästung im Dunkeln geschah), Fasanen, Tauben, Enten, Gänse (deren Leber besonders gesucht war), Rebhühner, Haselhühner, Krammetsvögel, Amseln, Schnepfen, Kraniche, Störche und — Singvögel. Um die Gänseleber besonders

wohlschmeckend zu erhalten, mästeten die Römer die Gänse mit Feigen und Datteln. Eine vorzügliche Aufmerksamkeit widmeten sie auch den Rebhühnern, indem sie dieselben das ganze Jahr hindurch in eigens dazu eingerichteten Ornithonen fütterten. Schon zu Varro's Zeit wurde das Stück solcher gemästeter Rebhühner oder Krammetsvögel mit drei Denaren (16 Gr.) bezahlt. Aus den Zungen des Flamingo ließen Vitellius und Apicius Delicatessen und Heliogabal aus dem Gehirn dieser Thiere Gerichte bereiten.

Von den Säugethieren standen im besten Renommée die Schweine, sowol zahme wie wilde. In der Regel war im strengsten Sinne des Worts ein ganzer Eber das Hauptgericht einer großen Mahlzeit, der ungetheilt auf die Tafel gebracht wurde. Am meisten mundeten den römischen Feinschmeckern jedoch die italienischen wilden Schweine, welche man in besondern Vivarien hegte. Ein solcher Tafelschmuck kam aber etwas theuer, denn nicht nur stand das Wild so schon in hohem Preise, sondern auch die Bereitung desselben erforderte noch außerdem bedeutende Ausgaben. Das Fleisch des zahmen Schweins wurde sehr mannichfach zubereitet und der Zucht dieser Thiere ebenfalls große Aufmerksamkeit geschenkt; selbst das Spanferkel ward auf gleiche Weise servirt. Auffallend war die Vorliebe der Römer für die Gebärmutter und die Brust, sobald noch kein Junges daran gesogen; denn kein Gericht wird so oft erwähnt als dieses. Auch liebte man den Kopf, die Leber, den Magen und Bauch, den Schinken, vorzugsweise den gallischen und spanischen. Ganz wie bei uns ging den Römern die Wurst über alles. Jede Klasse der Gesellschaft machte gleiche Ansprüche darauf und der Handel damit beschäftigte viele tausend Menschen, von denen manche keine kleine Berühmtheit erlangten. Auch die Zubereitung war der unserigen ähnlich, nur scheint man mehr Gewürz genommen

zu haben. Man kannte schon Blut-, Brat- und Leberwürste, die, warm vom Roste kommend, genossen wurden. In einem kleinen Blechofen wurden sie zum Verkaufe herumgetragen. Uebrigens aß man auch Hasen-, Reh- und Kaninchenbraten, trotz censorischer Gesetze, Böckchen und Haselmäuse; letztere wurden selbst mit Kastanien geröstet, wie Plinius erzählt.

Wenden wir uns jetzt zu den Küchengewächsen. Am allgemeinsten war der Salat, und zwar in fünffacher Art: grün, braunroth, gelbgrün, weißlich und röthlich. Gleich diesem war grüner und brauner Kohl sehr beliebt. Man aß aber nicht nur die Blätter, sondern selbst die Rippen der größern Stengel, die ganz aufgetragen wurden. Um dem Kohl die grüne Farbe zu erhalten, mischten die Köche Salpeter bei. Es gab freilich eine Menge Kohlarten, aber Plinius bemerkt doch nur den cumanischen, den aricischen und den pompejanischen als die vorzüglichsten. Rüben und Spargel waren ebenfalls beliebt; Schwämme und Morcheln noch mehr. Die Gartenraute diente nicht allein als Gewürz, sondern wurde auch als Gemüse, gleich dem Salat gegessen. Porrée, Schnittlauch u. s. w. kamen in vorzüglicher Güte von Aricia und Tarent. Gekochte Kichererbsen waren ganz allgemein und so billig, daß ein Gericht für einen As gekauft wurde. Auch die Bohnen, Linsen, Graupen u. s. w. waren eine Volkskost.

Obgleich die Römer es wohl verstanden, aus verschiedenen Früchten Getränke zu bereiten, so kann man doch wiederum nur den Wein als das vorzüglichste Getränk ansehen, denn alle bier-, cider- und methartigen Getränke gehörten mehr den verschiedenen Provinzen an. Aber aus dem Wein verstanden die raffinirten Feinschmecker durch Beimischung anderer Substanzen sehr verschiedene Getränke hervorzurufen, wenn auch die Bereitung und Pflege des Weins

selbst von der unserigen sehr verschieden war. Die reifen Trauben, bemerkt Becker, wurden in Körbe, auch wol in Schläuche gesammelt, oder man breitete sie sieben Tage auf Geflechten aus, trat sie hierauf mit bloßen Füßen und brachte die Trestern sodann unter eine Presse. Der erste und zweite Ablauf gab die bessern Sorten; der aus Trestern gewonnene war herbe, wurde aber durch Zusätze veredelt und hielt sich höchstens ein Jahr. Er wurde von den Frauen, Sklaven und Armen getrunken.

Wollte man den Wein noch süßer und kräftiger haben, so ließ man die Trauben ganz abwelken. Auch verstand man es schon damals, geringere Sorten durch Zusätze zu veredeln. Der Most wurde unverzüglich in kürbisförmige, thönerne Gefäße gethan, um ihn so schneller zum Gären zu bringen. Die Gefäße faßten 25 Amphoren (circa 20 Eimer), waren weit und von runder Form. Die eigentlichen Weingefäße aber hatten eine längliche, schlanke Form und wurden vor dem Gebrauche ausgepicht. Böttiger will sie zwar mit Wachs ausgestrichen wissen, das ist aber wol ein Irrthum. Die gefüllten Fässer blieben bis zum Gärungsproceß offen. Der Ort, wo sie lagerten, war kühl und über der Erde, doch so, daß er Fenster haben konnte. Der geringere Wein wurde sogleich getrunken, der bessere erst, wenn er völlig ruhig geworden war. Die Weinbehälter waren lang und schmal und hatten einen engen Hals, der nicht selten spitz zulief. Um jede Einwirkung der Luft zu hemmen, verschloß man den Pfropfen mit Gips oder Pech. In spätern Jahren finden wir diese Gefäße auch aus Glas bestehend.

Nun erst kamen die Weinbehälter (amphorae) in die Apotheke, d. h. in den obern Stock über der Badstube, um von hier den Dampf in sie zu leiten, wodurch das Altern des Weins befördert wurde. Daß die Weine bei einer sol-

chen Behandlung viel Hefen ansetzten, versteht sich von selbst; sollten sie gebraucht werden, so mußte man sie erst abklären. Dies geschah so: man goß den Wein durch ein Sieb und sodann auf Schnee, um ihn zu erfrischen, oder man ließ ihn sieden und brachte ihn durch Schnee wieder zum Gefrieren.

Man unterschied, wie bei uns, weiße und rothe Weine; obgleich die Farbe der erstern gewöhnlich eine dunkelgelbe war, so hatte man doch auch hellere Sorten, wie den berühmten Falerner. Im allgemeinen tranken die Römer alte Weine lieber als junge. Die verschiedenen Gewächse gibt Plinius durchgehends an. Der edelste Wein wuchs in Campanien; den zweiten Rang nahm der Falerner ein; um den dritten Preis stritten sich der von Albanum, Surrentinum und Massicum; der vierte wuchs in der Gegend von Messana. Darauf folgten Trifolium, Signinum, Sabinum u. s. w. Als die geringsten Sorten galten der Vaticanum und ein in der Gegend von Veji wachsender Wein, dessen Farbe ins Röthliche spielte, weshalb er „Rebell" genannt wurde. Alle diese Weine waren abendländische; dazu kamen noch die vielen griechischen. Und dennoch genügte das alles nicht — man vermischte die Weine mit Myrrhe und Aloë, ja selbst mit kostbaren ätherischen Oelen, oder spülte die Becher vor dem Trinken mit diesen aromatischen Substanzen.

Nächst den Weinen war das Mulsum sehr beliebt; seine Bereitung war verschieden. Nach einigen wurde dazu der beste Most genommen, mit 10 Pfd. Honig vermischt, auf Lagenä gezogen und vergipst. Nach einem Monat wurden die Gefäße wieder geöffnet und der Inhalt auf andere übertragen. Andere sagen, das Getränk bestand aus $^4/_5$ Theil Wein und $^1/_5$ Honig, oder aus $^{10}/_{11}$ Most und $^1/_{11}$ Honig. Bestimmtes kann darüber nicht gegeben werden. Dies Mulsum wurde vornehmlich bei dem Voressen genossen;

wenn es fehlte, begnügte man sich mit süßen Secten, welche die Römer ebenfalls schon kannten. Nur ist es auffallend, daß die ausgelernten Feinschmecker nur ein einziges warmes, aus Wein bereitetes Getränk, die Calda, bereiteten. Es bestand aus heißem Wasser, Wein und wahrscheinlich auch aus Gewürzen und wurde häufig in einem höchst antiken Gefäße bereitet. Diese Calda muß jedoch im Uebermaße genossen sein, denn man findet häufig Verbote gegen deren Genuß.

Bei dem Nachtische spielten die Obstarten und die verschiedenen Backwerke eine bedeutende Rolle. Wenn auch die Granat- und Honigäpfel sehr beliebt waren, so scheint der genußsüchtige Römer den Birnen doch den Vorzug gegeben zu haben, denn Plinius zählt gegen 30 Arten auf, die bei dem mensae secundae zum Vorschein gekommen sein sollen. Fast ebenso zahlreich waren die Pflaumen vertreten. Dazu kamen noch Kirschen, Quitten, Pfirsiche, Feigen, Nüsse, Kastanien, Mandeln, Oliven u. s. w. Aus diesem Grunde und weil das Oel der Olive noch überdies zu den Speisen, zum Brennen und zu Salben benutzt wurde, erhielt der Olivenbau eine ebenso große Bedeutung wie der Weinbau.

Auch fehlten beim Nachtische weder Honig, Käse, noch Brot. Der beste Honig war der attische und der sicilische; der beste Käse kam aus Gallien und Bithynien. Das Brot war platt, kaum zwei Zoll dick, von eckiger Form, weshalb es auch Quadra genannt wurde und mit acht, wenigstens sechs Einschnitten versehen. Das beste wurde aus Weizenmehl, das geringere aus Gerstenmehl bereitet. Zwischen ihnen standen viele Mittelsorten, die durch Mischungen verschiedener Mehle bereitet wurden. Doch gab es auch Brote in runder Form. Ebenso verschieden in der Form wie

mannichfach im Geschmack waren Kuchen und Backwerke, sodaß Böttiger in seiner „Sabina" behauptet: „es habe sich im Alterthum die Bäckerkunst weit mehr der Plastik genähert als bei uns." Allerdings liefern unsere Bäcker und Conditoren auch wol künstlich geformte Sachen, aber der Römer verwandte viele Aufmerksamkeit auf den Geschmack des Backwerks. Es werden uns freilich von Athenäus manche Namen solcher Backwerke mitgetheilt, über die Zubereitung der meisten bleiben wir jedoch im Dunkeln. Nur so viel steht fest, daß man das Gebäck auf allerlei Weise füllte und den Römern selbst Pfannenkuchen wohl bekannt waren. Die Bäcker sowol wie die Conditoren waren Sklaven. Der Lactarius lieferte das eigentliche Kuchenwerk, bei dem Mehl und Milch die Hauptbestandtheile waren; der Pistor aber hatte für den eigentlichen Brotbedarf des Hauses zu sorgen. Mitunter jedoch versah ein Sklave beide Geschäfte.

Ein Tuch über den Tisch zu breiten, scheinen die Römer erst spät gelernt zu haben, wenigstens war dies noch nicht zu Augustus' Zeiten üblich, da der Tisch zwischen den Abtheilungen des Essens abgewischt wurde; nur Servietten, die jeder Gast sich mitbrachte, waren im Gebrauch und auch wol nöthig, da weder Messer noch Gabeln gereicht wurden, wie allmänniglich bekannt. Man gebrauchte nur eine Art Löffel, der am obern Ende spitz war und womit man die Schnecken und Muscheln aus ihrem Gehäuse zog und die Eier öffnete. Die Form dieser Löffel war rund oder oval. Nicht jede Schüssel mit Speisen wurde einzeln aufgetragen, sondern der ganze Gang mit einem mal. Solche Tafelaufsätze hießen Repositoria und waren anfangs sehr einfach, aus Holz gefertigt, später aber, mit der üppigen Pracht im Einklang stehend, so groß, daß sie die Tafel des ganzen Tisches bedeckten und nicht selten noch darüber hinausreichten. Die Schüsseln, in denen die Speisen sich befanden, waren

mehr tief als flach und hatten alle möglichen Formen, rund, viereckig und oval; sie waren bedeckt und offen, mit und ohne Henkel u. s. w. Was den Stoff und die Arbeit betrifft, so waren sie aus Thon — die Töpferkunst blühte in Rom und namentlich in Etrurien frühzeitig —; schon zu Numa's Zeit gab es eine Töpferkunst. Dann auch aus Silber und Gold. Am gesuchtesten waren jedoch die aus korinthischem Erze, am zahlreichsten aber die bronzenen Geschirre. Es gab Gemmengefäße, reich mit Edelsteinen besetzt, und Becher, natürlich kleine, ganz aus Edelstein bestehend; auch Bernsteingefäße und wiederum künstliche Glasgefäße, welche die Geschicklichkeit unserer Glasschleifer weit hinter sich ließen.

Die Gefäße, welche für Getränke dienten, sind schon mit mehr Sicherheit anzugeben; jedoch wollen wir nur die Namen derselben, wie sie bei römischen Schriftstellern vorkommen, in der Kürze wiedergeben, ohne uns auf die Größe oder Form weiter einzulassen. Es gab überhaupt zwölf verschiedene solcher Gefäße, von denen aber nur zwei als wirkliche Trinkgeschirre gelten können: die Triens und Cyathis; höchst zierlich und geschmackvoll gearbeitet waren vorzugsweise die letztern. Sehr mannichfach waren auch die Becher. Es gab ganz flache, den Opferschalen ähnliche, aber auch Becher mit Henkeln, und ebenfalls wiederum kelchartige Becher. Ihr Stoff war sehr verschieden; sie waren von Thon, Glas, Holz oder Flechtwerk, von Silber, Gold und Edelsteinen. Einige hatten die Formen von Schuhen oder Beinen, andere von Kähnen oder Thierköpfen. Letztere wurden vorzugsweise zu Trinkhörnern gewählt und finden sich noch auf Vasen und Wandgemälden abgebildet. Auch ließ man wol unzüchtige Bilder auf die Becher schleifen. Mit diesen Trinkgeschirren trieben die vornehmen Römer bei Gastmählern zwar einen unglaublichen Luxus, aber

sie bewahrheiteten doch auch hierin den Ausspruch, daß Kunst und Grazie ihr ganzes antikes Leben durchdrang.

Für die eben erwähnten Gastmähler hatte jeder reiche Römer in seinem Hause wenigstens zwei Speisesäle, deren Lage sich nach der Jahreszeit richtete, in welcher sie benutzt wurden. Der für den Winter eingerichtete lag gegen Süden, der für den Sommer bestimmte gegen Norden. Auch gab man ihnen eine bedeutende Höhe, und Wasserkanäle, die durch diesen Saal geleitet waren, reinigten die Atmosphäre — und überdies fächelten noch Sklaven mit Pfauenfedern den Gästen Kühlung zu. Das Triclinium war gewöhnlich noch einmal so lang als breit und gleichsam in zwei Theile getheilt; den obern Theil nahm der Tisch und die ihn umgebenden Ruhebetten ein; der untere Theil blieb frei für die Bedienung, das Büffet, die Schauspieler, Vorleser u. s. w. An den Wänden liefen ringsum bis zu einer gewissen Höhe mit Drahtgittern versehene Etagèren, in denen das kostbarste Geschirr aufbewahrt wurde; auch Schenktische waren angebracht, auf denen Trinkgeschirre und andere Prunkgeräthe zur Schau ausgestellt waren: Vasen, Tafelaufsätze, Becher u. s. w. Es bedurfte nur eines Winkes des Hausherrn, um alle diese Gegenstände der Kunst und des Luxus den bewundernden Gästen vorzuführen.

Die Fußböden bestanden in der Regel aus musivischer Arbeit; aber in Erstaunen setzte die Erfindungskunst der Römer in den Mustern und Bildern. Die Decke war mit gleicher Pracht geschmückt; sie konnte durch eine verborgene Maschinerie verändert werden. Dies geschah bei jedem neuen Gange. Alle Bilder waren auf Elfenbein aufgetragen und konnten leicht umgedreht werden. Bronzelampen, mit Ketten von demselben Metall, hingen von der Decke herab; andere wurden durch Candelaber getragen. Diese waren äußerst

geschmackvoll gearbeitet und die unendliche Mannichfaltigkeit ihrer ebenso schönen als zweckmäßigen Formen zeugt von der außerordentlichen Erfindungskraft der Römer und ihrem Streben, einem jeden Gegenstande, der im täglichen Leben seine Anwendung fand, das Gepräge der Kunst aufzudrücken.

In der Regel kam man mit eintretender Dämmerung zu einem solchen schwelgerischen Mahle zusammen. Da man keine eigentliche Suppen genoß, so wurden den Gästen nur kleine Löffel gegeben, wie schon bemerkt. Die Fleischspeisen wurden von geschickten Tranchirern zerlegt und von den Dienern in kleine Stücke zerschnitten, die man gemächlich zum Munde führen konnte. Häufig wurde es den geladenen Gästen auch freigestellt, ungeladene Gäste, die man „Schatten" (umbrae) nannte, mitzubringen. Nach einer Regel, die man gern bei derartigen Gastereien befolgte, durfte die Zahl der Geladenen nicht unter der Zahl der Grazien sein und nicht die der Musen übersteigen. Jedoch gab es auch größere Mahlzeiten von sechzig und mehr Personen; diese wurden aber nicht im eigentlichen Speisezimmer, sondern in dem geräumigen Atrium gehalten, das mitunter 1000 Personen fassen konnte.

War bei den Mahlzeiten die den Göttern wohlgefällige Dreieinigkeit oder Dreizahl nicht überschritten, so nahm jeder Gast ein Sofa ein; im Gegentheil nahmen drei Gäste ein solches ein. Der Wirth hatte seinen Platz am obersten Ende des Tisches und saß dem vornehmsten Gast zunächst. Bei den Regeln, die der feine Anstand in Rom sanctionirt hatte, bedurfte es in den meisten Fällen nicht eines besondern Anweisens der Plätze für die einzelnen Personen wie bei uns: jeder wußte nach Schicklichkeit den seinigen zu wählen.

Nicht selten wurden die Gerichte mit Flötenspiel aufgetragen, die Gäste und die aufwartenden Diener mit Blu-

menkränzen geschmückt — und um der Mahlzeit noch mehr Relief zu geben, die Gäste während derselben mit Musik, Tanz, Possenspielen unterhalten, oder es kamen Pantomimen und Komödien zur Aufführung, ja selbst Gladiatoren mußten auftreten und sich zum Vergnügen der Gesellschaft wund schlagen. Um recht viele Speisen in den Magen aufnehmen zu können, bereitete man sich durch Brechmittel zur Mahlzeit vor, und war man später überfüllt, so machte man sich durch ein gleiches Experiment wieder Luft, kehrte zur Tafel zurück und aß mit erneutem Appetit weiter. „Vomunt ut — edant, edunt ut vomant", sagt Seneca. Um das Vomiren zu befördern, kitzelte man die hohen Fresser am Gaumen mit kostbaren Federn von fremden Vögeln, die zu diesem Zwecke nothwendige Utensilien jeder luxuriösen Haushaltung wurden. Kaiser Hadrian z. B. aß und trank sich bei jeder Mahlzeit so voll, daß er heimgetragen werden mußte, und wenn er nun mit offenem Munde bewußtlos dalag, nahte ein Sklave und kitzelte ihn mit einer Flamingofeder so lange im Halse, bis der Kaiser die genossenen Speisen wieder von sich gab.

Ebenso unmäßig war man auch im Trinken. „Bene vobis!" oder bisweilen „Bene mihi!" sprach man bei jedem Becher, den man leerte. Sehr gewöhnlich war es auch, drei Becher zur Ehre der Grazien oder wol gar neun Becher zur Ehre der Musen zu trinken. Wenn der Speisesaal nach einem solchen Gelage einem Schlachtfelde glich, wie Cicero sagt, das mit Verwundeten und Todten bedeckt war, so ist das wol glaublich. Mußte man doch bei jedem Gastmahl einen Theil der Gäste in bewußtlosem Zustande fortschaffen lassen. Aber dessenungeachtet waren Trunkenheit und Völlerei so wenig schimpflich, daß der berüchtigte Antonius in einer öffentlichen Volksversammlung, die Wirkungen eines nächtlichen Rausches empfindend, im

Angesicht aller Römer — wie wir es nennen — appelliren durfte, ohne daß ihm dies im geringsten übel gedeutet worden wäre.

Bisweilen erblickte man auch bei den römischen Gelagen, nach ägyptischer Sitte, ein Todtengerippe neben der Tafel, das die Gäste an ihre Sterblichkeit erinnern, sie aber zugleich auch aufmuntern sollte, das Leben froh zu genießen, weil der Tod nahe sei. Mit einem Blick auf das Skelet erhoben sie die Becher und riefen: „Viramus, dum licet esse bene!“ und tranken wohlgemuth den Becher leer.

Den Vorsitz bei einem jeden Trinkgelage führte ein Präses, der durch das Los gewählt wurde; er bestimmte, wie oft und wie viel jeder zu trinken hatte, und entschied auch die entstehenden Streitigkeiten. Dessenungeachtet kam es doch oft zu blutigen Raufereien, wozu hauptsächlich das Würfelspiel leicht Veranlassung gab. Der Abschiedstrank war nicht selten dem Mercur geweiht, damit er ihnen einen gesunden Schlaf schenken möchte. Wer dann noch gehen konnte, kehrte, von Musik und Fackeln begleitet, nach Hause zurück, wer aber nicht mehr Herr seiner Füße war, wurde fortgetragen, sammt dem Geschenke, das jeder Gast von dem Wirthe beim Abschiede empfing.

7.

Wirthshäuser und Wagen.

Im grellsten Contraste mit den Einrichtungen verschwenderischer Gastmähler standen die römischen Wirthshäuser.

Heutzutage bietet sich in jeder Stadt, auch der kleinsten, dem Reisenden ein Gasthaus dar, wo schnellfüßige Kellner ihn empfangen und allen seinen Wünschen entsprechen. Mag das Gasthaus nun in der Stadt oder an der Landstraße liegen, so ist es doch mit wenigen Aus-

nahmen so eingerichtet, daß man wol einige Stunden dort verweilen kann, um sich auszuruhen und zu erquicken.

Im Alterthum war das anders — und mußte es sein, denn die Industrie kann sich nur da ausbilden, wo das Bedürfniß dazu vorhanden. Die Reiselust war aber damals, mit heute verglichen, kaum bemerkbar. Das heutige Fluten und Ebben unzähliger ankommender und abgehender Fremden war den Römern völlig unbekannt. Demzufolge blieben auch ihre Wirthshäuser verwahrlost oder spielten doch nur eine untergeordnete Rolle, zumal der römische Bürger fast überall Verbindungen und mithin nicht nöthig hatte, in Wirthshäusern einzukehren. Aus diesem Grunde dienten größtentheils die vorhandenen Gasthäuser nur für die niedern Schichten der Gesellschaft, und waren denn auch, diesem Zwecke entsprechend, häufig, um nicht immer zu sagen, sehr gemeiner Natur, und in ihrer Einrichtung unsern Gesellenherbergen zu vergleichen, wenn sie nicht noch unter ihnen standen. Sie waren häufig von so gemeiner Natur, daß ein anständiger Mann nur in der äußersten Noth von ihnen Gebrauch machte, nur gezwungen die Ehrlosigkeit der Wirthe erprobte.

Jedoch können wir uns nicht dem von Zell in seinen „Ferienschriften" über die Wirthshäuser der Alten Gesagten unbedingt und in allen Stücken anschließen. Uns dünkt, Herr Zell dürfte das Wirthshausleben der Römer doch etwas zu einseitig und in zu grellem Lichte aufgefaßt und insbesondere nur die Wirthshäuser in Rom selbst, die Cauponä und die Popinä (Garküchen) im Auge gehabt; diejenigen aber, von denen eigentlich die Rede sein sollte, welche man nämlich auf Reisen berührte, gänzlich außer Acht gelassen haben. Die vornehmen Römer brachten nicht, wie bei uns geschieht, die Abende an solchen öffentlichen Orten zu und kannten auch überhaupt weder

Clubs noch Vereine, oder unter welchem Namen sie sonst unter uns vorkommen. Dergleichen Oerter standen daher, wie auch die Garküchen und Weinschenken, bei den angesehenen Römern in demselben übeln Rufe wie bei den Athenern, wenn wir uns an Sokrates' Worte halten wollen. Erst in viel spätern Jahren gab es in Rom öffentliche Oerter, wo auch die gebildeten Klassen allabendlich die müßigen Stunden zubrachten. Da war aber schon das öffentliche Leben der Römer in zunehmendem Verfall und die Angelegenheiten des Staats wurden bereits mit Gleichgültigkeit behandelt; aber dennoch waren diese öffentlichen Oerter ganz anderer Art als die Popinä, wie wir gleich erfahren werden.

Schenken wir zunächst denjenigen römischen Wirthshäusern einige Aufmerksamkeit, welche sich den Reisenden an den Landstraßen zur Benutzung und Einkehr darboten und die Horaz in seiner „Reise nach Brundusium" so launig beschreibt.

„War denn Horaz kein honneter Mann?" möchte der Leser fragen und auf unsere obige Aussage hinweisen.

Gewiß, das war er und noch dazu reiste er ja in Begleitung des Mäcenas. Aber es liegt in der Natur der Sache, daß selbst ein angesehener Mann, wenn er auch die ausgebreitetsten Verbindungen hat, dennoch gezwungen werden kann, von den öffentlichen Wirthshäusern Gebrauch zu machen, weil kein gastliches Dach eines Bekannten in der Nähe ist.

Mit den Worten:

> Egressum magna me excepit Aricia Roma
> Hospitio modico —

betritt Horaz die Caupona und gibt durch sie deutlich zu verstehen, daß es weder ein Staatshospitium noch ein Gastfreund war, bei dem er eingekehrt, für den auch übrigens

das Hospitium modicum eben kein Compliment gewesen wäre. Und nun gar, daß er des schlechten Wassers wegen nicht essen kann. Später freilich, als Mäcenas sich mit ihm vereinigt, tritt ein anderes Verhältniß ein; aber dennoch wird er nachmals gezwungen, sein Nachtlager in einer Caupona zu nehmen. Denn daß es ein öffentliches Haus gewesen, beweist schon die saubere Geschichte von der erwarteten Dirne zur Genüge. Wenn nun schon das Wasser in einem solchen Zustande war, daß dem Dichter alle Lust zum Essen verging, wie muß da vollends erst alles übrige Ekel erregt haben! Welche Augen wol die Cynthia gemacht, als sie auf der Flucht mit ihrem begünstigten Liebhaber einmal in solcher Taberna eingekehrt? Wie das Herz ihr wol gehämmert, als sie wieder in eleganter Equipage dahinbrauste! Als erste Bitte hat sie gewiß den Wunsch geäußert, in einem solchen Wirthshause nicht das Leben beschließen zu wollen. Das Beste von allem, was in einem römischen Wirthshause verschenkt wurde, war vielleicht noch der Wein, denn der scherzhafte Martial wünscht sich fürs Leben neben dem Lanius (Fleischer) einen Caupo, womit für Speise und Trank gesorgt wäre.

Für die niedern Stände und Sklaven mag ein derartiges Etablissement ausgereicht haben, gleich wie die Taberna, was einen Laden bedeutet, wo alle möglichen Waaren verkauft wurden; selbst die Tensores, die Medici, die Argentarii hatten ihre Tabernen, aber nicht nur an den Landstraßen, sondern auch in Rom selbst. Und hier ging es mitunter recht lebhaft her.

Während die Besitzer einer Caupona mehrentheils nur über die Straße verkauften, verspeiste man in einer Popina sein Gericht mit der größten Unanständigkeit nach römischem Begriff: sitzend auf Stühlen. Darauf bezieht sich das treffende Epigramm Martial's. Später trieben sich in diesen

Speisehäusern auch Wüstlinge aus den höhern Ständen herum, denn daß man dort trotz alledem gut zu leben verstanden, wenn nur die Mittel vorhanden, beweist Syricus, dem es möglich geworden, hier in kurzer Zeit 2 Mill. Fr. durchzubringen.

Außer den erwähnten Popinä gab es noch Ganeä, Oerter der offenbaren Leidenschaft, ich meine Liederlichkeit. Wenn unter solchen Umständen und Verhältnissen der Stand der Wirthe bei den alten Römern tief verachtet erscheint, so ist das durchaus nicht zu verwundern, zumal sie in Griechenland wie in Rom wegen Betrugs, Verfälschung der Waaren und Bevortheilung aller Art berüchtigt waren. Allein, das war es nicht allein — behauptet Becker —, auch schon die Popina bot, wenn nicht immer, doch häufig den Verein aller Liederlichkeit dar und mochte zwischen ihr und einem Bordell oft kein Unterschied sein. Deshalb vertritt auch bei Plautus wirklich der Leno die Stelle des Caupo, und was der Pseudo-Virgil von der Copa Syrisca singt, ist zwar ganz einladend, aber doch nicht sehr züchtiglich. Wenn also diese schmuzigen Kneipwirthschaften unter Aufsicht von Aedilen gestellt wurden, so finden wir das auch ganz in der Ordnung und können uns zu etwas anderm wenden, zu den Wagen der Römer.

Daß die Römer ebenso gut wie wir ihre Staats-, Reise- und Miethwagen hatten, ist längst erwiesen, wenn auch die Mittel des Fortkommens nicht so regelmäßig und organisirt waren, wie unser Postwesen es ist. Und wie konnte das auch bei dem überwiegenden Hange der Römer zur Bequemlichkeit anders sein? Für Fußreisen hatte der Römer auch nicht die geringste Neigung, was aber vielleicht mit den klimatischen Verhältnissen des Landes zuzuschreiben sein möchte. Um daher von einem Orte zum andern ohne eigene Anstrengung zu kommen, sagt Becker, bediente man

sich sowol zur Reise wie auch innerhalb der Stadt der Lectica, d. i. Sänfte, die im Innern mit der Form eines Sofas einige Aehnlichkeit, ein Verdeck von Leder und Rouleaux hatte. Das Gestell war der Leichtigkeit wegen aus Holz und mit Gurten überzogen, auf denen eine weiche Matratze und ein Kopfkissen lag.

So einfach diese Lectica auch anfangs gewesen sein mag, so trieben die Römer doch später einen raffinirten Luxus damit, indem sie sich in Verzierungen mit Silber, Gold, Elfenbein, prächtigen Decken und kostbarem Holze überboten und die Zahl der Sänftenträger von zwei auf vier, ja endlich auf acht hinaufschraubten. Diese Sänftenträger, die das verschlossene Kanapee mit dem darauf hingestreckten Insassen tragen mußten, erscheinen uns wie gekochte Krebse, ich meine, sie zeichneten sich durch eine rothe Livree aus. Der Gebrauch dieser Lectica datirte sich von dem Siege der Römer über Antiochus und wurde unter den Kaisern allgemein. Man bedien sich ihrer für Gesunde und Kranke, für Männer und Frauen, auf dem Lande und in der Stadt.

Die Wagen kamen erst viel später in Gebrauch. Es gab derer zwei Arten: Wagen mit zwei und Wagen mit vier Rädern. Die erste Art war ein leichtes unbedecktes Cabriolet, dessen man sich insbesondere zu schnellen Reisen bediente und das von Maulthieren oder von Pferden gezogen wurde. Dieser zweiräderige Wagen hieß Cisium. Das Essedum hatte zwar auch nur zwei Räder, war aber doch nichts weiter als ein britischer Streitwagen, wenn es auch schon zu Cicero's Zeiten ebenfalls zu Reisen häufig gebraucht wurde. Ein anderer Staatswagen hieß Carpentum; dieser wurde häufig bei öffentlichen Feierlichkeiten und auch zur Reise benutzt und hatte seidene Vorhänge. Am meisten jedoch ward der Corvinus als Reisewagen gebraucht,

der viele Aehnlichkeit mit einem Planwagen reisender Seiltänzer und Aequilibristen hatte, an drei Seiten gänzlich geschlossen und nur vorn offen war, wie wir aus einem Epigramm Martial's ersehen.

Von den vierräderigen Wagen war die Rheda oder Reda wol der größte. Sie diente ausschließlich nur als Reisewagen und zwar ganzen Familien sammt ihrem Gepäck; sie ist zweifelsohne gallischen Ursprungs. Ihr ähnlich, nur etwas kürzer und auch eleganter und sogar zum Schlafen eingerichtet, war die Carruca; diese wurde mit Maulthieren bespannt und blähte sich in spätern Jahren als Staatscarrosse mit vergoldeten Rädern und reicher Silberverzierung, während aus den Büchsen der Räder bronzene Medusenhäupter hervorschauten und der Kutschkasten mit schön ciselirtem Laubwerk in Bronze geschmückt war. Das Petorritum, ebenfalls vierräderig, diente für die Dienerschaft, ohne daß wir jedoch behaupten wollen, als sei es nur für diese ausschließlich bestimmt gewesen. Der Luxus und die Verschwendungen an diesem Wagen gehen ins Unglaubliche, weshalb auch Plinius dagegen so stark eifert und der Censor Claudius darüber die Vernichtung ausspricht.

Die Bespannung der Wagen war von der unserigen durchaus verschieden. Die Zugthiere gingen nicht an Strängen, sondern an einem Joche, das ihnen auf dem Nacken lag, an der Deichsel befestigt war und gewöhnlich zwei Einschnitte hatte, in welche die Wölbung des Nackens paßte. Mitunter war es aber nur ein einfacher Holzbügel, besonders dann, wenn der Wagen nur mit einem Thiere bespannt war, das dann in einer Gabel ging. War aber der Wagen mit mehr als zwei Thieren bespannt, so zogen die äußern in Strängen wie bei uns. Am beliebtesten scheint zu diesem Geschäft eine kleine gallische Pferderasse,

Manni genannt, gewesen zu sein. Diese Pferde waren ein Gegenstand des Luxus und kündeten den Reichen an.

Jedoch würden wir irren, wollten wir annehmen, daß die Römer immer mit eigenen Pferden gefahren seien. Es gab schon damals Miethwagen und Miethpferde, wie auch gewisse Stationen, wo diese gewechselt wurden, gleich unsern Extrafuhren. Der ganze Unterschied möchte vielleicht darin bestanden haben, daß Wagen und Pferde nicht dem Staate, sondern Privatpersonen angehörten.

Als Zwitter zwischen Wagen und Lectica müssen wir noch die Basterna anführen, die nicht von Sklaven, sondern von zwei vorn und hinten in einer Gabel gehenden Maulthieren getragen wurde, was unstreitig einen allerliebsten Anblick in dem bunten Menschengewühl gewährt haben mag, wenn die sechste Stunde geschlagen, wo ein allgemeiner Stillstand der Geschäfte einzutreten pflegte, und das Frühstück, wie wir wissen, eingenommen wurde. Dann suchte jeder Hausirer, wenn irgendmöglich, noch etwas vorher zu verdienen, und namentlich bot dann die Subura, der Gemüsemarkt, eine unterhaltende Augenweide dar. Hier wurden die ärmsten Klassen zu einem Gericht gekochter Kichererbsen für ein As eingeladen; dort rief ein Garkoch mit Stentorstimme dampfende Würste aus, oder es versammelte sich die neugierige Menge um einen ägyptischen Gaukler, um dessen Glieder sich die giftigsten Schlangen ringelten; hier stand eine Gruppe Männer und Frauen, das an die Mauer eines öffentlichen Gebäudes gemalte Programm der nächsten Gladiatorenkämpfe lesend. An den Pfeilern und Säulen der Hallen aber saßen bereits an Tischen Dürstende und sprachen der vorsichtig mit einer Kette befestigten Flasche zu. Haarkünstler, Salbenhändler, Fleischer, Garköche liefen geschäftig durcheinander und schufen jeden Augenblick neue Hindernisse für das Weiterkommen der Ba-

sterna. Hatte man aber endlich das Heiligthum der Camönen erreicht, so waren auch alle Schwierigkeiten überwunden und die Maulthiere konnten sichern Schritts ihre Wanderung fortsetzen und den geladenen „Büchervorrath“ an Ort und Stelle bringen.

„Gab es denn schon damals Buchhändler?“

So gewiß, wie es schon damals Bibliotheken gab. Wir wollen auf beide Gegenstände näher eingehen.

8.

Bücherwesen und Bibliotheken.

Das Papier ward im Alterthum nicht aus Lumpen, sondern aus feinen Basthäuten der in Aegypten und Vorderasien wachsenden Papyrusstaude verfertigt, indem man die einzelnen Häute in gleichlange Streifen schnitt und nach vorhergegangener Bleichung und andern, leider verloren gegangenen Zubereitungen mit feinem Leim so aneinander klebte, daß der folgende Streifen etwa ein bis zwei Finger breit über dem andern lag. Die dadurch entstandenen Unebenheiten wurden möglichst gut geglättet. Die Höhe und Breite der sogenannten Volumina (Rollen) war höchstens 13 Zoll, mindestens 6 Zoll. Ganz wie jetzt unterschied man schon damals mehrere Sorten des Papiers. Die beliebteste und schönste Sorte hieß bei den Römern Augustiana, eine zweite Livia und eine dritte Hieratica. Ueberhaupt gibt Plinius acht verschiedene Papiersorten an. Die schlechteste hieß Emporetica; sie wurde nur als Packpapier benutzt, daher auch ihr Name.

Als Haupttugenden des Papiers galten den Römern Durchsichtigkeit, Glanz, Dichtigkeit und Güte, alles Eigenschaften, die wir bei unsern jetzigen Papiersorten häufig umsonst suchen. Pergament war weit weniger im Gebrauch,

weil der Stoff (Eselshaut) seltener und kostbarer war. Wenn außerdem noch Schriften auf Leder, Leinwand oder gar Seide erwähnt werden, so sind das Unvollkommenheiten früherer, oder Corruptheiten späterer Zeiten. Für Briefe, Notizbücher, Verzeichnisse u. s. w. bediente man sich kleiner mit Wachs überzogener Täfelchen, die wie ein Etui verschlossen werden konnten.

Die Tinte, eine unserer Tusche ähnliche Substanz, wurde nach Plinius aus Gummi und Ruß gemischt. Die Dicke dieser Masse ließ die Schriftzüge stärker hervortreten, als bei unserer Tinte der Fall ist. Mitunter ward auch der Saft der Sepia als Tinte gebraucht. Farbige Tinte scheinen die Römer nicht gekannt zu haben; erst viel später versuchte man aus Mennige rothe Tinte zu bereiten. Wie bei den Römern in allem ein niemals übertroffener Luxus herrschte, so auch bei den Tintenfässern: sie waren mehrentheils aus Bronze mit Goldzierath, ja oft aus massivem Silber oder Gold. Ihre Formen waren verschieden, alle aber geschmackvoll. Leider sind nur wenige uns erhalten.

Statt der Feder diente den Römern ein zugeschnittenes Rohr, dessen Vaterland Aegypten war; doch mag dasselbe auch aus andern Ländern gekommen sein. Die Schrift war gewöhnlich in vier bis sechs Zoll breite Columnen getheilt und zur Scheide zwischen dieselben Linien mit Mennigefarbe gezogen. In alten Handschriften jedoch erscheinen diese Striche gewöhnlich weiß. Aus Sauberkeit oder auch aus Schicklichkeit ward stets nur die eine Seite der Blätter beschrieben. War eine Schrift mislungen, so wischte man sie auch wol aus und beschrieb sie noch einmal. Die Rückseite wurde mit einer gelben Masse oder mit Safranfarbe überzogeu, um die Schrift gegen Insekten und Würmer zu schützen. Erst wenn das ganze Werk beendet, befestigte man

an den letzten Streifen das Rohr, um welches es gewickelt werden sollte. Durch das ausgehöhlte Rohr wurde ein zweites Stäbchen gesteckt, an dessen beiden Enden Knöpfe von Silber, Gold oder Elfenbein befindlich waren, die oben und unten aus der Rolle hervorragten. Die so aufgerollte Schrift ward nun in eine den Einband unserer Bücher vertretende Pergamenthülle gesteckt, welche die Römer Membrana nannten. Diese Hülle ward wieder mit Purpurfarbe oder mit einer schönen gelben Farbe überzogen. Endlich kam noch der Titel, den man, außer am Anfange und Ende der Schrift, noch speciell auf einen besondern Papier- oder Pergamentstreifen mit Mennige zu schreiben pflegte. Das Anhängen der Titel, das Zusammenleimen, das Einpacken u. s. w. besorgten die Glutinatores; die ganze übrige Ausstattung jedoch die Buchhändler. Nachträglich muß noch erwähnt werden, daß es schon damals üblich war, das Bild des Verfassers dem Werke beizugeben.

In den ältesten Zeiten freilich, wo es noch wenige Bücher und ein weniger großes Lesepublikum gab, schrieb jeder sich selbst die Werke ab, die er zu besitzen wünschte, oder ließ sie vielmehr von einem Sklaven abschreiben. Als aber allmählich ein stärkeres Verlangen nach in- und ausländischen Büchern sich zeigte, als Gebildete und Bildung Affectirende es unternahmen, sich Büchersammlungen, sei es nun als ein nothwendiges oder als ein fashionables Bedürfniß, anzuschaffen, da machten sich viele Leute aus der Befriedigung dieses Bedürfnisses ein einträgliches Geschäft oder Gewerbe. Schon zu des Augustus Zeit blühte der Buchhandel zu Rom, und in Griechenland noch einige Jahrhunderte früher. Je ergiebiger sich nun dies Geschäft gestaltete, desto mehr Leute fanden sich versucht, darin ihr Glück zu versuchen. Bald hielten sich denn auch die Buch-

händler ganze Scharen von abschreibenden Sklaven oder Freigelassenen; denn die Incorrectheit der meisten alten Handschriften erweist, daß die Schreiber nur selten ein tieferes Verständniß dessen hatten, was ihnen dictirt oder zur Abschrift übergeben wurde. So ward auch das Abschreiben selbst ein Gewerbe. Je mehr Exemplare, desto mehr Sesterzien, und wer weiß, ob die schlauen römischen Buchhändler nicht förmlich fabrikmäßig und auf Accord arbeiten ließen.

Zu Martial's Zeit wenigstens hatten die Librarii schon ihre Läden (tabernae), vor denen an einem Pfeiler oder einer Säule die verkäuflichen Bücher angeschrieben hingen. Der Preis der Bücher muß jedoch im Verhältniß sehr gering gewesen sein, denn der eben erwähnte Autor sagt einmal: „Für 5 Denare gibt dir der Buchhändler den Martial." Kann hiermit auch nur sein erstes Buch gemeint sein, so enthält dasselbe doch 119 nicht allzu kurze Epigramme. Und Tryphon verkaufte sogar seine „Xenien", die einen heutigen Druckbogen in Octav füllen möchten, für 2 Sesterzien, ungefähr 2 Groschen.

„Wie war denn aber das Verhältniß der Verfasser zum Verleger?"

So viel steht wol fest: dem alten Schriftsteller war es vorzugsweise um die Ehre zu thun; mitunter mögen aber allerdings politische Rücksichten außer den ethischen zu Grunde gelegen haben. Wir finden erwähnt, daß dem Plinius für seine „Commentare" nicht weniger als 400000 Sesterzien (circa 16000 Thlr.) geboten wurden, eine Summe, die den Honoraren, welche einzelne moderne Schriftsteller für ihre Werke erhielten, wol nichts nachgeben möchte.

Wir erfahren durch Horaz wie auch durch Martial, daß der römische Buchhandel überaus ergiebig gewesen und Leute wie Tryphon, Sosius, Secundus u. a. schon nach kurzer Zeit ihres Betriebs steinreiche Leute geworden waren. All=

mählich verbreiteten sich die Librarii denn auch über alle Provinzen des römischen Reichs und zwar derartig, daß Martial von seinen eigenen Epigrammen sagen konnte: „Sie würden ebensowol in Italien und Griechenland als in Gallien und Britannien gelesen.“ Uebrigens wurden die Tabernä der Buchhändler ganz wie die der Vorhallen der Bäder, nämlich als Versammlungsplätze der Gebildeten und speciell der Gelehrten= und Künstlerwelt benutzt.

So wie heutzutage in dem Hause eines reichen Briten eine Bibliothek als unerlaßliches Hausgeräth angesehen wird, ebenso gehörte sie dem vornehmen Römer und Griechen zum completen Hausstande. Hierin liegt gleichsam schon ausgedrückt, daß man schon in dem alten Rom ganz wie jetzt, nicht sowol aus wissenschaftlichem Drange oder Interesse, als vielmehr des nobeln Scheines wegen Privatbibliotheken anlegte. Seneca geiselt diese Sucht, gelehrt und gebildet scheinen zu wollen, etwas derb und erzählt, daß ganz dumme Emporkömmlinge so viel Bücher zusammengekauft hätten, daß sie Zeit ihres Lebens nicht einmal die Titel derselben übersehen konnten. So soll z. B. ein gewisser Sammonicus nicht mehr als 62000 Bücher in seiner Bibliothek gezählt haben. Die Einrichtung der Bibliothekzimmer war mit wenigen Ausnahmen durchgehends folgende: es war meist ein verhältnißmäßig kleiner Raum; an den Wänden standen ringsum offene, mannshohe, hölzerne Schränke, in denen auf Börtern die Rollen lagen. Mitunter waren auch durch die Mitte des Zimmers Schränke aufgestellt, wodurch der so schon kleine Raum nicht wenig beengt und ein Studium der Schriften daselbst fast unmöglich gemacht wurde. Diese Bücherschränke, die man später mit Büsten und Porträts berühmter Männer schmückte, glichen unsern Repositorien; doch fanden auch Statuen der Musen u. s. w. dort ihren Platz.

Zur Beaufsichtigung der Bibliothek hielt der Vornehme sich eigene Sklaven, die auch wol nebenbei diejenigen Bücher abschrieben, welche man in genauerer Abschrift zu besitzen wünschte, als die waren, welche die Buchhändler feil boten.

Die erste Bibliothek Griechenlands soll von Pisistratus in Athen eingerichtet worden sein, Aristoteles die erste größere Privatbibliothek besessen haben. Dagegen finden wir die ersten Anfänge von Staatsbibliotheken in Rom 30 Jahre vor Christo; was aber von einer öffentlichen Bibliothek der Octavia gesagt wird, scheint Fabel zu sein.

9.

Begräbnißfeierlichkeiten.

Die Feierlichkeiten und Gebräuche bei der Bestattung eines entseelten Körpers wurden von den Römern nach und nach mit einem Pomp, Ceremoniel und eitelm Gepränge betrieben, wie sie selten bei uns zum Vorschein kommen, obgleich wir eine einfache Bestattung doch gerade nicht lieben und bei der „letzten Ehre" ungemein viel Geld verschwenden, um — oft abgeschmackt und lächerlich zu erscheinen. Die alten Römer aber überschritten alles Maß und Ziel!

Nach dem „letzten Kuß", den man dem Verstorbenen gegeben, drückte man ihm die Augen zu und stellte eine Cypresse vor die Hausthür, damit jeder Vorübergehende durch dieses Trauerzeichen erfahre, daß ein Bewohner des Hauses dem Schattenreiche verfallen sei. Darauf wurde der Entschlafene bei Namen gerufen, oder überhaupt lautes Geschrei und Wehklagen angestimmt, um sich zu vergewissern, daß er nicht nur scheintodt sei. Blieb jeder Belebungsversuch erfolglos, so ward der Tod, wie das Gesetz es befahl, angemeldet und wie bei der Geburt im Tempel der

Juno Lucina ein Opfer oder eine Abgabe entrichtet. Es erschienen die Diener des Leichenbestatters, welche den mit heißem Wasser gewaschenen Leichnam von dem Brete abnahmen, ihn salbten und wenn möglich ihm die Spuren des letzten Kampfes zu verwischen suchten. Jetzt legte man dem Entschlafenen das seinem Stande zukommende Kleid an. Hatte er sich während des Lebens durch Verdienste um den Staat einen Ehrenkranz erworben, auch diesen. Sonst war das Bekränzen der Todten in Rom lange nicht so allgemein als in Griechenland, jedoch wurden wol vor der Bahre her Blumen und Laub gestreut. Hatte der Pollinctor sein Geschäft beendet, so ward der Leichnam auf ein Paradebett gelegt und neben ihn eine Rauchpfanne gestellt. In dieser Stellung verblieb er sieben Tage; am achten aber, um die vierte Stunde, durchschritt ein Herold die Gassen und lud mit lauter Stimme das Volk ein zum Leichenbegängnisse und den damit verbundenen Spielen. „Ein Quirit ist gestorben!" rief er. „Wer sich dem Leichenzuge anschließen will, der säume nicht! Die Zeit ist da, — der Todte wird aus dem Hause getragen!"

Gewöhnlich strömten nun Schaulustige und Neugierige in Massen herbei und stellten sich vor dem Hause auf, um Zeuge des Gepränges zu sein. Zur bestimmten Stunde setzte sich der Leichenzug in Bewegung. Voran schritten die Tibicines, deren Zahl gesetzlich auf zehn beschränkt war, und geräuschvolle Musik. Dieser folgten die Klageweiber, welche die Nänia, ein klagendes Loblied, auf den Verstorbenen sangen. Seltsamerweise schlossen sich an diese die Präficä, die Mimen und Tänzer, welche nicht allein ernste Betrachtungen und Stellen tragischer Dichter auf den gegenwärtigen Todesfall anstimmten, sondern im schreiendsten Contraste zu dem übrigen Trauergepränge als wirkliche Possenreißer auftraten, mit Becker zu

reden, während einer von ihnen, vermuthlich der Archimimus, die Persönlichkeit des Verstorbenen nachahmte.

Mitunter, doch selten, hatten die römischen Leichenbegängnisse auch wol einen ernstern Charakter, wobei aber immer alles auf tragischen Effect und Aufregung berechnet war. Nach den Possenreißern folgten die Imagines; wir wissen jetzt, daß es Menschen waren, die in Größe und Figur den vorzustellenden Personen glichen, die Wachsmasken der letztern vor das Gesicht nahmen und in der jedem zukommenden Tracht nebst allen gebührenden Insignien dem Lectus voranschritten. So zog also, sagt Becker, die ganze Reihe der Ahnen, durch lebende, in geeigneter Weise costümirte Menschen repräsentirt, der Leiche voran, und es beschränkte sich dies nicht allein auf die der Ascendenz nach unmittelbaren Vorfahren, sondern die Seitenverwandten sendeten ebenfalls ihre Imagines zu dem Zuge. Daß aber diese immer auf Wagen gefahren, möchte zu bezweifeln sein; wenigstens fehlen Beweise für diese Behauptung. Auch wurden die Tabellä nur bei ruhmvollen Kriegern vorgetragen; ebenso die Räucherpfannen.

Jetzt erst folgte der Funus selbst, etwas aufgerichtet liegend, auf einer Lectica, die bei Vornehmen von Elfenbein, oder doch mit elfenbeinernen Füßen versehen war. Die Särge waren gewöhnlich aus Holz, doch auch aus kostbarerm Material; die Sarkophage aus Stein und Marmor.

Der Leichnam lag auf purpurnen, mit Gold durchwirkten Decken. Hatte der Verstorbene Verwandte, so trugen diese den Lectus, war dies nicht der Fall, die durch das Testament freigelassenen Sklaven; selbst Ritter, Senatoren, Magistratspersonen, ohne daß wir das letztere jedoch als eine allgemeine Sitte hinstellen wollen. Nur die niedern Stände bedienten sich eigener Träger und die Armen und Sklaven wurden in einem bedeckten Sarge zum

Ruheplatz getragen, selbstverständlich ohne alles Gepränge. Dem Lectus folgten die Erben und Verwandten in schwarzen Gewändern, freigelassene Sklaven mit bedecktem Haupte, und andere Freunde und Bekannte, selbst Leute aus dem Volke, die aber beim Thore wieder umkehrten.

Vor dem Forum wurde die Leiche niedergesetzt und ein Verwandter begab sich auf die Rednerbühne, wo er dem Entschlafenen eine Lobrede hielt, die allzu häufig mit gar zu lebhaften Farben die Verdienste schilderte, die Schattenseite des Verstorbenen aber gänzlich umging, nach dem Spruche, von dem Todten solle man nur Gutes sagen. Selbst Frauen von besonderer Auszeichnung wurde diese Ehre zu Theil. War diese Feierlichkeit beendet, so setzte sich der Trauerzug wieder in Bewegung nach dem Orte der Bestattung. Hier angekommen, war man begierig zu erfahren, ob der Leichnam beerdigt oder verbrannt werden sollte. Das Begraben war die ältere Sitte; erst Sulla ließ sich verbrennen. Jedoch konnte eine Bestattung zur Erde auch neben der Verbrennung stattfinden, nur vertrat dann die Stelle des Grabhügels die Todtenkammer, in welcher der Aschenkrug aufbewahrt wurde. Das Verbrennen geschah neben dem Grabmale, oder auch an einem andern Orte, doch war der Scheiterhaufen, nach Maßgabe der Vermögensumstände und des Standes der Verstorbenen, nicht nur verschieden decorirt, sondern auch von verschiedener Höhe, auf den der Leichnam gelegt und Odores über ihn ausgeschüttet, auch wol Kränze, abgeschnittene Haarlocken und selbst eßbare Gegenstände hinaufgeworfen wurden. Der „letzte Kuß“ gab sodann das Signal: abermalige laute Klagelieder wurden angestimmt, während ein Mitglied der Familie, oder auch wol mehrere derselben, mit abgewandtem Gesichte den Holzstoß anzündeten, was eine leichte Arbeit war, da derselbe nur aus Pech und anderm leicht brenn=

baren Material bestand. Während des Verbrennens führten Gladiatoren auch wol Kämpfe auf.

War der Scheiterhaufen niedergebrannt, so wurde die noch glühende Asche gelöscht. Dies geschah zu Plinius' Zeit selbst mit Wein; auch Virgil bemerkt dies ebenfalls. Sodann sammelte man die Gebeine, besprengte sie nochmals mit Wein und Milch, trocknete sie hierauf mit leinenen Tüchern, mischte unter die Asche allerlei wohlriechende Flüssigkeiten, selbst Narden, und sammelte nun die Asche in eine steinerne oder metallene Urne, die ausnahmsweise auch wol aus Porphyr, selbst aus Silber und Gold oder aus eingesetztem Glase in Blei war.

Das Grabmal selbst ward indessen auch mit wohlriechenden Flüssigkeiten besprengt und das sogenannte Thränenfläschchen, mit Salben und wohlriechendem Rauchwerk gefüllt, in dasselbe gesetzt. Am Schlusse der Bestattung rief die Versammlung dem Todten noch das letzte Lebewohl nach, reinigte sich durch Besprengung mit geweihtem Wasser und ging auseinander, um am neunten Tage nach der Beisetzung sich wieder zu einem Opfer- und Todtenmahle am Grabe zu vereinigen; selbst der Todte erhielt eins, aus einfachen Speisen bestehend (wobei die Bohnen jedoch nie fehlen durften), das man ihm auf das Grab setzte, welches man mit Kränzen, mitunter goldenen, schmückte und mit Milch, Honig, Oel und wohlriechenden Essenzen besprengte. Auch stellte man wol Lampen und andere Gefäße auf dasselbe.

Die alsdann folgenden Gastmähler in dem Sterbehause waren dagegen höchst schwelgerisch und der dabei stattfindende Luxus überstieg alle Grenzen, wie Horaz andeutet, und war so recht entsprechend dem Charakter der genußsüchtigen Römer. Auch noch lange nach der Bestattung gedachte man des Verstorbenen mit großer Pietät und gab dies bei verschiedenen Gelegenheiten auf vielfache Weise zu erkennen,

wohin hauptsächlich der Geburtstag des Entschlafenen zu rechnen ist. Ueberdies wurde alljährlich im Februar noch ein allgemeines Todtenfest gefeiert, das sowol in seiner Anordnung wie in seiner Ausführung einem Lucullus die Ehre streitig machte, auf das Prädicat Todtenmahl aber gewiß keinen Anspruch machen konnte.

Vielleicht erwartete der Leser, daß ich die Begräbnißfeierlichkeiten der Römer auch in religiöser, architektonischer und privatrechtlicher Beziehung erwähnen würde — das aber lag außer dem Bereiche dieser Skizzen. Freilich in religiöser Hinsicht fehlt uns noch immer ein erschöpfendes Werk. Möchte ein Begabterer sich an diese verdienstliche Arbeit machen und diese Lücke, welche von vielen schmerzlich bemerkt werden dürfte, ausfüllen.



Ueber die Urzeit der Indogermanen.

Von

Ferdinand Justi.



1.

Einleitung. Gebiet des indogermanischen Stammes.

Es hat einen eigenthümlichen Reiz für uns, wenn uns das Leben eines berühmten Menschen vorliegt, auch mit dessen erster Kindheit und Jugendzeit, mit seiner persönlichen und Naturumgebung, die ihm die ersten Anregungen gegeben und seine ersten Interessen geweckt hat, uns bekannt zu machen. Und wie viel hängt von diesen Dingen ab! Wie oft erzählen uns die Biographien bedeutender Persönlichkeiten, daß irgendeine Gelegenheit in ihrer frühen Jugend sie auf die Bahn gelenkt hat, auf welcher sie ihrer Mit- und Nachwelt Ursache zur Bewunderung gaben! Was hier beim einzelnen Menschen der Fall ist, wiederholt sich im großen bei einem Volke, dessen Geschichte nicht mit Unrecht so oft mit der des einzelnen Menschen verglichen wird. Es tritt aber hier der eigenthümliche Fall ein, daß die Kindheit großer Culturnationen in einem Dunkel liegt, welches durch keine schriftlichen Aufzeichnungen für uns aufgehellt wird; und daß Völker, welche noch in der Kindheit stehen, die Naturvölker, nicht jenes culturgeschichtliche Interesse bei uns erwecken, da sie nur dem Anthropologen für die Untersuchungen über Art- und Rassenunterschiede, über

die physische Geschichte des Menschen von Wichtigkeit sind. Das culturgeschichtliche Interesse steigt aber, je eingehender die politische Stellung, je höher die Civilisation und Cultur eines Volks uns erscheint.

Wenn ich nun im Folgenden einige Bemerkungen über die Urzeit des indogermanischen Stammes vortragen möchte, so wird es wol angemessen sein, zunächst mit einigen Sätzen den Sinn und Umfang der Aufgabe darzulegen, welche mit jenen zwei Worten bezeichnet ist. Obwol nun den meisten der Leser bekannt sein wird, was man unter indogermanischem Stamme versteht, so scheint es mir dennoch nicht unpassend, die wichtigsten der zu demselben gehörigen Völker kurz die Revue passiren zu lassen.

Von den Grenzen Hinterindiens an bis nach Island und Lissabon, ja bis nach Amerika hinüber, das südliche und westliche Asien zum großen Theil, Europa fast ganz erfüllend, eingeschlossen von tatarischen und finnischen Stämmen im Norden, von semitischen im Süden, zieht sich ein mächtiger Völkergürtel hin, zu welchem die schönsten und hochgebildetsten Nationen des Erdballs gehören.

Im äußersten Südosten wohnen die Inder oder das Sanskritvolk, jene Nation, welche eine religiöse, epische, lyrische und dramatische Literatur von unübersehbarem Umfang und eine gleichgroße Menge prosaischer Werke über alle Wissenschaften besitzt, welche mit bewunderungswürdiger logischer Schärfe die tiefsinnigsten metaphysischen Speculationen angestellt, welche mit einer staunenswerthen Thatkraft trotz der vielfach erschlaffenden, weil üppigen, Natur ihres Landes eine Cultur entwickelt hat, welche Indien zum wichtigsten Lande Asiens macht; indische Bildung verbreitete sich über ganz Südostasien und die Inseln; die indische Religion des Buddha hat in Ceylon, Nepal, in der Mongolei, in China, Japan, Tibet, Hinterindien ihre Bekenner, deren

Zahl sich auf fast 300 Millionen beläuft. Die Geistestyrannei der Brahmanen oder der indischen Priesterkaste, welche mit beispielloser Energie den indischen Geist in Fesseln gehalten hat, ferner moslemischer Fanatismus, endlich europäische Zersetzung haben jahrhundertelang an der indischen Nationalität gerüttelt, Selbstmord und Fäulniß beschleunigen ihren Untergang. Ein versprengter Zweig des Sanskritvolks sind die Zigeuner, diese in Asien und Europa überall herumschweifenden glaubens- und heimatslosen Diebsbanden, welche sich neben ihrer Gewandtheit im Rauben durch eine merkwürdige Anlage zur Musik auszeichnen.

Nordwestlich von Indien wohnen die Belutschen und Afghanen, kriegerische rohe Gebirgsvölker, welche die Inder von den Persern trennen. Für die hohe Begabung dieses Volks spricht die schon vor 3000 Jahren durch den großen Propheten Zarathustra verkündigte Lichtreligion; ferner das gewaltige Reich der achämenidischen Könige, deren imposante Erscheinung so oft durch eine einseitige Auffassung vom griechischen Standpunkt aus in falschem Licht erscheint; endlich eine poetische Literatur, für deren Bedeutung Namen wie Firdosi, Hafis, Saadi glänzendes Zeugniß ablegen. Unmittelbar neben den gebildeten Persern wohnen die rohen Kurden, ein kriegerischer Volksstamm, von dem der größere Theil Mohammedaner, ein kleinerer Teufelsanbeter ist.

Die Armenier sind zunächst mit den Persern verwandt; schon im Beginn des 4. Jahrhunderts wurden sie Christen, hatten als solche mit den Zarathustriern und Mohammedanern zu kämpfen, stifteten während der Kreuzzüge ein großes Reich in Kleinasien, während sie heute meist als gewandte Kaufleute alle Welt durchziehen, und ihre Bildung und Gelehrsamkeit in Moskau und Venedig ihren Sitz aufschlugen, von wo die Bearbeitungen armenischer Schriftwerke in die gelehrte Welt Europas ausgehen.

Im Kaukasus wohnen, rings von nicht indogermanischen Stämmen umgeben, die Osseten, welche sich an die Armenier anreihen, zwar Christen geworden, aber sehr roh und ohne Literatur geblieben sind.

In Kleinasien wohnen jetzt Türken, also nicht verwandte Völker, während dieses Land im Alterthum zum großen Theil von Indogermanen, den Phrygiern, Lyciern, Kappadociern besetzt war, von denen uns jedoch nur spärliche Nachrichten erhalten sind.

An diese alten Kleinasiaten schließen sich dann die Griechen, dieses so kleine Volk, dessen Einfluß auf die Weltgeschichte und die Cultur nicht nur unsers Welttheils, sondern auch Asiens und Afrikas so groß, so unberechenbar werden mußte. An den Pforten der Geschichte steht der göttliche Sänger, der Vater Homer, der Schöpfer griechischer Heldengedichte, denen kein Volk der Erde etwas Gleiches an die Seite zu stellen hat; Griechen verstanden es, dem spröden Marmor Leben einzuhauchen und die Ideale der Kunst für alle Zeiten aufzustellen; fast zu allen Wissenschaften legte der griechische Geist die Grundsteine; griechische Denker haben die Idee des Monotheismus selbständig entdeckt. Was jetzt Griechenland heißt, ist nicht mehr das alte; nur in einzelnen Gebirgsgauen und auf den Aegäischen Inseln erhielt sich ein verhältnißmäßig unvermischter Rest, alles Uebrige ist eine Mischung von Slawen und Albanesen. Diese Albanesen oder Schkipetar, so sehr verschieden von den alten Griechen, ist ein weiterer Theil der großen Völkerreihe, dessen Sitz zwischen Pindus und Adriatischem Meer sich ausdehnt; sie sind nebst den Bewohnern der Moldau und Walachei Nachkommen der alten Illyrier, zu denen man auch die nun untergegangenen Geten, Daken, Pannonier, Veneter, Thrazier rechnet. Jenseit des Adriatischen Meeres wohnen dann die Nachkommen der alten Italier,

oder wie wir getrost sagen können, der Römer. Hier haben wir wieder eine ganz eigenthümliche Nationalität, von der griechischen verschiedener als diese von der deutschen, aber schließlich in ausgedehntem Maße von hellenischem Wesen beeinflußt. Der römische Name erfüllte einst den Erdkreis mit seinem Siegesruhm; chinesische Reichsannalen nennen ihn, in drei Welttheilen predigen ihn die stummen Trümmer römischer Bauwerke, das westliche und südliche Europa, Portugiesen, Spanier, Italiener, Franzosen, Walachen reden die im Laufe der Zeit herabgekommene Sprache der römischen Eroberer, römisches Recht gilt noch heute fast auf dem ganzen Gebiete des Privatrechts.

Vor dem Einbrechen germanischer Völker war ein großer Theil des nördlichen Europa, namentlich Deutschland, Frankreich, Britannien, von den Celten bewohnt, welche nach und nach, erst durch die Römer, dann in größerm Maße durch die Germanen verdrängt worden sind, bis ihrem Zurückweichen der Ocean eine Grenze setzte. Man unterscheidet zwei Abtheilungen der Celten, die kymrische oder welsche, deren Reste in Wales und der Bretagne wohnen, und die gälische, zu welcher Irländer und Hochschotten zählen. Schottische Celten retteten sich durch einen nähern Anschluß an die angelsächsische Rasse; der andern, der Irländer, trauriges Geschick bleibt ein Schandfleck englischer Geschichte. Die höfische Poesie des Mittelalters schöpfte ihre Fabeln aus celtischen Romanen; Ossian's Gedichte, gegen deren Echtheit und poetische Vorzüge man sich mit Unrecht auflehnt, haben noch spät des gebildeten Europa Interesse rege gemacht.

In Ostpreußen und einem Theil von Rußland sitzen die verkommenen Reste des litauischen Volks, zu welchem Litauer, Letten und die vom Deutschen Orden aufgeriebenen oder in die deutsche Bevölkerung aufgegangenen alten

Preußen zählen oder gezählt haben; die litauische Sprache, welche alle lebenden europäischen an hoher Alterthümlichkeit übertrifft, wird sammt der litauischen Nationalität demnächst aussterben; vor deutschem Geist, als dem mächtigern, konnte der litauische nicht bestehen. Derselbe Proceß ging bei mehreren Theilen der slawischen Nation vor sich, deren Germanisirung schon das Mittelalter begonnen hatte. Doch behielt der größte Theil dieser Völkerfamilie seine Eigenthümlichkeit: Böhmen, Polen, Russen, Slowaken, Serben, Kroaten u. s. w. Was sie jedoch an höherer Cultur besitzen, ist deutsch; die russische Akademie ist überwiegend mit Deutschen besetzt; aber in diesen Tagen lehnt sich ein übermüthiger Slawismus gegen die Wohlthaten deutscher Gesittung und Bildung auf. Endlich gehört zu dem großen Völkergürtel als einer der wichtigsten Theile die germanische Familie, zu welcher Gothen, Hochdeutsche, Niederdeutsche, Friesen, Angelsachsen, Dänen, Schweden und Norweger nebst Isländern gehören. Diese politisch und culturhistorisch wichtigste Völkerfamilie des Mittelalters und der Neuzeit hat einst der romanischen Welt neues Leben gebracht, der deutsche Kaiser war der angesehenste Fürst der Christenheit, noch heute erhebt der germanische Stamm in Europa, Ostindien, Nordamerika, Neuholland sein herrschendes Haupt; in Deutschland wurde durch Luther der Menschengeist von den Fesseln der Hierarchie erlöst; deutsche Wissenschaft ist die Lehrmeisterin der Nationen.

Waren nun die Inder das erste von allen diesen Völkern, von dem eine Cultur ausging, so ist die der Germanen die jüngste, deren Wohlthaten wir noch genießen; Inder und Germanen sind also die Endpunkte jener großen Völkerreihe, welche man aus diesem Grunde Indogermanen genannt hat.

Alle diese indogermanischen Völker sind stammverwandt,

d. h. Theile Eines großen Stammes, der sie ursprünglich alle enger umfaßte. Man kann sich dieses Verhältniß ungefähr so denken, wie das der romanischen Völker zu den Römern, oder — weil hier weniger die Volksindividualitäten als die einzelnen Sprachen aus Einer Quelle flossen — wie das Verhältniß germanischer Nationen zu einem germanischen Urstamm, welcher in einer uns fernen Zeit sich in Gothen, Deutsche, Nordländer u. s. w. spaltete und sich in diesen Theilen in den ihm nun zukommenden Sitzen niederließ.

Es mag zunächst befremden, daß der Hindu, der Grieche, der Germane ein Bruder des verkommenen Litauers, Albanesen, Kurden sein soll; unser Gefühl wird sich sträuben dagegen, daß jene schmuzigen Zigeuner in verwandtschaftlichem Verhältniß zu uns stehen sollen. Und doch weist die Sprachwissenschaft evident nach, daß die Sprache eines Homer, eines Sophokles, eines Demosthenes aus derselben Wurzel entsprossen ist wie das verachtete Idiom jener diebischen Zigeunerbanden. Dieser seltsame Contrast wird viel von seiner befremdlichen Natur verlieren, wenn wir bedenken, wie viel Klima, Bodenbeschaffenheit und gesellschaftliche Stellung den Charakter eines Volks beeinflussen kann. Haben wir ja doch geschichtliche Zeugnisse in der Literatur der Hindus vor Augen, daß das indische Volk, seit es in das üppig fruchtbare heiße Tiefland des Ganges gezogen war, seinen Charakter, der früher kriegerisch war gleich dem der Griechen und Germanen, total verändert hat. Wie verschieden sind nicht oft Glieder Einer Familie! Sollte es bei Geschwistervölkern derselben Völkerfamilie nicht auch so sein? Man bedenke, wie ungeheuer die Kluft ist, welche den ganz ungebildeten Bauer, dem es schwer fällt, seinen Namen zu schreiben, und die geistigen Führer eines und desselben Volks voneinander trennt! Weiter

aber beweist dieser Contrast, daß ein höherer Grad von Civilisation und Cultur fast am wenigsten durch die ursprüngliche Stammanlage bedingt ist; es müssen noch ganz andere Factoren hinzukommen, um einem Volke eine Stellung unter den Culturnationen anzuweisen.

Wie anziehend muß es nun sein, die Kindheit eines Stammes zu betrachten, dessen Nachkommen lange Reihen von Jahrhunderten hindurch den Gang der Geschichte, die Entwickelung der Cultur bestimmt haben!

2.

Hülfsmittel zur Erforschung der Urzeit.

Unter der Urzeit des indogermanischen Stammes versteht man nun jene weitentrückten Zeiten, welche jenseit der Geschichte verlaufen sind, in denen alle die obengenannten Völker Einen großen Stamm bildeten, Eine Sprache redeten, Einen Erdstrich bewohnten. Es fragt sich nach den Mitteln, durch welche man zu einer Erkenntniß dieser vorgeschichtlichen Geschichte gelangen kann. Unsere durch Denkmäler überlieferte Geschichte, obgleich sie mit dem 3. Jahrtausend vor Christi Geburt in Aegypten anhebt, ist doch im Vergleich zum Alter der Menschheit äußerst kurz und wenig umfassend; Aegypten hat die ältesten Annalen in seinen für die Ewigkeit aufgerichteten Bauwerken auf die Nachwelt vererbt; aber wie viel später fängt erst die griechische, ja selbst die indische Geschichte an! Von schriftlichen Denkmälern, welche sonst Hauptquelle der Geschichtschreibung sind, können wir keine Aufklärung ziehen, weil sie alle erst anfangen, nachdem die einzelnen Nationen längst voneinander getrennt ihre neuen Sitze eingenommen haben. Selbst die Untersuchung uralter Grabhügel konnte keinen Nutzen bringen, weil man bisher nur diejenigen in ihrer

langen Ruhe gestört hat, welche entweder schon in neue Sitze eingewanderte Indogermanen oder vor diesen untergegangene Menschen enthielten. Wollten wir also von dieser Seite Belehrung erhalten, so müßten sich alte Gräber in den Ursitzen der Indogermanen, in Centralasien, öffnen, was bisjetzt nicht stattgehabt hat. Versiegen die Quellen der Geschichte, so bittet man wol die Sage um Aufschlüsse; denn wenn diese auch nicht bestimmte Begebenheiten mit historischer Schärfe hervorhebt, so gibt sie doch den allgemeinen Eindruck des Bildungsstandes der Zeit, in welcher sie spielt, wieder; aber auch die Sage ist zu jung, und auch sie hat alle Erinnerung an jene Urzeit gemeinsamen Zusammensitzens so sehr verloren, daß sie überall die Nationen als erdgeborene oder autochthonische bezeichnet. Wenn sie daneben von Kämpfen der Heroen gegen Ungethüme und gottlose Menschen Bericht erstattet, so straft sie sich damit Lügen; denn es ist bekannt, daß diese Kämpfe, welche sich in Indien, Griechenland, Deutschland und sonst wiederholen, Erinnerungen sind an die Vernichtungskriege, welche einwandernde Indogermanen gegen eine schon vor ihnen ansässige Rasse geführt haben, die dann verschwand, ähnlich wie jetzt die Bevölkerung der Südsee und sonst vor den Europäern in reißendem Abnehmen begriffen ist. So hoch hinauf aber diese dunkeln Erinnerungen reichen mögen, immer spielen sie schon in einer Zeit, welche diesseit jener dunkeln Urzeit liegt.

Auch die Geologie kann uns keine Aufschlüsse über die Urzeit der Indogermanen geben; man hat zwar Spuren menschlicher Cultur, ja selbst Menschenschädel und nach den neuesten Nachrichten sogar siebzehn Menschenskelete bei Aurignac im Departement Haute-Garonne, nebst von Menschen zerschmetterten Knochen des Nashorn, Mammuth, der Hyäne, des Tigers gefunden, aber es wird nie gelingen,

etwa einen fossilen Germanen in Deutschland aufzugraben, da die Germanen erst sehr spät nach Deutschland gelangt sind.

Die überlieferte Geschichte ist zu jung, die geologischen Ergebnisse reichen in eine zu alte Zeit hinauf, als daß wir beide für die Erforschung der indogermanischen Urzeit, der Zeit vor der Trennung indogermanischer Völker, verwerthen könnten, weil diese Urzeit eben zwischen die geologischen Epochen und die Geschichte fällt.

Wir haben aber noch ein anderes Mittel, in jenes so schwer zu enthüllende Dunkel einzudringen: die Sprache. Die Wichtigkeit der Sprache und ihrer Erforschung für die Geschichte ist jetzt so anerkannt, daß es keines ausführlichen Beweises mehr bedarf; welche Dienste sie der Historie leisten kann, wird am besten die den deutschen Orientalisten gelungene Entzifferung der altpersischen Keilinschriften zeigen, welche nicht nur die Sprachwissenschaft mit einer bisher unbekannten wichtigen Sprache bereichert, sondern auch über die Geschichte des Perserreichs neue untrügliche Aufklärungen gebracht hat. Die Sprache ist aber für vorhistorische Zeiten das, was fossile Trümmer für die antediluviale Periode sind; sie enthält die fortlebenden Reste von Dingen, welche nicht mehr sind, Documente, aus welchen eine besonnene Forschung ebenso sichere wie überraschende Aufschlüsse gewinnen kann.

Schon oft und seit langer Zeit hat es den Sprachforschern beliebt, Vergleichungen zwischen einzelnen Sprachen anzustellen; Verwandtschaft des Römischen und Griechischen fällt in die Augen und ward schon früh von den Philologen erkannt; zugleich aber bestimmte man das Verwandtschaftsverhältniß unrichtig, indem man das Römische für eine Tochter des Griechischen ausgab, während es seine Schwester ist; willkürlich und geschmacklos waren die Ab-

leitungen des Griechischen und Römischen aus dem Hebräischen; Deutsch kam kaum in Betracht; noch haltloser war dann die Idee von einer Ursprache, aus welcher „alle Sprachen der Erde“ geflossen sein sollten. Meist sah man das Hebräische als eine solche an; andere meinten, das Chinesische sei die Ursprache; es imponirte durch seine Seltsamkeit; ein Holländer hielt sogar das Holländische für die Urmutter aller Sprachen der Erde. Diese Spiele gelehrter Phantasie kommen jetzt nicht mehr vor, obwol vor einigen Jahren noch ein Pole in patriotischer Begeisterung seine Muttersprache als die Sprache Adam's hinstellte. Seit uns die Engländer das Verständniß der heiligen Sprache der Hindus, des Sanskrit, brachten, und seit Jakob Grimm und Franz Bopp die neue Wissenschaft der vergleichenden Sprachforschung geschaffen haben, erhielt die Betrachtung der Sprachen eine ganz andere Wendung; man hörte endlich auf, an alle Sprachen der Erde den Maßstab der lateinischen Grammatik zu legen; wie konnte man dies auch noch bei Sprachen, welche z. B. gar kein Zeitwort haben, oder welche wie das Chinesische überhaupt keine Wörter, sondern nur Wurzeln, d. h. formlose, aber begrifflich umgrenzte Lautkörper besitzen, deren erstes Product nicht das Wort, sondern der aus Wurzelbegriffen erwachsene Satz ist! Jetzt lernte man auch die Eigenthümlichkeiten jeder Sprache erkennen; man gelangte zu dem Satze, daß nicht einzelne ähnlich klingende Wörter, sondern neben der Uebereinstimmung des Wortschatzes vorzugsweise die geistige Anlage, der Bau der Sprache bei der Bestimmung der Verwandtschaft das Maßgebende ist. So sonderte man alle bekannten Sprachen der Erde in Gruppen, deren man jetzt acht annimmt, welche sich wiederum unter zwei größere Abtheilungen reihen, deren eine die formlosen, deren andere die Formsprachen umfaßt. Eine Formsprache unterscheidet

sich von einer formlosen dadurch, daß in ihr die Beziehungen eines Wortes durch einen Laut oder eine Summe von Lauten gebildet werden, welchen der Sprachgeist ihre eigenthümliche Bedeutung entzogen hat, während die formlosen Sprachen dieselben Beziehungen durch bedeutungsvolle Wörter ausdrücken; in einer formlosen Sprache wird also z. B. für „Menschen" gesagt: „Mensch Mehrzahl, Mensch viel", der Begriff des Mensch-Seins wird ohne alles das, was wir Ableitung, Endung, Umwandelung, kurz die Form nennen, neben den ebenso beschaffenen Begriff der Vielheit gestellt; während die Formsprachen mittels antretender Silben oder Veränderungen der Laute, welche nur in ihrer Verbindung mit einem Wurzelbegriff eine geistige nuancirende, keine sinnliche Bedeutung haben, einen Lautkörper aus der Allgemeinheit des Wurzelbegriffs herausheben.

Die vornehmste Stellung unter den Formsprachen, zu welchen Chinesisch, Aegyptisch, Semitisch und Indogermanisch gehören, nimmt nun die letzte dieser vier Sprachen, die der Indogermanen, ein. Diese Sprache oder vielmehr die verschiedenen Dialekte oder Metamorphosen der indogermanischen Ursprache liegen uns seit etwa 3000 Jahren in den verschiedenen mehr und minder bedeutenden Literaturen vor. Man sucht nun aus allen diesen Sprachen die verwandten Wörter heraus, stellt dieselben zusammen und gelangt durch die Vergleichung derselben und durch die Untersuchung, welche Sprache ein Wort vollständiger als die andere erhalten hat, zu einer ideellen Urform, welche allen diesen verwandten Wörtern zu Grunde liegt, welche in der indogermanischen Ursprache sich vorfand. Wir haben z. B. ein Wort für Pferd, welches sich in allen verwandten Sprachen findet: altnordisch iór, angelsächsisch eoh, althochdeutsch und altsächsisch ehu, gothisch aihva, kymrisch echw (Fem. osw), gälisch ech, each, altgallisch epo, griechisch ἵππος

oder ἵκκος, lateinisch equus, walachisch épa, litauisch aszvà (Stute), afghanisch as (Fem. aspa), persisch, kurdisch, bucharisch, armenisch asp, asb, ossetisch ews (aus esw umgestellt), altpersisch açpa, Pali assa, Sanskrit açva; alle diese verschiedenen Formen, deren Verschiedenheit und ursprüngliche Identität sich aus den Lautgesetzen der einzelnen Sprachen ergibt, sind aus einer ältesten Urform entstanden, welche nach den von der Sprachwissenschaft aufgestellten Gesetzen akva gelautet haben muß. Wo das Wort sich vorfindet, darf auch der Begriff nicht fehlen; alle Wörter und sich damit verbindenden Begriffe, welche sich in allen Sprachen des Stammes als identisch nachweisen lassen, müssen auch der ältesten indogermanischen Ursprache angehört haben; mit Bezug auf das ebenerwähnte Beispiel ist man zu dem Schlusse berechtigt, daß die Indogermanen, bevor sie sich trennten, das Pferd gekannt haben müssen. Es gibt nun viele Wörter, welche in einigen Sprachen fehlen, in andern vorkommen. Der Leser gestatte mir auch hierfür ein interessantes Beispiel. Die Hindus sagen für tausend sahasra, was nach constanten Lautgesetzen sich im Altpersischen hazaṅhra, im Neupersischen hezâr reflectirt. Keine einzige verwandte Sprache in Europa zeigt dieses Wort; Griechen, Römer und Celten haben μυρίος, mille und mile; Germanen, Litauer und Slawen haben tausend, túkstantis und t''isuschtscha. Was liegt hier näher als der Schluß, daß unsere Ahnen, als sie noch vereint in Centralasien saßen, höchstens bis 999 zählen konnten? Weiter aber folgt daraus — und dies wird durch eine Masse anderer Gründe unterstützt —, daß der indogermanische Stamm sich zu allererst in drei Gruppen schied, in die indisch-persische, in die griechisch-italisch-celtische und in die germanisch-litauisch-slawische; es wirft sogar noch auf unverwandte Völker Licht: Türken sagen für 1000 hezâr, sie

lernten von den Persern das Tausend kennen; von den Türken lernten es die Ungarn: sie sagen ezer; Basken sagen milla; sie lernten von den Romanen bis 1000 zählen; endlich Finnen und Lappen erhielten die Kenntniß des Tausend von den Germanen oder Slawen: sie sagen tuhansi und tusan. Solche ins einzelne gehende Schlüsse über jene uns durch Jahrtausende entrückte Zeit vermag die Sprachwissenschaft mit Sicherheit zu ziehen.

Wir wissen ferner, daß die germanisch-litauisch-slawische Gruppe sich zuerst nach Europa gewandt hat; Griechen, Italier, Celten, Inder und Perser verharrten noch in den Ursitzen; finden wir also ein Wort blos im Deutschen, Litauischen und Slawischen, so müssen wir annehmen, daß dieses Wort erst nach der Trennung geschaffen wurde; Germanen trennten sich ferner vom litauisch-slawischen Stamm; also ist ein blos bei Germanen vorkommendes Wort ausschließlich germanisches Eigenthum. Die zurückbleibende indisch-persisch-griechisch-italisch-celtische Gruppe schied sich weiter in zwei Gruppen: Griechen, Italier, Celten einerseits, andererseits Inder und Perser. Griechen löften sich dann von Italiern und Celten, welche sich noch später trennten, ab, wie endlich die Perser von den Indern. Nun gibt es Wörter, welche sich blos im Sanskrit und im Deutschen finden; von diesen Wörtern, die also zwei Völkern angehören, welche am frühesten auseinander gegangen waren, wird es zwar nicht sicher, aber doch wahrscheinlich, daß sie ursprünglich auch Eigenthum aller andern Nationen gewesen sind.

Durch derartige Untersuchungen wird es uns möglich, eine Art linguistische Paläontologie zu schaffen; wir können uns durch sie in allgemeinen Umrissen das Leben unsers Stammes vor seiner Spaltung in einzelne Völkerfamilien vor Augen führen.

Statt nun aber mit der Bestimmung des Raums zu beginnen, welchen unsere ältesten Ahnen ursprünglich einnahmen, müssen wir im Gegentheil dieselbe für den Schluß aufheben, da sie erst durch die Schilderung des Lebens, durch die Untersuchung über die umgebende Natur möglich gemacht wird.

3.

Gesellschaftliche Verhältnisse.

Wir wollen nun sehen, wie und was die alten Indogermanen in ihren ältesten Sitzen in Centralasien gelebt, gewirkt und geglaubt haben, also ihre Lebensart, ihre Sprache, ihre Thaten, ihre Religion betrachten, um endlich ihr Land und dessen Lage kennen zu lernen. Die Beweise für die folgenden Thatsachen liegen zum größten Theil in sprachlichen Untersuchungen, deren Darlegung diesen Aufsatz zu weit ausdehnen würde. Reichen Stoff bietet außer einem Aufsatze Adalbert Kuhn's (in Weber's „Indischen Studien", I, 321 fg.) das größere Werk von Adolf Pictet: „Les origines Indo-Européennes ou les Aryas primitifs" (Paris 1859), welches zwar an manchen Stellen sehr vorsichtig benutzt werden muß, aber durchaus geistreich und gelehrt geschrieben ist. Der eine Band, welchem noch ein zweiter folgen soll, handelt von der Naturumgebung, der Fauna und Flora, der Landesbeschaffenheit der alten Indogermanen, der andere zu erwartende Band wird das Leben derselben, ihre Sitten und ihre Bildung besprechen.

Es bedarf wol kaum der Erwähnung, daß alle Namen für die Grade der Familienverwandtschaft in unsern Sprachen identisch sind; das Wort Vater bedeutet den Schützenden, Gebietenden, die Mutter ist die schaffende, ordnende Hausfrau, welche ihren Gemahl „Herr, Gebieter" nennt;

andere Namen, wie τάτα, tâta, atta für Vater, ambâ, amma für Mutter klingen uns in allen Sprachen wie das erste Lallen des Säuglings entgegen. Der Sohn heißt der Erzeugte, der Sproß, die Tochter aber „die Melkerin"; sie steht der ordnenden Mutter hülfreich zur Seite; dafür liebt sie der Bruder und nennt sie „die mit ihm Wohnende", Schwester, während sie ihn mit dem dankbaren Wort „Ernährer", Bruder, beehrt. Wenn uns schon das Wort Tochter, welches Melkerin bedeutet, beweist, daß unsere Ahnen in der Zeit kurz vor ihrer Trennung keine Jäger oder Fischer mehr waren, sondern Viehzucht und Ackerbau trieben, so wird dies noch bestätigt durch die allgemeine Uebereinstimmung der Namen für das Rind und die Ackergeräthe. Das Vieh heißt das Zusammengebundene, zum Ziehen des Pflugs unter Ein Joch Gespannte; zugleich ist es das einzige Tauschmittel statt des noch unbekannten Geldes, und in einigen Sprachen wird das Geld, als es aufkommt, nach dem Vieh benannt; der Stier ist der kräftige Lastzieher, wie das Wort Ochse „das Zugthier" bedeutet. Die Kuh wird übereinstimmend von ihrem Brüllen benannt, indem man zugleich eine Wurzel wählt, welche durch ihren u-Vocal den Ton malt. Das edle Roß ist das schnelle Thier, der Läufer oder Wieherer; das vliestragende Schaf ist das wollenbedeckte, oder nach einem andern Namen das zu schützende, aber auch das zum Opfer bestimmte. Das Schwein heißt der Grunzer, Erdaufwühler — alle von hervorstechenden Eigenschaften benannt. Alle Sprachen verwenden dasselbe Wort für das Haus und den Herd, dessen Feuer von jeher heilig geachtet wurde. Die Beleuchtung bei Nacht mag nicht brillant gewesen sein, man mochte dazu brennende Fichtenspäne benutzen, wie man es noch in Asien bei den Gebirgsvölkern des Hindukuh findet (K. Ritter, „Erdkunde", Thl. 7, Buch 3, S. 246[b]).

Alle Sprachen haben dasselbe Wort für ackern, pflügen, und die Erde, die heilige, geduldige, wie sie im Zendavesta heißt, welche es duldet, daß der Mensch sie mit der Pflugschar aufreißt, heißt das Pflugland. Wie sich oft die eigenthümlichsten Anschauungen bei verwandten Völkern wiederholen, davon geben zwei Wörter für den Pflug einen Beweis; im Altdeutschen heißt der Wolf varg; dies ist das indische Wort vṛka, welches Wolf und Pflug bedeutet, beide sind Zerreißer; im Indischen heißt der Wolf ferner koka, und das ihm entsprechende gothische Wort hoha heißt wiederum der Pflug. Man verglich aber auch das Pflügen der Erde mit dem Durchfurchen des Wassers mittels des Nachens; die Wörter für Ruder entsprossen derselben Wurzel wie die Wörter für ackern, und unser Wort Pflug entwächst wiederum einer Wurzel, welche schwimmen, fließen bedeutet, und J. Grimm berichtet in seiner „Deutschen Mythologie“, daß in Schwaben, wo doch keine Seefahrer leben, ein Schiff anstatt des sonst üblichen Pfluges als Symbol des einbrechenden Frühlings herumgeführt wird, eine Sitte, durch welche man in heidnischer Zeit Fruchtbarkeit des Landes von den Göttern erflehen wollte. Eine Menge Namen für die verschiedenen Getreidearten geht gleichmäßig durch alle indogermanischen Sprachen, ebenso stimmen überein die Namen für die Mühle und den Mühlstein. Die Beweiskraft dieser übereinstimmenden Wörter ist so stark als möglich; denn es müßte mit einem Wunder zugehen, wenn die Uebereinstimmung reines Spiel des Zufalls wäre, wenn die Mühle gerade von dieser Wurzel des Zerreibens benannt wurde, und nicht von einer andern, deren es eine große Menge mit derselben Bedeutung gibt; oder wenn das Pferd gerade das laufende heißt, als ob nicht hundert andere Thiere auch liefen. Sollten hier zufällig übereinkommende Bedingungen und nicht vielmehr uraltes

Erbgut vorliegen? Wenn man aber einwirft, daß viele indogermanische Stämme noch in geschichtlicher und in uns verhältnißmäßig naher Zeit dem Jäger- und Fischerleben ergeben sind, so brauchen wir nur die weitere Frage entgegenzustellen: warum besteht die ganze Einwohnerschaft mancher italienischer Ortschaften fast nur aus Fischern, während doch die Italiener zu den hochgebildeten Nationen zählen? — um dem Einwand seine Kraft zu entziehen. Einzelne indogermanische Stämme konnten und mußten von der Stufe des Ackerbaues zu der der Viehzucht oder noch weiter herabsinken, sobald ihr Sinn sie auf unstete Wanderung trieb und sie in Gegenden führte, wo das bisherige Leben nicht fortgeführt werden konnte.

Es gibt noch eine andere Klasse von Hausthieren; der Hund, dieser treue Begleiter des Menschen, welcher auf einem Bilde Schnorr's dem aus dem Paradiese verstoßenen ersten Menschen auf dem Fuß folgt, der aber vorzüglich beim Jagen des Wildes hilft, ist gleichmäßig überall benannt von seinem raschen Laufen oder auch von seiner Anhänglichkeit oder vom Bellen; über die Rasse weiß man nichts; in den Trümmern der Pfahlbauten in den Schweizerseen — die indeß nicht von Indogermanen herrühren — findet man stets den Wachtelhund. Die Katze haben unsere Ahnen nicht gekannt; sie kam erst im Mittelalter nach Europa durch die Araber, welche sie aus Afrika brachten, wo sie nach Dr. Barth's Berichten einheimisch angetroffen wird. Ihr Name ist daher auch ein arabischer. Wol aber kam das Thierchen in den Häusern vor, welchem die Katze den Untergang geschworen hat; wir können ungefähr sechs oder sieben gemeinschaftliche Namen der Maus nachweisen, aber es ist uns nirgends angedeutet, wie unsere Väter dieses für ihre Korn- und Vorrathskammern so gefährliche Nagethier unschädlich gemacht haben. Die

Gans, der Hahn, die Taube kommen überall unter denselben Namen vor; ja selbst die winzigen parasitischen Insekten, die so oft den Menschen belästigen, plagten auch schon unsere Vorfahren, und der in Auerbach's Keller besungene Junker kann seinen Stammbaum schon in jenen so beträchtlich alten Zeiten nachweisen.

Sahen wir so die Entwickelungen des Ackerbaues und des seßhaften Lebens sich schon vorfinden, so gibt uns die Sprachforschung auch die sichere Nachricht, daß die ersten Anfänge eines staatlichen Gemeinwesens in jenen uralten Zeiten sich zeigen. Wir haben für ein größeres Gemeinwesen identische Ausdrücke im Italischen und Deutschen, im Griechischen und Indischen, im Griechischen und Deutschen; der älteste Name des Königs scheint sich im Indischen erhalten zu haben, wo er eigentlich Kuhhirt bedeutet; da man aber das Wort Kuh im Indischen oft braucht, ohne sich etwas dabei zu denken, wie man statt Pferdestall: Pferdekuhstall sagt, so bleibt der König nicht mehr der Kuhhirt, sondern der Hirt im allgemeinen, der ποιμὴν λαῶν, der Schützer der Völker, obwol die ursprüngliche Anschauung sicher die war, daß der König oder das Oberhaupt einer größern Menge von Familien und Clanen besonders die Pflicht hatte, die Heerden seines Gebiets, welche oft vom Feinde und von wilden Thieren zu leiden hatten, kräftig zu schützen. Ein anderer Name des Königs, welcher im Indischen, Italischen, Celtischen und Deutschen vorkommt, bedeutet den Ordner, Lenker. Wir haben uns diese Anfänge staatlicher Einrichtungen wol so zu denken, wie sie noch einigemal im Zendavesta erscheinen; es werden hier die verschiedenen Machtinhaber genannt: Herr des Hauses, Herr des Dorfs, Herr der Burg, Herr der Gegend. Der Herr des Dorfs hat aber seinen eigenthümlichen Namen bis auf den heutigen Tag bei den litauischen Bauern erhalten; und da wir

sahen, daß Litauer schon zuerst mit Slawen und Germanen sich von der Urheimat lossagten, so führt die Uebereinstimmung des litauischen Wortes mit dem indischen und persischen zu dem Schluß, daß dasselbe Wort auch wahrscheinlich allen übrigen Stämmen gemeinsam war, zumal da alle diese die beiden Wörter für Dorf und Herr, aus welchen jener Name zusammengesetzt ist, besitzen. Zu den äußern Ursachen, welche die Entstehung eines Staats herbeiführen, gehört auch die Nothwendigkeit eines festern Zusammenschlusses der einzelnen kleinern Volksbestandtheile dem Feinde gegenüber. Vor wilden Thieren konnte sich der einzelne mit seinen Familiengliedern schützen, gegen feindliche Menschen, welche in Menge einfallen, galt es mit vereinten Kräften zu streiten. Man zog mit Speer, Schild und Bogen bewaffnet in den Kampf; auch das kurze Schwert muß man gekannt haben, da auch dieses gleiche Namen führt. Die Bogen aus starken Baumzweigen waren mit der Hanfsehne bespannt; der Pfeil hat denselben Namen wie der Hanfstengel; Speere schnitzte man von Eichenholz. Der Schild hat seinen Namen vom Abziehen der Haut; er bestand aus einem Holzgeflecht, welches mit einem Leder überzogen und mit Nägeln und Klammern befestigt war. Den Göttern legt man als Waffe übereinstimmend Hämmer und Beile bei, was einen Rückschluß auf die menschlichen Waffen erlaubt. Unsere Ahnen waren kriegslustig; in den alten Hymnen der indischen Religionsbücher ist überall von Kämpfen die Rede, und man hörte nicht auf, die Siege zu preisen, welche die Lichtgötter gegen die Dämonen der Finsterniß erfochten; ja man sah in den feindlichen Stämmen, deren Sprache man nicht verstand und die man deshalb Barbaren oder Stammler nannte, Heerscharen von bösen Geistern, von Feinden der Götter, welche die diesen gebrachten Opfer zu stören, ihre Verehrer zu vertilgen such-

ten. Die Wunden, welche man im Kriege empfing, scheinen neben der Alterschwäche die einzigen Krankheiten gewesen zu sein, von denen diese glücklichen Menschen heimgesucht wurden. Im Veda, der ebenerwähnten indischen Hymnensammlung, wird einmal die Morgenröthe angefleht, sie möge des Sängers Herzenskrankheit und Gelbsucht heilen. Die Arzneikunde muß halb priesterlich und halb zauberisch gewesen sein; die Priester verschafften sich Kenntniß und Erfahrung in Anwendung von heilenden Pflanzen, oder sprachen Segensformeln über verletzte Glieder des Menschen aus. Solche Zauberlieder finden wir einstimmig bei Indern, Italiern, Germanen. Sehr merkwürdig ist, daß das Gesetzbuch des Zendavesta Vorschriften über das Heilverfahren gibt, in denen das Heilen durch „Schneiden" ausgedrückt wird; wir haben also schon hier rationelle Chirurgen! Die Todten begrub man in ältester Zeit, erst später kam die schönere Sitte des Verbrennens der Leichen auf.

4.

Sprache und Schrift.

Die Sprache, soweit wir nach den vorhin angedeuteten Principien auf ihre Beschaffenheit schließen können, war wenigstens kurz vor der Trennung der Stämme keineswegs eine arme, rohe. Sie enthielt alle Wurzeln der indogermanischen Sprachen, deren Schöpfung aus dem Nichts weit jenseit der Sprachtrennung anzunehmen ist, da das Vermögen dieser Schöpfung diesseit derselben aufhört. Je weiter wir in das Alterthum der Sprachen dringen, desto sinnlicher sind die Bedeutungen der Wörter, desto voller ist der Ton der Sprache; der Sprachgeist gefällt sich darin, seine Schöpferkraft in einer Fülle von Formen oft für dieselbe Kategorie zu bethätigen; je verständiger die Nationen

werden, desto mehr gewinnt die Sprache an Feinheit und Glätte; die Begriffe werden abgezogener, mit einer geringern Fülle von Formen wird mehr geleistet, als die älteste Sprache vermochte. Kurz die Sprachen zeigen Abnahme an leiblicher Vollkommenheit, Aufsteigen zu geistiger Ausbildung. Wenn die letztere schon gelang, ehe die erstere noch weit vorgeschritten war, so entsteht eine Sprache, welche sinnliche Schönheit und Kraft mit Reichthum an Geist und feiner Gewandtheit vermählt; in einer solchen Lage ist die vollkommenste aller indogermanischen Sprachen, also überhaupt aller Sprachen der Erde, die griechische.

Geschrieben hat man in jenen Zeiten noch nicht. Den Semiten verdanken wir die unvergleichliche Erfindung eines Buchstabenalphabets, welches alle indogermanischen Stämme entweder unmittelbar sich aneigneten, oder von dem sie, wie es beim altpersischen Keilalphabet der Fall ist, wenigstens Anregung und Idee entnahmen; freilich wurde das herübergenommene System meist so sehr eigenthümlich ausgebildet, daß die Rückführung auf die Urform noch immer die Archäologen beschäftigt.

5.

Poesie.

Da wir unter den Nachkommen des indogermanischen Urvolks viele Nationen finden, bei denen sich eine reiche poetische Literatur entfaltet hat, so dürfen wir gewiß nicht ohne Grund vermuthen, daß auch in jenen ältesten Zeiten Klänge der Poesie erschollen sind; didaktische Gedichte wird man schwerlich gekannt haben, auch keine Dramen — denn diese scheinen das ausschließliche Eigenthum der Griechen zu sein, von denen die Idee derselben gleicherweise nach Indien und in die europäischen Länder sich verbreitete, —

aber Hymnen an die Götter und Schlachtlieder, welche die Thaten der Krieger verherrlichten, sind gewiß schon damals gedichtet worden. Die Form der ältesten Dichtung muß noch sehr ungebunden gewesen sein; der indischen Dichtung ist fast nur einfaches Silbenzählen eigen, später kommt der Reim auf; das classische Alterthum mißt die Versfüße nach der Länge und Kürze der Silben, Deutsche pflogen der alliterirenden Dichtung, so weit unsere Blicke reichen; und die Ansicht A. W. von Schlegel's, als hätten auch die Deutschen vor der Alliteration nach der Quantität gemessen, ist haltlos. Was die Alliteration, Quantitätsmessung und einfache Silbenzählung gemein haben, ist der einfache Vers, und wir werden nicht weit von der Wahrheit abirren, wenn wir uns die älteste Poesie der Indogermanen in der Form denken, in welcher die Gathas oder heiligen Lieder des Zendavesta abgefaßt sind: einzelne Verse, von denen drei oder vier eine durch Einen Gedanken zusammengehaltene Versgruppe, kaum schon Strophe, zu bilden pflegen.

6.

Religion.

Der hauptsächlichste Inhalt der ältesten Poesie war neben dem Preis der Helden die Religion oder besser die Mythologie, welche nicht mit Religion identisch, wol aber mit ihr verwebt und vorzugsweise die Form ist, durch welche religiöse Gegenstände appercipirt werden. Die Erforschung der Religion und Mythologie unserer ältesten Vorfahren wird unstreitig bei jedem ein noch größeres Interesse rege finden, als das bisher Besprochene, weil in der Religion sich der ganze Mensch zeigt, seine Ideale offenbart, das Höchste, was er erstrebt, enthüllt. Schon ganz eigenthümlich und für die kräftige Natur des Indogermanen,

der auf seine Stärke trotzt, charakteristisch ist das Verhältniß des Menschen zu den Göttern. Es ist dies Verhältniß keineswegs ein unterwürfiges wie bei den Semiten, sondern es heißt: „gibst du mir, so gebe ich dir“; wenn die Menschen dem Donnergotte nicht den heiligen Trank spendeten, würde er sich nicht in demselben berauschen und im Rausch die Stärke gewinnen können, vermöge deren er allein fähig ist, die bösen Dämonen zu besiegen. Das Gebet heißt Schärfung, denn durch dasselbe werden die Waffen der Götter geschärft; das Opfer heißt Kraft, Nahrung, der Gott wächst an Stärke durch dasselbe. Aller Götterglaube der Indogermanen geht von der Verehrung des Lichtes aus; die Namen für Gott und für einzelne Götter entkeimen Wurzeln, welche „leuchten“ bedeuten. Die großartigen Naturerscheinungen, Tag- und Nachtwechsel, der Glanz des Himmels und der Sonne, der Sturm und das Gewitter, der Regenbogen und das himmlische Wolkennaß gaben den ersten Anstoß zu mythologischen Schöpfungen. Der blaue Himmel ist der gnädige Gott, welcher die Erde überdeckt; er weidet seine Kühe, die Wolken, aus deren Eutern der himmlische Nektar, der erquickende Regen zur Erde fällt. Da bricht ein feindlicher Riese heran, führt die Kühe in seine Höhle und gedenkt der Erde das Labsal des Regens vorzuenthalten; selbst die Sonne verdunkelt er durch die Wolken und ihr Licht erlischt in dem Naß derselben. Er verschanzt sich in der Wolkenburg und wagt es, dem mächtigen Gott zu trotzen. Dieser aber erhält von den Menschen den stärkenden Trank, er faßt seinen Donnerkeil und jagt an der Spitze seiner Scharen gegen die Burg des Riesen; dieser sinkt getroffen von der Waffe des Gottes, welche die Wolken spaltet, daß der Regen herabgießt, die Sonne wird wieder entzündet. Die Scharen, an deren Spitze der Gott in dieser wilden

Jagd fährt, sind die Seelen der Verstorbenen; die Seele dachte man sich als einen Hauch, als Luft, und nach dem Tode des Leibes fährt sie aus demselben heraus und reiht sich unter jene Scharen der seligen Geister, welche von oben her liebend auf ihre Nachkommen blicken und dem Gotte thätigen Beistand leisten bei seinen den Menschen zugute kommenden Thaten. In ihrem Zuge erschallen Lieder, d. h. die Lüfte brausen, die Winde heulen, wenn das Gewitter herannaht. Die Unterwelt dachte man sich in der ältesten Zeit nicht in der Tiefe der Erde, sondern, wie eben aus der Gleichheit der Sturmgeister mit den Seelen der Todten hervorgeht, in der Luft, zwischen Himmel und Erde. Nach dem Tode gelangt die Seele an einen großen Strom, der sich gleichmäßig in den meisten Mythologien wiederfindet, über welchen sie setzen muß, um in die Gefilde der Seligen zu gelangen. Einem Frevler fällt es schwer, überzusetzen, die Sündenlast zieht ihn in die Wasser hinab, welche ihn verschlingen. In der Edda setzen die Götter den ermordeten Balder auf ein Schiff und lassen es in die See treiben; Sigmund trägt die Leiche seines Sohnes Sinfiötli in ein Schiff, und ein unbekannter Ferge, dessen Identität mit dem griechischen Charon sofort in die Augen springt, steuert damit fort. In der Bretagne fand Prokop den Glauben verbreitet, daß die Seelen nach den britischen Inseln übergefahren würden, und noch jetzt heißt dort bei Raz eine Meerbucht „boé ann anavo, baie des ames". Im Ossian gelangen die Seelen durch den Weiher der Angst und der Gebeine in das Thal des Todes und von da in das Meer, an dessen jenseitigem Ufer der Hades sich öffnet. Dieselbe Bedeutung hat die statt des Stromes öfter erscheinende Brücke. Ueberall finden wir ein Wasser, über welches die Seele setzen muß; dies Wasser, dieser Strom ist aber die Milchstraße. Statt hier viele Mythen

der ältesten Zeit zu betrachten, wollen wir an dem Mythus von der Milchstraße die Uebereinstimmung indischer, griechischer und deutscher Mythologie, als der drei wichtigsten und ausgebildetsten, nachweisen. Man vergleiche die nähere Ausführung A. Kuhn's in seiner „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung", II, 311 fg.

Im Plattdeutschen heißt die Milchstraße kaupat (Kuhpfad), und nach einer holsteinischen Sage wird beim Weltuntergang eine rothe Kuh über die Himmelsbrücke geführt werden. Im Slowenischen heißt mávra oder mávriza sowol eine schwärzliche gestreifte Kuh wie die Himmelsbrücke des Regenbogens. In den schon öfter erwähnten Hymnen des Veda waltet Iama und Iamî über das Reich der Todten. Diese beiden richten in Gemeinschaft mit Nirṛti, und der Fromme gelangt in Jama's Reich, den Frevler, Dieb und Räuber reißt Nirriti an sich und bindet ihn mit ehernen Fesseln. Es heißt: „Hohe Ehrfurcht sei dir, o Göttin Nirriti mit scharfem Stahl, löse du die ehernen Fesseln, erhebe du den Opfernden im Einverständniß mit Jama und Jami zum höchsten Himmel." Der Pfad der Seelen spaltet sich, der eine Arm führt zu Jama, der andere zu Nirriti. Da, wo die Wege sich trennen, lagern Jama's Hunde, die gefleckten; sie sorgen dafür, daß sich kein Frevler auf den Pfad der Seligen wende; es wird gebetet: „Laß den Todten vorüberlaufen an den Saramejahunden auf den richtigen Pfad!" Es ist bekannt, daß Amt und Name dieser Hunde, welche die Seelen zu Jama führen oder sie von der Seligkeit abhalten, sich beim griechischen Ἑρμείας wiederfinden, der die Seelen der Todten in den Hades führt. Es wird für den Kenner und Liebhaber griechischer Schönheit abstoßend sein, den Hermes mit dem indischen Hund der Unterwelt auf gleiche Stufe gesetzt zu sehen. Aber wird ihn nicht die höchste Bewunderung

vor der Größe und Schöpferkraft des griechischen Kunstsinns erfassen, der aus einem Unthier die herrliche Göttergestalt hervorbildete? Ein anderes Beiwort jener Hunde ist karvara, ein Wort, das sich ebenfalls im griechischen κέρβερος widerspiegelt, dessen drei Köpfe sogar in der indischen Mythologie sich wiederfinden. An der Grenze des Reichs der Lebenden fließt der Strom Vaitaraṇî, worin die Bösen versinken und zu den verschiedenen Höllenstufen gelangen, während die Frommen an seinem jenseitigen Ufer ein seliges Leben führen. Für die glückliche Ueberschreitung dieses Stromes wird eine schwarze Kuh geopfert: „Am grausen Pfade zu Jama's Thor ist der grause Strom Waitarani; ihn zu überschreiten begehre ich; darum geb' ich die schwarze Kuh Waitarani." Jener Pfad heißt Götterpfad; zu seinen Seiten sieht ein Held des Mahabharata, welcher in den Himmel entrückt wird, die niedern Götter, die gefallenen Helden, welche in Sternengestalt erglänzen, und die Vollbringer guter Thaten. In einer spätern Schrift wird gesagt, daß der Götterpfad nördlich vom Sternbild des Stieres und Widders, südlich vom Siebengestirn hindurchlaufe; da zwischen diesen Bildern die Milchstraße liegt, so ist die Identität beider auf der Hand liegend. Wenn nun die Kuh Waitarani geopfert wird, d. h. das Vehikel für die über den Strom, den Götterpfad setzende Seele ist, so wird uns der obenerwähnte Name Kuhpfad sowie das Führen der Kuh über die Himmelsbrücke erklärlich. Wie überraschend ist ein solches Resultat, und wie fest zugleich müssen derartige uralte Vorstellungen im Geist eines Volks haften, daß sie sich noch nach langen Jahrhunderten in einem unverstandenen Ausdruck bargen!

Was sollen wir sagen, wenn wir bei Indern, Griechen, Germanen einen Manus, Minos und Mannus finden; wenn wir dasselbe Wort, welches Stein bedeutet, bei In=

dern, Persern und Griechen für den Himmel verwendet sehen, während eben das Wort auch bei denselben Nationen den steinernen Amboß bezeichnet! Es kann nicht anders sein, als daß der große Fonds, aus welchem sich die verschiedenen Götterlehren entwickelten, seinem wesentlichen Gehalt nach und an manchen Punkten schon bis auf Einzelheiten in den urältesten Zeiten des Zusammenseins indogermanischer Völker gemeinsames Eigenthum sein muß. Es gibt zwar keinen Apollo, keinen Hercules, keinen Wodan, keinen Hesus, keinen Swjatowit in Indien, aber die Vorstellungen über diese Götter, welche bei den verschiedenen Völkerfamilien diese Namen führen, finden sich gleichmäßig überall wieder. Wir müssen immer im Auge behalten, daß man sich die Götter in der ältesten Zeit kaum persönlich dachte; die Eindrücke der Naturerscheinungen, in denen man den Gott waltend glaubte, waren noch zu frisch und gewaltig, als daß man ein menschenähnliches Wesen mit denselben hätte in Einklang bringen können; ja der schaffenden Phantasie stand oft eine Menge Bilder zu Gebote, mit denen sie die Erscheinungen der Natur zu erklären suchte; der Himmel ist ein ungeheuerer leuchtender Stein, zugleich aber auch eine Gottheit; die Wolken sind die oben geschlossenen, unten offenen Brunnen des Himmels, die Kühe, deren Eutern die himmlische Milch entströmt, zugleich aber sind sie auch die Burgen des finstern Riesen, welcher die leuchtende Sonne hinter ihnen gefangen hält. Die bildende Kunst hatte noch nicht versucht, die alten Götter durch Bilder darzustellen. Welches Ungethüm ist noch im Homer der fallende Ares, der sieben Hufen des Feldes bedeckt und wie zehntausend Männer schreit! Wie sollte man sich den nordischen Thorr denken, welcher durch seinen Trunk die Ebbe des Meeres verursachte? Als die bildende Kunst sich der Göttergestalten bemächtigte, scheint sie zuerst Thierge=

stalten als Symbole oder Masken der nicht darzustellenden Gottheiten hingestellt zu haben; nach und nach blieb nur noch der Kopf des Thieres, der übrige Leib wurde menschenähnlich, wie die Demeter von Phigalia einen Pferdekopf hatte; erst später sah man das Unkünstlerische solcher Bilder ein und setzte die Thiere neben den nun ganz menschlich gewordenen Gott. In der indischen Kunst finden wir noch öfter Gestalten mit Thierköpfen, oder, was gleich unkünstlerisch ist, mit mehreren Armen und Köpfen versehen, um Stärke und Geist zu versinnbildlichen; künstlerische Darstellungen eines Gottes sind aber erst möglich, wenn sich die einzelnen Figuren der Götterlehre consolidirt haben, wenn die Dichter namentlich ein theologisches System geschaffen und in die unermeßliche Masse der mythologischen Schöpfungen Ordnung gebracht haben; und wie Dichter und Künstler Hand in Hand gehen, so wird eben nach und nach alles Massenhafte und Ungeheuerliche aus der Mythologie allmählich verschwinden, der vollkommenste Anthropomorphismus hervortreten, eine Erscheinung, welche bekanntlich das Charakteristische der griechischen Götterlehre ist, und wodurch dieselbe allen Anforderungen des Geschmacks und Kunstsinnes im höchsten Grade Genüge leistet.

7.

Wissenschaft.

Wir sahen schon, daß mit der Religion auch die Heilkunde in Beziehung stand, indem die Priester nicht nur die heilenden Kräfte der Pflanzen zu kennen glaubten, sondern gerade Zauberformeln eine bedeutende Kraft für Gliederverrenkungen und blutige Verletzungen zugeschrieben wurde; ebenso in Verbindung mit der Religion standen, soweit wir sehen können, die bescheidenen Kenntnisse in der Astronomie.

Die Milchstraße war ein großer Strom, die Sterne sind verklärte Helden und gute Menschen; Sonnen- und Mondfinsternisse dachte man sich dadurch entstanden, daß der Riese oder Wolf, welcher die beiden großen Gestirne verfolge, um sie zu verschlingen, dieselben schon im Rachen habe, aus dem sie aber immer wieder glücklich entkommen, bis es den Ungethümen am Ende der Tage gelingen wird, ihr Licht auf immer auszulöschen.

In der Heldensage sehen wir zwar stets ein Hineinspielen der Götter; die eigentlichen, d. h. menschlichen Helden aber haben sich erst die einzelnen Völker geschaffen, indem sie in denselben ihre Vorstellungen von der Bestimmung und dem Schicksal der Menschen verkörperten, ihre Gedanken über das Edle und Tüchtige in der menschlichen Natur und dessen Gegensätze belebten. Gemeinsame Züge in der Heldensage sind also nur zufällig, nicht Reste des alten Erbes.

8.

Fauna und Flora.

So läge uns nur noch ob, einiges Nähere über die gemeinsamen Ursitze vorzutragen. Für die Bestimmung derselben ist von hoher Wichtigkeit, die Flora und Fauna kennen zu lernen, welche die alten Indogermanen umgeben haben; die Hausthiere verstatteten keinen so sichern Schluß, da sie fast in allen Erdstrichen fortkommen und überall hin mitgenommen werden konnten. Wenn aber alle indogermanischen Völker dasselbe Wort für den Bären haben, so ist daraus zu schließen, daß dieses Thier auch schon in deren ursprünglichen Sitzen den Honig geraubt hat.

Wichtig ist für die Bestimmung der Ortslage der ursprünglichen Wohnsitze oder des Paradieses indogermani-

scher Völker, daß man nicht nur überall bei ihnen dasselbe Wort für den Schnee findet, sondern, was noch schlagender ist, da z. B. die Inder den Schnee von den Kuppen des Himalaja aus der Ferne kennen konnten, daß auch der Winter vom Schnee benannt ist; die Inder, in deren Tiefebenen es keinen Schneewinter gibt, nennen die Jahreszeit doch Schnee- oder Eiszeit; Frühling und Sommer heißen ebenso übereinstimmend; der Name für den Herbst fehlt; er ward erst nach der Trennung der Stämme erfunden, und die alten Germanen hatten noch zu Tacitus' Zeit weder die Vorstellung noch das Wort für Herbst.

Das Wort Meer bedeutet das Todte, Lebenslose, den πόντος ἀτρύγετος; aus derselben Wurzel, aus welcher das Wort Meer, entspringt auch das in Indien und Persien gebrauchte Wort für die Wüste; Wüste und Meer zerfließen also in Eins; wenn nun aber auch der Westen seine Benennung aus einer Wurzel enthält, welcher gleichmäßig die Wörter für trocken, unfruchtbar, für Tod, für Meersalz, für Nacht entkeimen, so werden wir das mit der Wüste zerfließende Meer sicherlich im Westen der indogermanischen Völker zu suchen haben. Sehen wir uns auf der Landkarte um, wo wir in einem gemäßigten Strich — denn darauf weist uns der Schnee hin — eine westliche Wüste und ein an dieselbe grenzendes Meer antreffen, so paßt hier nur das Kaspische Meer, an dessen Morgenseite die immermehr versandende Turanische Wüste sich ausdehnt.

Daß wir Berge und Felsen, Thäler und Flüsse überall bei den indogermanischen Völkern mit gleicher Benennung antreffen, wird uns nicht wundern. Da aber die übereinstimmenden Wörter für diese Bestandtheile einer gebirgigen Gegend in einer sehr bedeutenden Menge erscheinen — es lassen sich etwa vierzehn aufzählen —, so werden wir folgern dürfen, daß auch die Umgebung der Indogermanen

zu einer Zeit, wo diese Menge synonymer Wörter entstand, eine frische Gebirgsgegend, von zahlreichen Thälern und Strömen durchfurcht, gewesen ist. Bei den Strömen kommt noch der merkwürdige Umstand hinzu, daß nicht nur das allgemeine Wort für Strom, Fluß eine übereinstimmende Synonymik besitzt, sondern daß wir auch Eigennamen von Strömen überall auf den Gebieten, welche später von den Indogermanen in Besitz genommen wurden, sich wiederholen sehen. Wir treffen den Namen des Don in Indien; den samnitischen Tamarus auch in Britannien (bei Plymouth) und am Asowschen Meer; die Themse auch in Indien; der Strom, welcher bei Benares in den Ganges fließt, hat seinen Namensbruder im südwestlichen Frankreich u. s. w.

Die Flüsse führten Gold, in den Adern des Gesteins schürfte man Silber. Die ganz evidente Uebereinstimmung dieser Metallnamen bei allen indogermanischen Völkern beweist, daß dieselben in ihrer ältesten Heimat nicht nur Gold besaßen, welches ja mit leichter Mühe gewaschen wird, sondern sogar Anfänge des Bergbaues gekannt haben. Die Wörter für das Eisen stimmen nicht überein; nicht einmal Latein und Griechisch, also Sprachen, welche sich sehr nahe verwandt sind, besitzen einen gemeinsamen Namen. Es wird daher zu schließen sein, daß die ältesten Indogermanen wol das Kupfer und dessen Verbindung mit dem Zinn, das Erz oder die Bronze, zu Utensilien verarbeitet, aber noch nicht das Eisen, dieses für den Fortschritt der Civilisation so wichtige Metall, gekannt haben. Hier finden wir das auf sprachlichem Wege gewonnene Resultat vollkommen durch die Geschichte bestätigt. Die Griechen vor Troja haben nur kupferne oder eherne Kriegswerkzeuge, Gold und Silber verwendete man an den Defensivwaffen; die Speere waren mit eherner Spitze versehen; Eisen aber ist eine Seltenheit

von hohem Werth, wahrscheinlich ein phönizischer Handelsartikel. Noch weit später finden wir bei den Galliern, welche über die Alpen hereinbrachen, nur Waffen von Kupfer, was ihnen zu nicht geringem Nachtheile gereichte; erst als Cäsar in Gallien operirte, hatten sich die Bewohner dieses Landes auch in den Besitz des Eisens gesetzt. Diese Betrachtung, verglichen mit einer andern Thatsache, läßt uns den Unwerth chronologischer Bestimmungen nach jenen drei Culturperioden, dem Stein-, Bronze- und Eisenalter, erkennen, indem dieselben nur für ein und dasselbe Volk einigen Werth haben. Beim Graben des Södertelgekanals zwischen Mälarsee und Bottnischem Meerbusen ist man in beträchtlicher Tiefe auf die Reste einer vielleicht von finnischen Völkerschaften herrührenden Fischerhütte mit Stücken verarbeiteten Eisens gestoßen. Nach dem bekannten Maß der an der Ostküste Schwedens vor sich gehenden Niveauveränderungen berechnete man das Alter dieser Hütte auf 12000 Jahre. So früh — denn wenn auch jene Veränderungen zeitweise rascher vor sich gegangen sein können, so bleibt immer eine beträchtliche Anzahl von Jahrtausenden — hatte bei einer uns unbekannten Menschenrasse das Eisenalter begonnen, während es in Gallien, und in Deutschland gewiß nicht viel früher, erst in den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt anhob.

In der die alten Indogermanen umgebenden Flora treffen wir übereinstimmend mit der durch vorhin angezogene geographische Daten angedeuteten Erdlage die charakteristischen Gewächse der gemäßigten Zone: Eiche, Birke, Buche, Ulme, Esche, Weide, Pappel, Linde, Tanne, Fichte u. s. w. Die Birke kommt südlich vom Himalaja nicht mehr vor, und dennoch haben die Hindus ihren Namen bewahrt, wennschon auf eine in Indien vorkommende Spielart übertragen. Auch viele Namen der Obstbäume stimmen überein.

Von wilden Thieren kennen die verwandten Sprachen den Löwen; Celten und Litauer haben im Namen dieses Königs der Thiere eine vollständigere Form bewahrt als Italier und Griechen, weshalb nicht an eine Entlehnung zu denken ist; auch das altdeutsche lewo, louwo scheint nicht aus dem Latein entlehnt, sondern altes Erbgut zu sein. Daß der Löwe noch spät auch in Europa sich gefunden hat, erzählt uns Herodot und Aristoteles. Der Tiger findet sich zwar außer Indien, wo die Schilfdickichte am untern Ganges sein eigentliches Gebiet sind, auch jenseit des Himalaja, ja in Sibirien und in der Mandschurei; doch haben bei den europäischen Völkern seine Namen sich verloren, wenn man nicht das irische Wort sartulaid (tapfer, stark) mit dem indischen Namen des Tigers çârdûla, welches am Ende von Compositionen auch tapfer bedeutet, zusammenstellen will (vgl. A. Pictet im „Journal asiatique“, Serie 3, Thl. 2, S. 459). Der Bär aber ist ein alter Bekannter unserer Vorfahren. Sie standen sogar auf ziemlich vertrautem Fuß mit ihm, nannten ihn Süßfuß, Honigesser, Großvater; doch nennen andere Namen dieses nordische Raubthier den Schrecklichen, den Zerstörer. Unser Wort Bär bedeutet wol furchtbar, das lateinische und griechische ursus, ἄρκτος und die übrigen sich überall wiederholenden Schwesterformen dieses Wortes den Zerreißer, Vernichter. Bei uns ist seltsamerweise dieses letztere Wort auf eine Hirschart übertragen, auf das mächtige Elch oder (slawisch) Elenn, dessen Gier nach Honig nordische Heldensagen erwähnen. Der Riesenhirsch, welcher jetzt ausgestorben ist, aber noch tief ins Mittelalter hinein in Deutschland vorkam, dessen Skelete in irländischen Mooren ausgegraben wurden, hieß in Deutschland schelk, skelo; zugleich bedeutet dieses Wort den onager, den wilden Esel, und mit dieser Bedeutung findet sich das Wort in Persien und Indien wieder (khara,

für skhara, skhala). Der Wolf ist überall der unheimliche Feind, welcher in die Heerden einfällt, und dessen Namen oft mit denen des Missethäters, Sünders zusammenfallen. Fuchs, Hirsch, Dachs, Otter, Biber, Hase, Eichhorn, Wiesel, ferner der Adler und Geier, Falke und Weihe, Eule, Sperber, Rabe und eine Menge Singvögel waren unsern Ahnen bekannt. Nach allem diesen ergibt sich, daß unser Stamm in ältester Zeit in einem Himmelsstrich wohnte, welcher ebenso von der erschlaffenden Ueppigkeit des Südens wie von der eisigen Armuth des Nordens entfernt war; Virgil's „labor improbus et duris urgens in rebus egestas" ist für die Entfaltung einer Civilisation nothwendig, und diese ihre Bedingung stellt sich eben in der gemäßigten Zone ein.

9.

Sagen vom Paradies.

Noch bestimmter werden wir die Lage erkennen, wenn wir die Routen verfolgen, welche die auseinander gehenden Völker eingeschlagen haben; der Punkt, wo diese divergirenden Linien sich vereinigen, wird das uralte Heimatland sein. Wenn wir von der Sage einer Abkunft aus Troja bei Römern, Celten und Franken absehen, welche zudem nicht weit genug nach Asien zurückreicht, und nur als Ausdruck eines uralten Bewußtseins von einer Einwanderung aus dem Osten angesehen werden kann, so besitzen wir leider keine Sagen bei den indogermanischen Völkern, welche die Auswanderung erzählen; wie wir schon oben sahen, setzte man einen Stolz darein, sich für erdgeboren oder autochthon auszugeben. Nur zwei Nationen machen eine Ausnahme: Inder und Perser. Bei diesen finden sich directe Hinweisungen auf Auswanderung aus ältern Sitzen.

Die Inder verbinden diese Auswanderung mit der überall sich vorfindenden Flutsage. Manu, der Mensch, wird von einem gewaltigen Fisch, welcher sein Schiff lenkt, auf der Flut getragen, welche die höchsten Berge überströmte. Dann heißt es in der Sage: „Der Fisch setzte über diesen nördlichen Berg“; dieser nördliche Berg ist der Himalaja; Manu, d. i. der Repräsentant des indischen Volks, stammt aus dem Norden, von jenseit des Himalaja. Hierhin versetzt denn auch die indische Sage die nördlichen Kuru, die nördlichen Madra, welche ihnen als die glücklichen langlebigen Völker gelten, von denen das goldene Zeitalter nie gewichen ist, von denen auch die Kunde zu den Griechen drang, welche im Hochland von Centralasien die Makrobier und andere Völkerschaften der glücklichen Hyperboreer kennen. Hier liegen die Götterberge der Inder, der Meru, der Kailasa, der heiligste See Manasa mit seinen goldenen Lotosblumen, wo die Paläste der Götter stehen und sich die Götterfrauen in kühlen Lauben und Grotten erlustigen.

Die Perser haben uns im Zendavesta die Urkunde von ihrem Paradies erhalten, wo der Gonnenkönig Jima herrschte, in dessen Reich Bäume und Wasser nicht verdorrten und austrockneten, Menschen und Thiere nicht starben. Aus der Aufzählung der arischen Landschaften in dieser Urkunde, welche nach dem Verlust des Paradieses, den Ahriman durch die Sünde und den Tod herbeiführte, von den persischen Ariern bevölkert wurden, geht hervor, daß man sich dieses glückliche Land, das Paradies des Jima, das Airjana wandscho, an den Quellen des Oxus und Jaxartes dachte.

10.

Landesbeschaffenheit.

Diese aus beiden Sagen resultirenden Angaben stimmen aufs vollkommenste überein mit den Ergebnissen, welche wir aus der Naturumgebung, aus der Fauna und Flora erhielten. Hier erheben sich die waldreichen Gebirgszüge mit den Schneekuppen in größerer Höhe, von denen Oxus und Jaxartes herabströmen; weiter östlich gelangen wir in das gesegnete Thal von Kaschmir, in dessen Nähe Ganges, Brahmaputra und Indus entspringen. Nach den Berichten der Reisenden, welche in Ritter's „Erdkunde“ mitgetheilt sind, treffen wir in diesen Gegenden Centralasiens, auf welche die Sagen der Inder und Perser als auf die Urheimat hinweisen, im allgemeinen ganz das gemäßigte Klima an; Kaschmir gleicht in seinem Klima sehr der lombardischen Ebene, italienische Pappel und Platane herrschen unter den Bäumen dieses Thales vor; Rosen und gigantische Weinreben in den Gärten, Cedern, Birken, Fichten und Tannen in den Wäldern, ganz den europäischen in ihrem Habitus gleich; im Juni reifen Kirschen, Aprikosen, später Birnen, Aepfel, Melonen. Der Horizont gewährt dem Auge eine stufenweise Abwechselung der schönsten Formen und Farben der Vegetation bis zur Schneekette, welche mit ihren tausend Gipfeln das Bild einrahmt. In den Thälern fließen die klarsten Bergströme, welche höher hinauf über zahllose Katarakte stürzen. In den dichten Waldungen findet sich kein Baum, an den je eine Axt gelegt, keine Wiese, deren Blumenteppich von Wanderern zertreten ist. Die Stille der Landschaft wird nur unterbrochen durch den Gesang der Schwarzamsel oder des Bülbül. Jenseit des Indus, westwärts von Kaschmir, in Peschawer, wiederholt sich dieselbe Natur; unter den Schneebergen stehen Ei-

chen, Nadelhölzer, Farrnkräuter; die Felsen sind mit Moosteppichen überzogen. Obst, Walnüsse, Reben, Oliven, Maulbeeren, kurz eine europäische Flora wächst hier; in den Thälern Weizen und Gerste. Im März wird der Boden frisch berast, einige Bäume treiben schon frisches Laub, in ein paar Wochen steht alles in schattigem Grün, wie in Rom. Auch der Winter ist dort der kalte Gast wie in Europa; erst im April weicht der Schnee von den Berghöhen. Solche klimatische und vegetabilische Verhältnisse wiederholen sich überall auf den Hochländern, auf welchen wir nach sprachlichen und mythischen Andeutungen die ältesten Sitze unserer indogermanischen Völkerfamilie zu suchen uns veranlaßt finden; hierhin haben wir das Paradies, die Ursitze indogermanischer Stämme zu setzen.

Hier saß das große Volk in weiter Ausdehnung, von den Höhen Tibets an bis an die Grenze der Turanischen Steppe, in den Quellenländern des Indus, des Kabulstroms, des Oxus und Jaxartes; am östlichsten saßen Inder und Perser, im Südwest Griechen, Italier, Celten, im West und Nordwest Slawen, Litauer, Germanen, d. h. noch nicht diese einzelnen Völker, sondern die Theile des großen Stammes, welche in der Geschichte diese Namen erhielten.

11.

Zeit der Auswanderung.

Wann die Auswanderungen anhoben, läßt sich nicht bestimmen; hier muß man nach Jahrtausenden rechnen, jedenfalls liegt der Zeitpunkt hinter aller Geschichte. Welche Reihe von Jahrtausenden müssen wir vor den Zeiten Homer's annehmen, um die Vollendung seiner Gedichte begreifen zu können; wie lange Jahrhunderte waren zu einer

Umwandelung griechischen und indischen Volksgeistes, wie er dem Urzustand gegenüber in den ersten Zeiten des Auftretens beider Nationen uns entgegentritt, nothwendig, wenn wir die gewaltige Kluft zwischen indischem und griechischem Wesen erkennen! Wie lange Zeit, um bei der zähen Stabilität des Körpertypus auch die physischen Unterschiede beider Nationen sich entwickeln zu lassen; und wenn man uns hier die Verschiedenheit des heißen und gemäßigten Klimas, die verschiedene Erdlage mit Recht einwenden kann, wie lange Zeit müssen wir ansetzen, um uns den Gegensatz griechischer und römischer Sitte und Anlage — wo jene Einwendungen keine Kraft haben — begreiflich zu machen! Beide Nationen haben noch lange nach der allgemeinen Trennung und Auswanderung zusammengewohnt, ihre Sprachen gehören unter sich näher zusammen als mit andern des indogermanischen Stammes, und wie constant ist der römische und griechische Charakter geblieben, seitdem wir ihn kennen, selbst bis in die Zeiten des Verfalls hinein! Die Menschheit ist bedeutend älter, als man meist geglaubt hat; hat man doch 39 Fuß tief im Nilschlamm versteckt einen ziegelrothen Thonscherben gefunden, dessen Alter nach den Beobachtungen, welche man über die Ansetzung von Schlammschicht durch die Nilüberschwemmungen angestellt hat, und die herausstellen, daß dieser Strom alle 100 Jahre 3½ Linie Schlammschicht ansetzt, sich auf 13375 Jahre belaufen muß! Diese Zahl ist noch sehr gering im Vergleich zu den Zahlen, welche den Geologen als ziemlich sicher gelten, nach denen die geringste Zahl für das Alter der Menschheit 35000 Jahre sind. Wenn wir ferner bedenken, daß fast allen Völkern die Erinnerung an eine Einwanderung schon in den ältesten Zeiten, wo sie in der Geschichte auftreten, abhanden gekommen ist, daß ferner die Völkerwanderungen, sobald sie nicht durch äußere Anstöße, wie Fluten, Einbrechen von feindlichen

Völkern, ungestümer werden, außerordentlich langsam vor sich gehen, so werden wir nicht weit genug in jene uns so wenig bekannten Urzeiten zurückgreifen müssen, um für die Indogermanen die Zeit ihrer Trennung festzustellen. Aber wie überraschend erscheint uns dann wieder, daß die Sprache, diese wunderbare und in ihrem Ursprung so geheimnißvolle Schöpfung des menschlichen Geistes, durch die Wechsel der Jahrtausende unversehrt, nur wenig verwittert, hindurchgegangen ist!

Das Blücherdenkmal in Rostock

und

Goethe's Theilnahme an diesem Werke.

Mit 24 Briefen Goethe's.



Ueber die Entstehung des Blücherdenkmals in Rostock und Goethe's Antheil daran hat dieser zuerst, unter Benutzung des aus Rostock erhaltenen Materials, in „Kunst und Alterthum", I. 3., S. 103 fg., eine kurze Mittheilung gemacht, welche demnächst mit einem Zusatze in der Ausgabe von Goethe's Werken in 40 Bänden (1840), XXXI, 281 fg., wieder abgedruckt ist. Die Gelegenheitsschrift des Directors Schadow in Berlin „Ueber das Denkmal des Fürsten Blücher von Wahlstadt, als es am 26. Aug. 1819 zu Rostock feierlich aufgestellt wurde" (Rostock 1819), welche auf S. 4—6 jene erste Mittheilung Goethe's wieder aufgenommen hat, gibt sodann weitere Kunde über die erste Entstehung des Denkmals, über die Stellung der Statue, ihre Bekleidung, das Fußgestell mit den halberhobenen Arbeiten, sowie über den Guß des Standbildes und der Relieftafeln. Einiges findet sich ferner zerstreut in der Schadow'schen Schrift „Kunstwerke und Kunstansichten" (Berlin 1849), S. 139—165 und 174—186, wo S. 176—182 auch mehrere von Goethe in dieser Angelegenheit an Schadow geschriebene Briefe mitgetheilt sind. Der Aufsatz „Goethe und das Blücherdenkmal in Rostock" in dem „Weimarer Sonntagsblatt" von 1857, Nr. 16 und 17, konnte, neben einigem Irrthümlichen, nur Unvollständiges geben, weil die dem Verfasser des gedachten Aufsatzes für die groß=

herzogliche Bibliothek zu Weimar zugestellten Auszüge aus den Acten des Landesarchivs zu Rostock die das reichere Material enthaltenden Manualacten des mit der speciellen Leitung der Sache beauftragten Kammerherrn von Preen, welche erst später wieder herbeigeschafft und in das Landesarchiv abgeliefert wurden, nicht mit umfaßten.

Nach diesen, mit wenigen Ausnahmen jetzt vollständig vorliegenden Acten, welche die ganze von Preen-Goethe'sche Correspondenz enthalten, ist die nachfolgende Darstellung entworfen. Daß manches bereits bekannte hier wieder aufgenommen wurde, ließ sich des Zusammenhangs wegen nicht vermeiden, und daß die zwischen Goethe und dem Kammerherrn von Preen gewechselten Briefe ihrem ganzen, auch in andern Beziehungen interessanten Inhalt nach abgedruckt sind, bedarf wol kaum einer Rechtfertigung.

Im August 1814 war in öffentlichen Blättern eine anonyme Anzeige aus Rostock wegen eines dem Fürsten Blücher dort zu errichtenden Ehrendenkmals enthalten. Der Fürst, welcher hiervon Kenntniß erlangte, wurde dadurch veranlaßt, unterm 19. Aug. 1814 an den Magistrat zu Rostock ein Schreiben zu richten, worin er sagt: „Aus den öffentlichen Blättern ersehe er, daß die von ihm so innig geliebte Vaterstadt sich seiner erinnere. Er finde nicht Worte, dem Magistrat und sämmtlichen Einwohnern von Rostock seinen Dank so auszudrücken, wie ihn sein Herz fühle."

Der Magistrat zu Rostock fand sich hierauf bewogen, dieses Schreiben dem Engern Ausschusse von Ritter- und Landschaft am 17. Sept. 1814 mitzutheilen, in der Voraussetzung, daß dem Corps der Ritter- und Landschaft diese Anzeige willkommen sein werde, um angemessene Be-

schlüsse in dieser Sache zu veranlassen. Dem Landesherrn sei von diesem Vorgange ebenfalls Bericht erstattet.

Auf dem allgemeinen Landesconvent im December 1814 wurde nun beschlossen, dem Fürsten Blücher ein Denkmal zu errichten, und der Engere Ausschuß von Ritter- und Landschaft beauftragt, der nächsten ständischen Versammlung mehrere Pläne zu einem solchen Denkmal vorzulegen, auch die Bewilligung des erforderlichen Geldaufwandes zu intimiren und alle Mecklenburger beider Landestheile zu freiwilligen Beiträgen aufzufordern.

Beiden Landesherren von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz machte der Engere Ausschuß hiervon am 9. März 1815 Anzeige und sprach dabei die Hoffnung aus, daß auf nähere Vorträge die beabsichtigte allgemeine Aufforderung zu freiwilligen Beiträgen gnädigst werde genehmigt werden. Die Genehmigung erfolgte auch auf weitere Vorträge von beiden Landesherren resp. am 28. Sept. und 28. Nov. 1815.

Durch ein Rescript d. d. Schwerin, 5. April 1815 war übrigens vor weiterer Entschließung die Vorlegung eines bestimmten Plans und eines zuverlässigen Kostenanschlags verlangt worden.

Man zog hierauf mehrere Künstler in Berlin, nämlich Weitsch und J. G. Schadow, zu Rathe. Von denselben wurden zwei Pläne vorgelegt, der eine gerichtet auf eine Ehrensäule von dorischer Ordnung aus vaterländischem Granit, der andere auf eine Bildsäule aus Bronze, den Helden selbst zu Pferde vorstellend und ruhend auf einem Fußgestell von vaterländischem Granit. Die Kosten waren nur annähernd angegeben.

Der Engere Ausschuß sandte die Zeichnungen mit der Correspondenz nach Schwerin am 18. April 1815 ein und erhielt darauf mittels Cabinetsrescripts vom 1. Mai

1815 die Antwort: daß die Errichtung des Denkmals in Rostock auf dem Platze vor dem Palais gewünscht werde; der Engere Ausschuß werde übrigens wohlthun, zunächst das Urtheil mehrerer Sachverständiger und mit den Werken des Alterthums bekannter Männer einzuholen.

Aus Neustrelitz erfolgte am 15. Juni 1815 die Antwort: daß die Idee und die Absicht, dem hochverdienten Helden ein öffentliches Denkmal in seiner Geburtsstadt zu errichten, vollkommen gebilligt, und soweit es den vorgeschlagenen Weg betreffe, die landesherrliche Zustimmung ertheilt werde. In Ansehung der Beurtheilung der vorgelegten Entwürfe schloß sich diese Antwort der Aeußerung in dem schwerinischen Cabinetsrescript vom 1. Mai 1815 an.

Nach dem Eingang des letztgedachten Rescripts hatte der Kammerherr von Preen als Mitglied des Engern Ausschusses, von welchem er mit der speciellen Leitung dieser Angelegenheit beauftragt worden, sich bereits am 19. Mai 1815 mit folgendem Briefe an Goethe gewandt:

Der Herr Landkammerrath Bertuch wird, indem er die Ehre hat, Ew. Excellenz dieses Schreiben zu überreichen, mündlich die Bitte unterstützen, welche ich so frei bin an Sie zu richten.

Die Stände Mecklenburgs haben nämlich ihren beiden durchl. Herzogen den lebhaften Wunsch vorgetragen, daß dem deutschen Helden und Vaterlandsbefreier, Fürsten Blücher von Wahlstadt, in dessen Geburtsstadt Rostock ein seiner würdiges Ehrendenkmal errichtet werden möge; — nicht in der Meinung, daß sie zur Vermehrung seines Ruhms beitragen könnten, sondern um vor der Mit- und Nachwelt es öffentlich zu beurkunden, wie sie den hohen Werth und die Verdienste des Mannes zu würdigen vermochten, den sie mit gerechtem Stolz ihren Landsmann nennen dürfen. Und gerade jetzt hat die erneuerte Gefahr, welche aus wohlverdienter Ruhe den ehrwürdigen Helden noch einmal in den Kampf für Deutschlands Freiheit und Unabhängigkeit stürzt, dessen Ansprüche auf unsere dankbare Verehrung, womöglich, noch vermehrt.

Zwei berühmte Künstler, die Herren Weitsch und Schadow in Berlin, haben zur Erreichung des angeführten Zwecks die Güte gehabt, uns ihre Ideen in den beigelegten beiden Zeichnungen mitzutheilen. Der Engere Ausschuß der mecklenburgischen Stände hat, nachdem solche den durchl. Herzogen vorgelegt worden, das gleichfalls anliegende herzoglich schwerinische Cabinetsrescript entgegengenommen. In demselben ist es uns zur Pflicht gemacht — vor Vollführung des Werks — das Urtheil bewährter Kenner des Alterthums zu erbitten: eine Pflicht, die um so dringender erscheint, je mehr bei der Würde des Gegenstandes den Forderungen der Kunst und des reinen Geschmacks genügt werden muß.

Wer dürfte aber eine durch das Studium der Antike gereifte Urtheilskraft, vereinigt mit hohem Kunstgefühl und schöpferischer Einbildungskraft, in höherm Grade besitzen als Sie?

Diese seltene Vereinigung tiefer Theorie und Praktik, in jedem Gebiet der Kunst, macht mich so dreist, namens meiner Mitbürger die Kritik des ersten Kunstrichters unserer Zeit in Anspruch zu nehmen. Nur der schöne erhabene Endzweck kann meine Freiheit entschuldigen, selbst dann, wenn ich noch die Bitte zu äußern wagte, daß Ew. Excellenz uns mit der Mittheilung Ihrer eigenen, im echten Geist der großen Vorbilder des Alterthums gedachten Ideen zu beglücken geneigte. Von unserer innigsten Dankbarkeit werden Sie sich im voraus überzeugt halten, aber die Versicherung, daß für die möglichst vollendete Ausführung dieses Vorhabens unsere durchlauchtigste, allgemein verehrte Erbprinzeß — die Beförderin alles Guten und Schönen — sich lebhaft interessirt, dürfte die Hoffnung zu der gewogensten Gewährung meiner Bitte erhöhen.

Glücklich schätze ich mich, bei dieser Gelegenheit den schwachen Ausdruck der tiefsten Verehrung hinzufügen zu können, womit ich die Ehre habe mich zu unterzeichnen, als

Ew. Excellenz
ganz gehorsamster Diener
A. von Preen,
Großherzogl. badenscher Kammerherr und Mitglied des Engern Ausschusses der mecklenburgischen Stände.

Rostock, 19. Mai 1815.

Der Brief gelangte erst Ende Juni durch Vermittelung des dem Kammerherrn von Preen befreundeten Landkammer=

raths Bertuch in Goethe's Hände. Dieser befand sich damals in Wiesbaden und schrieb zunächst an Bertuch wie folgt:

Ew. . . . . danke verbindlichst für die bedeutende Gabe, für die mannichfaltigen Nachrichten und die angenehme Hoffnung, bei nächstem Zusammentreffen soviel Bedeutendes, was man zu sehen wünschte, durch einen wohlschauenden Dritten gewahr zu werden.

Diesmal möchte nur wegen des rostocker Monuments einige Worte sagen. Die Unternehmung ist so wichtig, daß man wol noch einmal interloquiren darf. Daher eröffne den Wunsch: Herr Schadow möge das Modell einer piedestren Statue verfertigen. [1]) Dem Urtheil würde hiedurch ein drittes vorgestellt, es gewönne größern Spielraum.

Ein Standbild hat vieles vor sich, indessen ein reitendes unendlichen Hindernissen begegnet. Doch davon könnte erst die Rede sein, wenn mein Vorschlag genehmigt und ein Modell aufgestellt wird.

Entschuldigen Sie mich bei Herrn von Preen, daß ich nicht sogleich unmittelbar antworte. Diese Zwischenrede gelangt an Ew. Wohlgeboren in Hoffnung, daß wir diese drei Vorschläge, im Kreise der weimarischen Kunstfreunde, diesen Winter zusammen überlegen.

Vielleicht springt etwas hervor, das die Unternehmung fördert. Solche Dinge kann man, wie hier der Fürst bedächtig ausgesprochen, nicht genug hin und her überlegen. Nicht weiter! damit dies Blatt nicht aufgehalten werde. Die schönsten Empfehlungen den lieben Ihrigen.

Goethe.

Wiesbaden, an Gellert's Geburtstag [2]) 1815.

Darauf antwortete Goethe am 23. Oct. dem Kammerherrn von Preen:

Leider ist der verdienstvolle Landkammerrath Bertuch, durch dessen Vermittelung mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft geworden, unerwartet, nur allzu früh mit Tode abgegangen. [3]) Seinen Verlust bedauern alle Freunde der Kunst und Wissenschaft, ja es ist nicht zu viel gesagt, daß die durch seinen Tod entstehende Lücke

jedem gebildeten Deutschen empfindlich sein wird. Durch den tiefgebeugten Vater erhalte, bei meiner Rückkehr vom Rhein- und Mainstrom, das Modell der Blücher'schen Statue, vom Herrn Professor Schadow verfertigt, in gutem Stande. Ich habe mich sogleich, theils zu Beschleunigung des Geschäfts, theils, weil nach meinem Dafürhalten die Berathung über ein dergleichen zu errichtendes Werk zwischen dem Künstler und dem Kunstfreunde unmittelbar einzuleiten das Beste sei, mit benanntem trefflichen Künstler in Verhältniß gesetzt, demselben meine Gedanken geschrieben [4]), ihn um ein zweites Modell und um die baldige unmittelbare Sendung an mich ersucht, wodurch es wol möglich werden könnte, daß vor Ende November wenigstens die Hauptsache keinem weitern Zweifel unterworfen wäre.

Freilich dient solchen Berathungen, zu schneller und vollkommener Entscheidung, am meisten die persönliche Gegenwart; wie ich noch vor einiger Zeit zu meiner größten Zufriedenheit erfahren, als eine ansehnliche berliner Theaterintendanz Herrn Kapellmeister Weber veranlaßte, sich nach Weimar zu begeben, um wegen Compositionen und Aufführungen des sehr verwickelten Festspiels „Epimenides" mit mir gemeinschaftlich Rath zu pflegen. In wenigen Tagen war die Sache geordnet und bestimmt, so daß es nachher keiner weitern Correspondenz bedurfte; doch wird es in dem gegenwärtigen Falle mit einem so einsichtigen Manne auch in der Ferne an deutlicher Uebereinkunft nicht fehlen.

Die Zeichnungen des Herrn Wolf [5]) sende nächstens wieder zurück. Künstlerische Anlage und ein denkender Geist ist bei diesem Manne nicht zu verkennen, allein er scheint mir nicht genug Ausbildung und Freiheit zu haben, als daß man ihm ein solches Werk anvertrauen dürfe, wie ich denn seine Statue zu Fuß keineswegs verwerflich finde, mich aber über das, was ich daran desiderire, viel schwerer als über Herrn Schadow's Vorschlag erklären könnte. Mögen Ew. Hochwohlgeboren höchsten und hohen Orts, insofern es erforderlich, meine aufrichtige Bereitwilligkeit betheuern, wie ich denn das Eingeleitete auf alle Weise möglichst zu befördern nicht ermangeln werde. Mit vollkommener Hochachtung mich unterzeichnend

Ew. Hochwohlgeboren
gehorsamster Diener

J. W. von Goethe.

Weimar, 23. Oct. 1815.

Auf der Landesversammlung im December 1815 wurde das bisher von dem Engern Ausschusse in der Sache Eingeleitete genehmigt, auf die Entscheidung Goethe's compromittirt und dem Engern Ausschusse nunmehr in Gemäßheit dieser Entscheidung die Ausführung ganz übertragen. Auch sandte die Landesversammlung am 16. Dec., dem Geburtstage des Fürsten Blücher, ein Glückwunschschreiben an denselben mit der Anzeige ab, daß die Mecklenburger — Fürsten, Volk und Stände — beabsichtigten, sein Andenken durch ein Monument in Rostock zu verewigen.

Die Antwort Blücher's möge hier eine Stelle finden; sie lautet:

Tit. Stets ist es für mich ein überaus angenehmes Gefühl gewesen, durch dasjenige, was mich die Vorsehung in den letzten verhängnißvollen Jahren ausführen ließ, auch das Wohl Mecklenburgs, meines geliebten Vaterlandes, zu begründen. Daß meine Landsleute immer den wärmsten Antheil an meinem Ergehen nehmen, davon bin ich vielfältig überzeugt worden. Aufs neue finde ich den redendsten Beweis in Ew. Hoch-, Hochwohl- und Wohlgeboren mir so werthen Zuschrift vom 16. Dec. v. J., jedoch kann ich nicht umhin, mir die Bemerkung zu erlauben, daß man das Wenige, was ich zu leisten im Stande war, zu hoch in Anrechnung bringt, und so geehrt ich mich auch durch das mir zu errichtende Denkmal in meiner Vaterstadt Rostock fühlen muß, doch wol eigentlich nur der Nachwelt die Entscheidung über das Geschehene gebührt.

Genehmigen Sie u. s. w.

treu gehorsamster
Freund und Diener
Blücher.

Berlin, 8. Febr. 1816.

In dem zunächstfolgenden von Preen'schen Danksagungsschreiben an Goethe vom 12. Nov. 1815 findet sich auch der Wunsch ausgedrückt, daß Goethe die Inschrift des Monuments verfassen möge.

Die gewogenste Zuschrift, womit Ew. Excellenz mich beehrt haben, ist aufs neue ein höchst erfreuliches Zeugniß für mich gewesen, daß Sie meine Bitte nicht ungünstig aufgenommen, und daß unser wichtiges vaterländisches Unternehmen sich Ihrer unschätzbaren Leitung erfreuen darf.

Aber mit gerührtem Dank gedenke ich zugleich meines verewigten Freundes, dessen gütiger Vermittelung vorzüglich die Gewährung meiner Bitte zugeschrieben werden muß, und tief empfinde ich mit allen Verehrern der Kunst und Wissenschaft den Tod meines mir unvergeßlichen Freundes. Als eine besondere Gewogenheit würde ich es erkennen, wenn Ew. Excellenz dem verehrten Herrn Legationsrath Bertuch meine aufrichtige schmerzliche Theilnahme gelegentlich bezeugen wollten.

Das unmittelbare Verhältniß, worin Dieselben sich mit dem Künstler selbst zu versetzen geneigt haben, wird unstreitig auf die sicherste und schnellste Weise zum erwünschten Ziele führen. Wir dürfen daher auch bald und mit gerechtem Stolz Ihrer Entscheidung entgegensehen. Diese allein wird unsern Entschließungen zur Richtschnur dienen, und in den Herzen der Mecklenburger, wo möglich, die Verehrung und Dankbarkeit vermehren, welche das gesammte Deutschland so großen Verdiensten lange schon gewidmet hat.

Bei einer so gütigen Theilnahme an unserm Vorhaben wird mit der erfreulichen Hoffnung, selbige auf eine würdige Art ausgeführt zu sehen, der Wunsch noch mehr rege, daß auch die Inschrift des Monuments von einem Meister verfaßt werden möchte. Aber die Besorgniß, für zu unbescheiden gehalten zu werden, gestattet mir nicht, eine ausdrückliche Bitte deshalb laut werden zu lassen.

In der größten Verehrung u. s. w.

A. von Preen.

Rostock, 12. Nov. 1815.

Durch die beiden Briefe Goethe's an Schadow vom 12. Nov. und vom 17. Dec. 1815 [6]) wurde der letztere veranlaßt, am 23. Jan. 1816 mit dem Kapellmeister Anselm Weber, unter dessen Leitung man in Weimar die Aufführung des „Epimenides" von Goethe mit der Weber'schen Musik gewünscht hatte, nach Weimar zu reisen. [7])

Ueber die bevorstehende Zusammenkunft mit Schadow schrieb Goethe an den Kammerherrn von Preen folgenden Brief vom 4. Jan. 1816:

Ew. . . . . habe ich die Ehre, abermals die Lage des bewußten Geschäfts zu melden. Es ist nämlich, nach einer zwischen dem Herrn Director Schadow und mir getroffenen Uebereinkunft, ein zweites Modell gefertigt worden, welches jedoch beschädigt zu mir gekommen, woran ich aber, sowie aus den brieflichen Aeußerungen des Herrn Directors genugsam erkannt, daß unsere Ueberzeugungen nunmehr vollkommen übereinstimmen. Um jedoch einer endlichen Entscheidung baldigst näher zu gelangen, hat sich Herr Director Schadow entschlossen, ein drittes Modell zu fertigen, und solches Ende Januar nach Weimar zu bringen, damit man sich schließlich darüber vernehmen könne. Ich beeile mich daher dieses Ew. . . . anzuzeigen, Denenselben zugleich überlassend, was etwa zu weiterer Leitung und vorläufiger Förderung des Geschäfts dortigen Orts zu thun wäre, damit, wenn man über dieses dritte Modell einig geworden, die Arbeit bald verdungen werden könne. Ist dieses geschehen, so wird erst ein größeres Modell, worauf der Künstler wenigstens zwei Monate verwenden muß, verfertigt und auch darüber berathschlagt, da man alsdann erst an die schwierige Aufgabe, zu der Ausführung schreitet, wobei es auch nicht an gemeinsamer Wirkung fehlen soll. Freilich wäre es schön, wenn der würdige Greis die Aufstellung selbst noch erlebte. Mit geziemender Bitte, mich Ihren verehrten Herren Committenten angelegentlichst zu empfehlen und mir selbst ein geneigtes Andenken zu erhalten

ganz gehorsamst

J. W. von Goethe.

Weimar, 4. Jan. 1816.

Zwischen Goethe und Schadow wurden in der gedachten Zusammenkunft die Hauptpunkte in Betreff des Denkmals festgestellt. Das Nähere hierüber ist von Schadow in dem Aufsatze d. d. Weimar, 2. Febr. 1816 niedergeschrieben, welcher dem Wesentlichen nach folgendermaßen lautet:

Auf einem acht Fuß hohen Piedestal die Statue des Helden. Mit dem linken Fuß antretend, vorwärts schreitend, in der Rechten

den Feldherrnstab, in der Linken den Säbel; in kurzem Leibrocke, langen Hosen, einem Mantel, dessen Umwurf vorn auf der linken Brust die Haut eines Löwenkopfs bildet.

Die Größe dieser Statue angenommen zu acht Fuß rheinländisch, würde das Ganze eine Höhe von 16 Fuß rheinländisch Maß erreichen.

Mit 9000 Thlrn. könnte dies in Kupfer getrieben ausgeführt werden, wie zuerst beabsichtigt war; nachher habe ich überlegt, daß eine Porträtstatue, in dieser Nähe gesehen, schwerlich Beifall finden würde, und dergleichen von geschickten Kupferschmieden ausgeführte Arbeiten nur in einer Höhe von 60 Fuß etwa anwendbar sind, wo die einzelnen Theile und die Behandlung und Uebergänge nicht mehr wahrgenommen werden können.

In Marmor ausgeführt, in ausgesucht schönem Carraramarmor, prima sorte, könnte eine Statue dieser Größe zu stehen kommen auf zusammen 14500 Thlr. Preuß.

Die beiden hierzu gezeichneten Reliefs stellen vor:

Eins. Unser Held hat den Tiger an den Rand des Abgrundes getrieben, mit diesem den bösen Genius.

Das Zweite. Der Held mit dem Pferde gestürzt, in Lebensgefahr, über ihm die Attaque der feindlichen Reiter. Neben ihm steht der Schutzgeist des Vaterlandes.

Die dritte und vierte Tafel: die Inschriften.

Das Dauerhafteste und durch die Zeit immer schöner Werdende, auch die höchste und schönste Vollendung Gestattende wäre, die Statue und diese beiden halb erhobenen Tafeln von gegossenem Metall auszuführen. Die Kosten würden zusammen 23000 Thlr. Courant betragen.

Das Weitere ist aus dem folgenden Briefe Goethe's vom 12. Febr. 1816 an Herrn von Preen und dem Schreiben des letztern an Goethe vom 14. Febr. ersichtlich.

Ew. . . . . vermelde mit Vergnügen, daß Herr Director Schadow sich entschlossen anher zu reisen. Dieser würdige Mann und treffliche Künstler langte den 25. Jan. hier an, und wir haben die bis heute verstrichene Zeit dazu angewendet, ein mitgebrachtes wohlgerathenes Modell, das Piedestal nebst Basreliefs und Inschriften zu betrachten und zu besprechen. Ueber alles,

was gethan werden soll, sind wir vollkommen einig. Die Vorarbeiten sind sorgfältig und gewissenhaft geschehen und es kommt nur darauf an, ob die verehrten Herren Unternehmer die Vorschläge genehmigen und besonders, wie sie ausgeführt werden sollen, entscheiden.

Auf dreierlei Weise ist die Ausführung denkbar. Das projectirte Standbild kann in Kupfer getrieben, aus Marmor gehauen oder in Erz gegossen werden. Ueber alle drei Arten sind Anschläge beigefügt. Die getriebene Arbeit hat die Wohlfeile vor sich, gegen sich aber, daß auf diesem Wege niemals ein Kunstwerk entstehen kann, welches das Auge befriedigt, außer allenfalls in großer Höhe oder Ferne gesehen.

Eine Marmorstatue hält den Mittelpreis und ist immer von edelm Ansehen. Bedenkt man aber die Schwierigkeiten, einen solchen Block, wenn er auch in Carrara rein gefunden würde, nach Berlin zu transportiren und von dort bearbeitet nach Rostock zu schaffen, bedenkt man ferner, daß, trotz aller Vorsorge, man niemals sicher ist, nicht auf einen Flecken oder Gebrechen des Steines, selbst bei der letzten Ausarbeitung, zu stoßen, daß ferner in jener Himmelsgegend eine Marmorstatue Winters zugedeckt werden muß, wodurch sie nicht allein ein Theil des Jahres den Augen entzogen wird, sondern auch außerdem durch die breterne Umgebung ein großer Misstand entspringt und dessenungeachtet, in den übrigen Jahreszeiten, Regen und salzige Seeluft die zarte Oberhaut des Marmors färbt und entstellt, so wird freilich der Kunstfreund, der einer trefflichen und ausführlichen Arbeit zugleich auch die längste Dauer, ferner der Patriot, der großen Thaten ein würdiges Denkmal aufgerichtet wünscht, in Hoffnung leben, daß man das Vollkommenste, obgleich Theuerste wählen werde. Herr Director Schadow ist nun bereit, einen Accord einzugehen, weswegen Ew. . . . . ersuche, mit demselben sich gefällig unmittelbar in erneuerte Relation zu setzen, um die dortigen Wünsche, Entschließungen und allenfallsigen Bedingungen mit demselben zu verhandeln, auch wenn es gefällig mir von den Entschlüssen Nachricht zu geben.

Da die bisherigen Unterhaltungen mit diesem vorzüglichen Manne mir sehr nützlich und ermunternd waren, auch meine frühern Verhältnisse zu demselben wieder thätig angeknüpft werden, so benutze gewiß auch in der Folge dieses Geschäft als eine angenehme Gelegenheit mit ihm in Verbindung zu bleiben.

Beehren Ew. . . . . mich abermals mit einem Schreiben, so wünschte den Grundriß des Platzes, worauf die Statue zu stehen kommt, mit bezeichneter Himmelsgegend, als Beilage zu finden. Höchst wünschenswerth, ja unerläßlich ist es, daß die Statue den Rücken gegen Norden kehre, wenn auch mit einigen Abweichungen nach Osten oder Westen. Auf diese Weise erhält sie den Tag über ein Licht, welches ihre Theile abwechselnd hervorhebt.

Leider deutet die schwarze Einfassung meiner Briefblätter auf einen uns gemeinsamen Trauerfall, der uns, obgleich schon befürchtet, auf das schmerzlichste überraschte. Diese theure Fürstin [8]) empfahl mir angelegentlichst das projectirte Monument, und auch um ihretwillen soll es von meiner Seite an sorgfältiger Mitwirkung nicht fehlen.

Das Modell sowol als die Zeichnungen und Basreliefs hat Herr Director Schadow mit nach Berlin genommen, um bei weiter fortschreitendem Geschäft auch diese allenfalls vorlegen zu können. Nicht weniger hoffe einige schickliche Inschriften zu geneigter Prüfung vorlegen zu können.

So weit war dieses Schreiben gediehen, als der hiesige Kupferschmied Henniger ein Paar nackte männliche Figuren ungefähr drei Fuß hoch, halberhabene Arbeit, die er soeben zu Stande gebracht, producirte und dadurch die Ueberzeugung gab, daß auch etwas Getriebenes in der Nähe gefällig sein könnte, so daß die frühere Abneigung des Herrn Directors gegen Arbeiten dieser Art gemildert wurde. Der Kupferschmied, ein junger Mann, ist nicht abgeneigt, mit seinem Bruder, zu Ausführung eines solchen Werks nach Berlin zu gehen. In eine vorläufige Forderung wollte er sich nicht einlassen. Herr Director Schadow hat die Absicht ihm eine Büste in Arbeit zu geben, da man dann eher seine Kunst beurtheilen und er seine Mühe genauer zu schätzen im Stande sein wird. Ueber alles dies gibt Herr Director Schadow auf gefällige Anfrage weitere Auskunft.

Möge ich Ew. Hochwohlgeboren und Ihren Herren Committenten bestens empfohlen sein.

Gehorsamst

J. W. von Goethe.

Weimar, 12. Febr. 1816.

Ew. Excellenz gewogenste Zuschrift, welche ich gegen Ende vorigen Monats zu erhalten die Ehre hatte, verbindet mich und meine Committenten aufs neue zum lebhaftesten Dank.

Von eben diesen Gefühlen war die letzte allgemeine Landtagsversammlung im December vorigen Jahres durchdrungen, als ich dieselbe von der Theilnahme benachrichtigte, welche Dieselben, mit immer gleichem Wohlwollen und Eifer, unserm vaterländischen Vorhaben widmen. Wenn daher der Engere Ausschuß der Ritter- und Landschaft in der von ihm an alle Mecklenburger erlassenen Aufforderung sich jener trefflichen Leitung öffentlich zu rühmen wagte, so werden Ew. Excellenz wenigstens hierin die Motive dankbarer Verehrung nicht zu verkennen geneigen.

Es würde jetzt kaum noch der Anführung bedürfen, daß die Stände in ihrer jüngsten Versammlung auf die von Ihnen zu erwartende schriftliche Bestimmung im voraus lediglich compromittirt haben, und daß wir nunmehr auch von seiten beider allerdurchlauchtigsten Großherzoge der desfallsigen höchsten Bestätigung unbezweifelt entgegensehen.

Aber es sei mir erlaubt, Dieselben noch mit zwei ganz gehorsamsten Bitten zu belästigen. — Die eine wird durch den billigen Wunsch begründet, daß wir uns bald einer sinnlichen Anschauung der von Ew. Excellenz getroffenen definitiven Bestimmung zu erfreuen haben möchten. Da jedoch das Modell (dessen Ansicht es überhaupt nicht sowol für den Kunstfreund und Patrioten, als vielmehr für den Kunstkenner bedarf) seiner Zerbrechlichkeit halber nicht füglich hin- und hergesandt werden kann, so würden Dieselben vielleicht die Gewogenheit haben, die Fertigung und Anhersendung einer Zeichnung zu veranlassen.

Zweitens bemerke ich in Hinsicht des Kostenpunktes, daß, wenngleich der Engere Ausschuß eine ziemlich unumschränkte Vollmacht besitzt, derselbe dennoch nicht ohne Verantwortlichkeit ist. Unsere Hauptabsicht muß es indessen immer sein, daß der verdienstvolle Künstler mit Lust und Liebe an das Werk gehe, und daß der Ehrgeiz desselben, etwas Würdiges zu liefern, nicht durch den Gedanken an einen kärglichen Lohn geschwächt werde. — Wenn Ew. Excellenz einen von Herrn Schadow zu fertigenden Kostenanschlag in der eben angedeuteten Beziehung gewogenst prüfen, und mich deshalb mit Ihrem Gutachten beehren wollten, so würden wir am besten in Stand gesetzt werden, hiesigen Orts mit dem Künstler verhandeln und abschließen zu können.

Indem ich voraussetze, daß es Denenselben nicht unangenehm sein möchte, von dem Platze, auf welchem das Monument sich befinden wird, einen anschaulichern Begriff zu erhalten, so erlaube ich mir einen Plan der Stadt Rostock beizufügen. Jener Platz ist der bisher sogenannte Hopfenmarkt, welcher bei einer, freilich von dem Gewöhnlichen abweichenden Figur dennoch durch seine Größe und die daran liegenden ansehnlichen Gebäude einen guten Effect macht. Der Flächenraum beträgt zwischen 400 und 500 Quadratruthen (1 Ruthe à 16 Fuß). Auf der Südseite befindet sich das großherzogliche Palais; die gegenüberliegenden Häuser sind alle drei bis vier Stockwerk hoch, und die Westseite wird von dem ansehnlichen akademischen Gebäude eingenommen. Die in der Mitte des Platzes befindlichen Gebäude sollen auf Befehl Sr. königl. Hoheit abgebrochen werden. Ich habe geglaubt, diese nähere Andeutung von den Umgebungen des Monuments möchte in Bezug auf den bei letzterm unterzulegenden Maßstab nicht unwichtig sein.

Mit der Freude, welche jeder Mecklenburger bei dem Gedanken an dieses zukünftige Nationalmonument empfindet, mischt sich leider jetzt hier, wie in Ihrem Geburtslande, der tiefste Schmerz über das traurige Hinscheiden unserer allverehrten Erbgroßherzogin. Wie alles Schöne und Gute, hatte die edle Verstorbene auch dies Beginnen mit Rath und That unterstützt, und ich habe öfters die Aeußerungen ihrer freudigen Theilnahme daran und über die uns gewordene treffliche Leitung vernommen. O! daß sie auch dessen Ausführung hätte erleben mögen!

Mit der Versicherung der unwandelbarsten Verehrung und der Bitte um eine gewogenste baldige Antwort unterzeichne ich mich u. s. w.

A. von Preen.

Rostock, 14. Febr. 1816.

Die in den beiden voraufgehenden sich kreuzenden Briefen ausgesprochenen Wünsche waren, wie sich aus ihrem Inhalt ergibt, schon wechselseitig berücksichtigt. Nachträglich gab Schadow Rechenschaft über das gewählte Costüm und den in Berlin vorzunehmenden Guß der Statue, in welchem das in Uebereinstimmung mit Goethe ideal und eklektisch behandelte Costüm [9]) Blücher's folgendermaßen gerechtfertigt wird.

Die Tracht, in welcher man den Entwurf zur Statue unsers Helden erblickt, ist hergenommen von den alten Denkmälern der Römer, wo germanische Völkerschaften abgebildet sind; auch von jenen Statuen gefangener Könige, die von den Römern barbarische genannt wurden, mit welcher Benennung sie alles, was nicht griechisch oder römischer Abkunft war, belegten.

Es ist diese Tracht ein kurzer gegürteter Leibrock mit Aermel bis zum Handgelenk, weiter Hose und den Fuß bedeckenden Schuhen, ein Mantel, dessen Saum an den Statuen der Könige mit Fransen verziert ist.

Was wir einen Säbel nennen, findet sich an alten Denkmälern, an der Trophäe des Marius auf der Balustrade des Capitols und am Piedestal der Colonna Trojana zu Rom.

In dem ersten Entwurfe von Wachs, welchen der Herr von Goethe noch hat, ist der Held statt des Mantels mit einer Löwenhaut bekleidet; die hintere Seite der Statue erschien — wegen Mangels an Falten — steif und unbehülflich, und Herr von Goethe erklärte, daß hiervon nicht mehr angegeben werden müsse, als zur Symbolik erforderlich. Deshalb ist der Umschlag des Mantels auf der Brust der obere Theil der Löwenhaut. Gerade so erscheint das Bild des Helden auf der nunmehro fertig gewordenen großen Medaille, welche die Stadt Berlin ihm zu Ehren prägen läßt.

Der schnelle Blick, die Raschheit der Ausführung und die eigenen Aeußerungen des Fürsten gaben Veranlassung, ihm die Waffe des Husaren, nämlich den krummen Säbel, in die Faust zu geben. Eine solche eigenthümliche Bezeichnung ist zur Sprache der Kunst gehörig und ist mit der Bekleidung nicht in Widerspruch, welches sonst Herr von Goethe wol bemerkt haben würde.

Von den langen Hosen ist blos zu sagen, daß solche in den alten Darstellungen germanischer Völker vorkommen und mit der heutigen Beinkleidung Aehnlichkeit haben.

G. Schadow.

Berlin, 23. Mai 1816.

Auf den Vortrag des Engern Ausschusses, worin derselbe die Ausführung in Bronze nach dem zwischen Goethe und Schadow vereinbarten Modelle empfahl, genehmigten beide Landesherren am 13. und 27. März 1816 diese An-

sicht; in dem schwerinischen Rescript wurde indessen bemerklich gemacht, ob nicht die Höhe der Statue von zusammen 16 Fuß im Verhältniß zu den Umgebungen zu gering sei, und deshalb eine Anfrage beim Künstler und Kunstrichter empfohlen.

Dadurch wurde der folgende von Preen'sche Brief an Goethe vom 20. April 1816 veranlaßt.

Wenn ich Ew. Excellenz nicht schon früher den ehrerbietigsten Dank für Ihre letzte gewogenste Zuschrift bezeugte, so wird ein mich tief bekümmerndes Ereigniß, das sich inzwischen zutrug, mir wenigstens zu einiger Entschuldigung gereichen. Ich betraure nämlich seit einigen Wochen den Verlust eines durch seltene Güte und Vortrefflichkeit mir unendlich theuern Vaters.

Zwar fühle ich mich in diesem Augenblick zum eigentlichen Betrieb von Geschäften nicht aufgelegt, indessen würde ich meiner Pflicht zuwiderhandeln, wenn ich Denenselben nicht über den weitern Fortgang einer Angelegenheit, bei welcher wir uns Ihrerseits einer so gütigen und ausgezeichneten Theilnahme erfreuen, den schuldigen Bericht abstattete.

Schon im voraus hatten die Stände Mecklenburgs auf diejenige Entscheidung compromittirt, die Ew. Excellenz uns gewogenst zugesagt hatten; es gereichte uns zur lebhaften Freude und vermehrte wo möglich die Empfindungen unsers innigsten Dankes, als jene Bestimmung, die überdies durch Dero persönliches Zusammentreffen mit dem berliner Künstler so zweckmäßig gefördert war, bei uns einging.

Die Frage: wie die Ausführung geschehen solle, konnte nunmehr auch keinem Zweifel mehr unterworfen bleiben; wir entschieden uns für diejenige Art derselben, welche, wenngleich die kostbarste, der Würde des Gegenstandes aber und den Forderungen der Kunst am vollkommensten entspricht.

Von beiden allerdurchlauchtigsten Großherzogen ist, wie wir mit Gewißheit voraussetzen durften, nunmehr auch die höchste Bestätigung jener Vorschläge erfolgt; auch unser durchlauchtigster Erbgroßherzog wird selbigen bei dessen Anwesenheit in Weimar den verdienten Beifall sicherlich nicht versagt haben. Es kommt mithin jetzt nur darauf an, mit dem Herrn Director Schadow in persönliche Verhandlungen zu treten, die nähern Bedingungen fest-

zusetzen und den Accord abzuschließen. Zu dem Ende werde ich mich in kurzem nach Berlin verfügen, und ich erbitte mir im voraus die Erlaubniß, Ew. Excellenz von dem demnächstigen Resultat benachrichtigen zu dürfen.

Die erbetenen Zeichnungen sowol der Statue als auch der Basreliefs, und zwar erstere in zwei verschiedenen Ansichten, sind mir von dem Herrn Director Schadow übersandt worden. Darf ich die mir kaum gebührende Bemerkung hinzufügen, daß der Geist ihrer Erfinder, vom echten Kunstgeschmack und der edeln Einfalt des Antiken geleitet, herrlich daraus hervorgehe! — Ueber einige nothwendige Veränderungen in dem einen Basrelief, wo unser gefeierter Held in der Bedrängniß dargestellt ist, wird der Herr Director Schadow sich bereits schriftlich an Dieselben gewandt haben.

Indessen dürfte vielleicht noch eine Rücksicht einige Aufmerksamkeit verdienen. In der Voraussetzung nämlich, daß die Lokalität (die Größe des Platzes und die Höhe der Gebäude) bei Bestimmung des dem Monument unterzulegenden Maßstabes in Betracht kommen möchte, erlaubte ich mir, in meinem frühern Schreiben, unter Beifügung eines Grundrisses, einige nähere Andeutungen über den Umfang und die Umgebung des Platzes. — Jene späterhin eingegangenen hohen Bestätigungsrescripte machten es uns ausdrücklich zur Pflicht, von Ew. Excellenz darüber eine Bestimmung zu erbitten, ob der hier angewandte Maßstab auch dem Lokal völlig angemessen sei? Eine hiermit eventuelle Frage würde sein, ob und inwiefern, bei etwaiger Veränderung der angenommenen Höhe, auch die Forderungen des Künstlers einer Modification billig zu unterwerfen sein würden.

Wie bei dieser Angelegenheit überhaupt, so wird auch hier Dero Ausspruch pünktlich von mir befolgt werden. Ich glaube mithin keine Fehlbitte zu thun, wenn ich Ew. Excellenz um die Gewogenheit ersuche, mir baldmöglichst jene Belehrung zugehen zu lassen. Da ich gegen die Mitte des Maimonats, zwar nur auf kurze Zeit, in Berlin zu sein denke, so dürfte ich vielleicht dort einer geehrten Zuschrift (poste restante) entgegensehen? Alsdann wird alles so weit vorbereitet sein, daß ein reiner Abschluß gemacht und mit der Arbeit selbst begonnen werden könne.

Nicht ohne lebhafte Beschämung wegen so vielfach Ihnen verursachter Belästigungen schließe ich diese Zeilen. Möchten Diesel-

ben wenigstens die Ueberzeugung sich aneignen, daß die Ihnen gewidmete innigste Verehrung und Dankbarkeit nie in dem Herzen meiner Landsleute erlöschen wird. Mit gleichen Empfindungen habe ich die Ehre u. s. w.

ganz gehorsamster Diener
A. von Preen.

Rostock, 20. April 1816.

Eine Antwort auf diesen Brief ist nicht ertheilt worden. Goethe war damals durch die Anstalten für Wissenschaft und Kunst, denen er bis ins einzelne und kleinste die größte Aufmerksamkeit widmete, ganz in Anspruch genommen, und hielt sich deshalb einen großen Theil des Monats Mai in Jena auf, bis ihn kurz vor Ende Mai die tödliche Erkrankung seiner Gattin nach Weimar zurückrief.

Am 24. Mai 1816 wurde in Berlin zwischen dem Kammerherrn von Preen und Schadow der Contract in Grundlage der von dem letztern und Goethe gemachten Angaben abgeschlossen. In §. II heißt es:

> Was die beiden Basreliefstafeln anbetrifft, so wird das eine (die Niederlage des Feindes darstellend) in Gemäßheit der vorgelegten Zeichnungen entworfen, das andere jedoch dahin verändert, daß neben dem mit dem Pferde gestürzten Fürsten der Schutzgeist Germaniens sich befinde; daß ferner, der historischen Treue halber, die auf dieser Tafel erscheinende Siegesgöttin über den deutschen Kriegern wegbleibe, und endlich, daß, statt des deutschen Fußvolks Reiterei abgebildet werde. [10])
>
> Zu den Inschriftstafeln sind die von dem Herrn Geheimenrath von Goethe versprochenen Inscriptionen bestimmt.

In §. III wurde in Ansehung der Höhe des Denkmals ein Vorbehalt gemacht, weil noch die Erklärung Goethe's dieserhalb erwartet werde.

Schadow sowol als der Kammerherr von Preen werden Goethe den Inhalt des Contracts mitgetheilt haben. Denn

Goethe beantwortet nun die an ihn gestellte von Preen'sche Anfrage wegen der Höhe des Monuments in dem folgenden Briefe vom 2. Juni 1816, welchem ein gleichzeitiger, hier gleichfalls mitgetheilter, andern Inhalts beigefügt war.

Ew. . . . . erfreuliches Schreiben erhielt zugleich mit einem von Herrn Director Schadow. Mir war es ein sehr erwünschtes Ereigniß, daß dieses bedeutende Geschäft auf eine so entschiedene Weise seinen Fortgang nimmt. Die an mich ergangene Frage, bei welcher man mir die Ehre der Entscheidung überläßt, verfehle daher nicht nach meiner Ueberzeugung zu beantworten.

Da es einmal zur Sprache gekommen, ob nicht die Statue mit acht Fuß zu klein sein könne, so dürfen wir die im Contract nachgelassene Erhöhung zu neun Fuß nicht aufgeben. Wenn man auch in solchem Falle weder mit den nahe stehenden Gebäuden noch mit dem Gewölbe des Himmels wetteifern will, so wird da doch wohlgethan sein, dieser Statue, die aus ziemlicher Ferne gesehen werden soll, eine der menschlichen Natur nicht gegönnte Größe zu verleihen. Macht man die Statue neun Fuß hoch, so hat man alles gethan, was zu fordern ist, und die Argumente, die man dem entgegensetzen dürfte, der mehr verlangt, ergeben sich von selbst.

Eins noch füg' ich hinzu aus optischen Gründen. Es ist zu wünschen, daß eine Statue von Erz, welche immer ein dunkles Ansehen behauptet, so groß sei, daß sie im Auge etwas verlieren könne, weil der dunkle Körper gegen hellen Grund immer kleiner erscheint.

Noch eine Bemerkung sei mir erlaubt. Ob ich gleich nicht weiß, inwiefern sich die Blutstraße gegen den Hopfenmarkt wagerecht verhält, wahrscheinlich aber der Unterschied in Betrachtung des flachen Erdreichs nicht groß ist, so wird dessenungeachtet immer räthlich sein, den Sockel des Piedestals noch um wenigstens einen Fuß zu untermauern und von allen Seiten das Pflaster heranzuführen. Auf das mehr oder weniger kann nur Einfluß haben, inwiefern das Terrain von allen Seiten gegen den Standort der Statue steigt oder fällt. Es ist dies eine Sache des Geschmacks, die ein Baukünstler wol gleich ausmitteln wird, aber eine Hauptbetrachtung, weil der letzte Effect hiervon abhängt.

Daß Herr Hofrath Hirt der Berathung [11]) bei diesem wichtigen Werk sich unterzieht, ist höchst erfreulich und dankenswerth.

Inschriften in deutscher Sprache sind schwierige Aufgaben; scheint mir etwas zu gelingen, so sende solches zur Beurtheilung.

Gehorsamst

J. W. von Goethe.

Weimar, 2. Juni 1816.

Beiliegendes Schreiben an Ew. . . . . war gesiegelt, als das Heft bei mir anlangte, welches durch meine vorjährigen Reisen an Rhein und Main verursacht worden. [12]) Ich enthalte mich nicht es zugleich zu übersenden, da man sich gern überzeugt, daß Deutschland nach allen Himmelsgegenden Kunstschätze zu würdigen und Kunsterzeugnisse zu befördern auf dem Wege geneigt ist.

Da mein zu Sendendes hierdurch eine Art von kleinem Päckchen wird, so lege noch ein Steinmuster bei mit folgender Bitte.

Unter den Mustern, die von mecklenburgischen geschliffenen Tafeln oder Platten uns zu Theil geworden, befindet sich auch beigehendes, welches für mich in geologischem Sinn von großer Bedeutung ist, und wovon sich auch hier auf dem großherzoglichen Schlosse eine Tafel befindet. Sollte bei denen Arbeiten, welche zu dem Piedestal der Statue nöthig sind, diese Steinart vorkommen, oder sonst auf der Schneide- und Schleifmühle sich eine dieser Art finden, so ersuche ich Ew. Hochwohlgeboren sie für mich anzuschaffen. Sehr angenehm wäre es mir, wenn größere Theile von fremdartigen Geschieben darin enthalten sein könnten. Dabei würde es für mich von gleich großem Interesse sein, wenn rohe Bruchstücke oder Abfälle dieser Art mir zugleich zu Theil würden.

Verzeihen Ew. Hochwohlgeboren dieses ganz besondere Ansuchen: eine ernste Liebhaberei aber in einem gewissen Fach entschuldigt auch die Unbequemlichkeit, welche Gönner und Freunde zu erdulden haben.

Gehorsamst

Goethe.

Weimar, 2. Juni 1816.

Am 12. Juni 1816 wurde der vom Kammerherrn von Preen mit Schadow abgeschlossene Contract von dem Engern Ausschusse ratificirt, und zwar mit der Bestimmung: daß, nachdem nunmehr die in §. III der Vereinbarung über die Höhe des Standbildes vorbehaltene Ent-

scheidung des Geheimenraths von Goethe erfolgt sei, dieser Entscheidung gemäß die Statue selbst die Höhe von neun Fuß rheinländischer Maße und das Ganze also verhältnißmäßig die Höhe von 18 Fuß rheinländischer Maße enthalten solle, auch die Basreliefs- und Inschriftstafeln in eben diesem Verhältnisse vergrößert würden.

Hierüber sowie über einen Besuch des Fürsten Blücher in Rostock berichtet Herr von Preen an Goethe in dem folgenden Brief vom 25. Aug. 1816:

Das letzte gewogenste Schreiben, womit Ew. Excellenz mich beehrten, hat aufs neue und in mehrfacher Beziehung die Ihnen gewidmete Verehrung und Dankbarkeit wo möglich noch vermehrt.

Mit dieser Versicherung verbinde ich zugleich die schuldige Anzeige, daß nunmehr auch die Höhe des Monuments, in Gemäßheit Ihrer letztern Bestimmung, festgesetzt worden. Das Modell der Statue, mit deren Fertigung Herr Schadow seit zwei Monaten beschäftigt ist, wird ohne Zweifel bald beendigt sein. Auch sind von unsers Großherzogs königl. Hoheit, höchstwelcher die Kosten des Piedestals gnädigst übernehmen wollen, vorläufig die desfalls nöthigen Befehle an den geschickten Vorsteher der schweriner Schleifmühle ertheilt worden. Und so wird hoffentlich dereinst würdig ausgeführt werden, was mit ebenso feinem Kunstgeschmack als tiefer Kunde des Antiken angegeben worden.

Wie sehr ich durch das gewogenste Geschenk, womit Ew. Excellenz mich jüngsthin beehrten, erfreut ward, und wie dankbar ich mich Ihnen dafür verpflichtet fühle, vermag ich nicht, wie ich es wünschte, auszudrücken. Es ist ein neues und großes Verdienst, welches Sie sich durch Herausgabe der so belehrenden und interessanten Hefte um die Kunst und ihre Verehrer erworben; denn wie sollte nicht durch Ihre treffliche Anleitung der Sinn und das lebendige Interesse für die Kunst und ihre Schätze in unserm deutschen Vaterlande mehr und mehr erweckt und gefördert werden!

Mit dem größten Vergnügen und nach besten Kräften werde ich streben, dem Auftrag, welchen Ew. Excellenz mir in Bezug auf Ihre geologischen und mineralogischen Sammlungen ertheilten, zu genügen. Nur muß ich um gewogenste Nachsicht bitten, wenn ich zur Zeit noch außer Stande bin, ein bestimmtes Resultat zu lie-

fern. Ein Sachkundiger in Schwerin, dem ich sogleich das Steinmuster zusandte, war auf längere Zeit von dort abwesend. Bei seiner Zurückkunft, auch zumal wenn der Anfang mit den Arbeiten des Piedestals gemacht sein wird, dürfte sich hoffentlich eine günstigere Gelegenheit dazu finden. Auch wird es Sr. königl. Hoheit dem Großherzoge sehr angenehm sein, durch etwa vorräthige schön geschliffene Stücke, falls sie rücksichtlich der Wissenschaft von besonderer Bedeutung wären, Dero Sammlung zu vermehren, und gern unterziehe ich mich dem höchsten Auftrage, Denenselben obige Eröffnung zu machen.

Seit einigen Wochen erfreuen wir uns des lange ersehnten Glücks, unsern hochgefeierten Landsmann, den Fürsten Blücher von Wahlstadt, wohl und heiter in unserer Mitte zu sehen. Mit welcher Freude und Verehrung derselbe in Doberan und überall in seinem Vaterlande empfangen worden, läßt sich kaum beschreiben. Als eine Deputation seiner Geburtsstadt Rostock den Fürsten in Doberan bewillkommnete, erbat er sich von derselben ein Mittagsmahl. Dazu und zum feierlichen Einzug war der 18. d. M. bestimmt. Alles war zweckmäßig und würdevoll veranstaltet. Aus naher und weiter Ferne war eine unglaubliche Menge Menschen herbeigekommen. Der Erbgroßherzog, die Prinzen des Hauses und eine zahlreiche Gesellschaft aus Rostock und dem nahen Seebade war zum Empfange auf dem großherzoglichen Palais versammelt; den Platz (eben derselbe, der für das Monument bestimmt ist) bedeckte eine zahllose Menschenmasse, deren Anblick ich nur mit dem erhabenen Genuß zu vergleichen vermag, den die Segensertheilung des Heiligen Vaters vom Balcon der St.-Petruskirche mir einst gewährte. Endlich erschien der Moment, wo — nach langen Zügen berittener und unberittener Bürgergarden, Schützengilden, Chören von jungen Mädchen — der greise Held, an dessen Seite sein braver Adjutant Nostitz sich befand, im offenen Wagen langsam durch die dichtgedrängte Menge fuhr. Eine Scene, die an und für sich und vermöge so mancher gemischter Empfindungen und Erinnerungen, welche sie weckte, mich mit einer tiefen Rührung erfüllte. Der Magistrat überreichte dem Fürsten das Diplom eines rostockischen Bürgers. Hier und bei dem fraglichen Mahle, welches auf dem Rathhause gehalten ward, hatte man öfter Gelegenheit, die Gabe jener natürlichen in so hohem Grade ihm eigenthümlichen Beredsamkeit zu bewundern. Der innere Gehalt seiner durch eine aufrichtige Herzlichkeit und eine auch den

Helden zierende Bescheidenheit so ausgezeichneten Reden, kurz die Anwesenheit unsers ebenso heldenmüthigen als liebenswürdigen Landsmanns stimmte die Freude jenes Tags zum höchsten Enthusiasmus.

Ueberzeugt, daß auch Ew. Excellenz jenem frohen Feste Ihre Theilnahme nicht versagen werden, habe ich es mir erlaubt, ausführlich davon zu reden. Und wie sollte ich nicht gern länger verweilen bei einem verehrten Gegenstande, der mir zugleich das Glück verschaffte, Ihnen unmittelbar den Tribut meiner Verehrung und Ergebenheit darbringen zu dürfen.

Genehmigen Sie gewogenst die Versicherung dieser Gesinnungen, womit u. s. w.

A. von Preen.

Rostock, 25. Aug. 1816.

Nicht so consequent wie in Ansehung des Costüms zeigte sich Schadow hinsichtlich der Basrelieftafel, welche den Sturz des Fürsten Blücher bei Ligny darstellen sollte. Schon in dem oben (Anm. 9) erwähnten Briefe an Herrn von Preen vom 26. März 1816 theilte Schadow dem letztern wörtlich mit:

Graf Nostitz fand die eine Tafel, wo der Tiger an den Rand des Abgrundes getrieben ist, gut. Die andere, wo unser Held in der Bedrängniß dargestellt ist, äußerte er den Wunsch, es statt der symbolischen Weise rein historisch zu sehen; alsdann würde an der Stelle des Schutzengels mit dem Schilde er selbst als Adjutant des Fürsten dastehen.

Statt des Fußvolks, welches von der französischen Reiterei angefallen wird, müßten's auch Reiter sein, indem der Fürst mit vier Cavalerieregimentern die wankende Schlacht wieder herstellen wollte. Dann darf auf unserer Seite die Siegesgöttin nicht gebildet werden, indem unser Volk an jenem Tage die Schlacht verlor. Auf diese Bemerkungen des Grafen Nostitz müßte wol Rücksicht genommen werden. [13]) Schon dacht' ich daran, meinem Schutzengel das Profil des Grafen zu geben.

Uebrigens werde ich gern sehen, wenn man, soviel sich thun läßt, bei dem verbleibt, was Herr von Goethe

und ich hierüber angegeben haben, indem ich versichern kann, daß er ganz insbesondere alles dahin Gehörige wohl überlegt und bedenkt.

Der Kammerherr von Preen muß später noch eine neue abweichende Idee gehabt haben; denn Schadow schreibt ihm am 14. Sept. 1816:

Ew. Hochwohlgeboren vom 7. d. M. [14]) beehre ich mich vorläufig zu beantworten. Auch ich habe schon den Wunsch, in dem einen Relief eine Porträtähnlichkeit vom Grafen Nostitz im schützenden Genius mit anzubringen. Nun läßt es sich vielleicht nach Ihrer Idee ausführen, nämlich einen schützenden Krieger, und außerdem den geflügelten Schutzgeist darüber.

Demnächst hatte Graf Nostitz dem Künstler einen Bericht über den Vorfall bei Ligny, datirt vom 29. Sept. 1816, mitgetheilt. Aus einem Briefe des Herrn von Preen an Schadow vom 15. Jan. 1817 geht hervor, daß der erstere die Idee des Grafen Nostitz adoptirt hatte; denn es heißt darin:

Von unserer spätern Uebereinkunft wegen des einen Basreliefs, auf welchem der Graf Nostitz die Stelle des Schutzgeistes einnehmen wird, haben Sie Herrn von Goethe ja wol benachrichtigt?

Hierüber berichtet nun Schadow am 22. März 1817:

Ew. Hochwohlgeboren übersende ich anbei zwei Durchzeichnungen von den beiden Tafeln des Piedestals, wie ich solche nunmehr auszuführen beabsichtige. Die Relation des Grafen Nostitz veranlaßte mich, den merkwürdigen Vorfall rein historisch darzustellen, auch habe ich meine Zeichnung so lange geändert, bis der Graf Nostitz damit zufrieden war.

Nachdem ich nun mit meiner Zusammenstellung fertig war, schickte ich diese beigehende nebst Relation an Herrn von Goethe und erhalte die Antwort, die ich Ihnen hierbei mittheile.

(Sie folgt weiter unten.)

Es ist die Ansicht eines Dichters, und vielleicht mischt sich darin eine im vorigen Jahre entstandene Vorliebe für die erste Art der

Darstellung, die ich bei ihm im vorigen Jahre in Weimar entwarf.

Freilich würde eine Tafel Poesie und die andere Wahrheit sein, und nebeneinander nicht stimmen. Da beide entgegengesetzte Seiten bekleiden, so werden solche nicht zu gleicher Zeit gesehen, und ich möchte es verantworten. Am Ende wäre meine erste Idee wieder aufzunehmen, in welcher ich beabsichtigte, dem schützenden Genius mit Schild und Schwert die Gesichtsähnlichkeit mit dem Grafen Nostitz zu geben.

Ihre Antwort wird mich bestimmen. So hatte ich auch einige Sprüche auf dem Säbel vorgeschlagen, auch dies hat der alte Herr verworfen, der mir überhaupt verdrießlich vorkommt. [15]) Letzteres gebe ich aber wirklich auf, weil die Lage des Säbels das Lesen beschwerlich machen würde.

Der vorhin erwähnte Brief Goethe's an Schadow vom 12. März 1817, welcher in des letztern „Kunstwerke u. s. w.“ nicht abgedruckt ist, lautet:

Ew. Wohlgeboren gefällige Sendung ist, wie ich schon vorläufig gemeldet habe, zu seiner Zeit glücklich angelangt, und ich verfehle nicht, die dadurch verursachten Auslagen zu erstatten. Auch kommen die Zeichnungen wieder zurück, wegen welcher ich mich aber in einiger Verlegenheit befinde.

Bei der allegorischen Vorstellung wüßte nichts zu erinnern, sie ist in der Hauptsache die vorige, und da das Bild einige Höhe hat, so sind die beiden Genien nicht zu misbilligen. Hingegen die andere Vorstellung will mir aus mehr denn einer Ursache nicht gefallen, denn

1) ist sie ganz historisch und sticht gegen das Poetische der ersten gar zu sehr ab.
2) Möcht' ich den Helden nicht ganz so in Detriment sehen, wie er hier erscheint. Ihre erste Erfindung, wie er sich aufrafft, ist edler und ungleich besser, denn gegenwärtig wird man in einiger Entfernung nicht unterscheiden können, ob er todt oder lebendig sei.
3) Daß er wundersam gerettet worden, schreibt man billig einem Schutzgeiste zu, der auf der frühern Zeichnung sich schirmend über ihn biegt, wodurch eine sehr lobenswerthe Gruppe entsteht. Daß dieser Schutzgeist in der Wirklichkeit

ein Herr von Nostiz gewesen, gehört der Geschichte an, die bildende Kunst darf sich aber damit nicht befassen.

4) Ist durchaus zweideutig, ob der Ulan, dem der junge Mann in die Zügel fällt, Freund oder Feind ist: das letztere vermuthet man beim ersten Anblick, das erste muß man sich sagen lassen.

So ist meine Meinung, die ich diese Tage öfters überlegt habe und nichts davon zu ändern wüßte.

Zugegeben, daß man Liebhabern und Bestellern etwas zu Willen sein kann, so darf es doch nicht so weit gehen, daß der Künstler in einem so wichtigen Falle sich einem gegründeten Tadel aussetzen dürfte.

Nach meinem Votum also, welches freilich nur consultativ und nicht entscheidend ist, bliebe es bei der ersten wohlerfundenen und durch die Beugung des Schutzgeistes sehr glücklich verbesserten Vorstellung. [16])

Uebrigens wünsche Glück zu dem guten Fortgang. Möchten die Erfahrungen und Uebungen, welche bei dieser wichtigen Arbeit gewonnen werden, künftig ähnliche Unternehmungen erleichtern und in Berlin der Erzguß wie der Eisenguß unter Ew. Wohlgeboren kunstreicher Anleitung zur Vollkommenheit gelangen.

Für gefällige Besorgung der Medaille, mit welcher ich schon manchem Freunde Vergnügen gemacht, nochmals meinen herzlichsten Dank.

Möchte ich bald zu der vollzogenen Verbindung [17]) auch meine Glückwünsche aussprechen können.

Ergebenst

J. W. von Goethe.

Weimar, 12. März 1817.

N. S. Noch muß ich hinzufügen, daß mir die eingesendeten Distichen keineswegs Beifall ablocken können. Ferner gehörte, wie Ew. Wohlgeboren ganz recht bemerken, nur eine tüchtige Zeile, ein echter Kernspruch auf eine solche Degenscheide. Aber auch das will mir nicht gefallen; denn dem Künstler entgeht dadurch der Raum sie plastisch zu verzieren. Bringe man die rechten Worte, die ich freilich nicht gleich zu finden weiß, auf die Tafeln, so bedarf es anderer Nebensprüchlein nicht. Und überhaupt, wie soll der Beschauer an die kolossale Statue hinauf nach Buchstaben blinzen? Verzeihen Ew. Wohlgeboren, wenn ich etwas

geradezu spreche, es liegt mir jetzo so vieles ob, daß ich nur fertig werde, wenn ich in jedem Geschäft meine Meinung aufrichtig sage; euphemistische Wendungen zu suchen verbietet mir die Kürze der Zeit und des Lebens.

Ergebenst

Goethe.

Den 12. März 1817.

Bei der zweiten Tafel, den Sieg darstellend, hatte Schadow gleichfalls einige Aenderungen vorgeschlagen, nämlich: über dem Sieger schwebt die Siegesgöttin mit Kranz und Palme, und höher hinauf, auf einem Hügel, geben sich zwei geflügelte Genien die Hand, die Schutzgeister Preußens und Englands, jener durch das Eiserne Kreuz, dieser durch den Dreizack bezeichnet. Auch ist hier der letzte Schlachttag — der 18. Juni 1815 — angegeben.

Hierauf beziehen sich die zustimmenden Worte Goethe's im zweiten Satze des Briefes an Schadow vom 12. März 1817.

Infolge einer spätern Bemerkung des Hofraths Hirt hat Schadow noch die kleine Aenderung vorgenommen, daß die beiden Genien sich ergreifen, statt die Hände ineinander zu legen.

Herr von Preen gab nun den veränderten Entwurf auf, zeigte dies am 23. April 1817 dem Künstler an, und in dem von ihm verfaßten Vortrage des Engern Ausschusses an den Großherzog von Mecklenburg-Schwerin vom 25. April 1817 heißt es:

Der von mehreren Seiten geäußerte Wunsch, den Grafen von Nostitz, Adjutanten des Fürsten Blücher, welcher demselben im Augenblicke der höchsten Gefahr schirmend zur Seite stand, in jenem Bilde personificirt zu sehen, hatte die Idee erzeugt, statt der früher beliebten allegorischen Darstellung eine rein historische zu wählen. Die deshalb von dem Director Schadow entworfenen Zeichnungen sind dem Geheimenrath von Goethe zur Beurtheilung

vorgelegt, dessen Entscheidung fiel jedoch ganz bestimmt gegen eine solche Veränderung aus, besonders aus dem Grunde, weil poetische oder allegorische und rein historische Darstellungen in einem und demselben Kunstwerke die Einheit und Harmonie des Ganzen vernichten müßten. Wir haben daher der Ausführung jener Idee gänzlich entsagen zu müssen geglaubt, weil sie nicht allein der einen Hauptrücksicht, nämlich den Forderungen der Kunst, nicht entsprechend ist, sondern auch deshalb, weil wir durch Nichtbeachtung jener Kritik denjenigen Rücksichten zuwiderhandeln würden, die wir diesem, um ein so bedeutendes vaterländisches Unternehmen so sehr verdienten Kunstrichter schuldig sind, indem wir uns zugleich schmeicheln, auf diese Weise auch Ew. königlichen Hoheit allerhöchsten Ansichten eine Genüge geleistet zu haben.

Durch ein Rescript vom 12. Mai 1817 sprach der Großherzog seine Billigung aus.

Schon vorher, am 3. April 1817, hatte Herr von Preen den Ausgang der Sache an Goethe in dem folgenden Schreiben mitgetheilt:

Es gereicht mir ebensowol zur Ehre als zur Freude, Ew. Excellenz endlich ein Bruchstück von dem mir bezeichneten so merkwürdigen Granit unsers Vaterlandes übersenden zu können. Die mir selbst fehlende Kenntniß in diesem Theil der Naturkunde, und dann der Mangel einer guten Gelegenheit zur Uebersendung des Steinblocks, beides wird diese verspätete Ausrichtung Ihres mir angeehrten Auftrags einigermaßen entschuldigen.

Durch die Güte des trefflichen Professors Schubert in Ludwigslust, des Verfassers der „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft" sowie des im vorigen Jahre herausgekommenen „Handbuch der Mineralogie", bin ich in den Stand gesetzt worden, Dero Befehlen zu genügen. Derselbe wird, während seines frühern Aufenthalts in Weimar, sich wahrscheinlich auch des Glücks Ihrer persönlichen Bekanntschaft zu erfreuen gehabt haben. Aus dessen Schreiben, welches ich mir erlaube hier beizufügen, wollen Ew. Excellenz Sich von der fernern Bereitwilligkeit des Professors Schubert gewogenst überzeugen, und auch ich werde es mir stets zur vorzüglichen Ehre rechnen, das Meinige zur Erreichung des beabsichtigten Zwecks beitragen zu dürfen.

Vor etwa acht Tagen übersandte mir der Herr Director Scha-

dow diejenigen beiden Zeichnungen zu dem Postament des Blücher'schen Denkmals, welche Ew. Excellenz bereits vorgelegt worden sind. Sie wurden durch den hin und wieder ausgedrückten Wunsch veranlaßt, daß auch dem braven Adjutanten des Fürsten, der im Moment der höchsten Gefahr ihm schirmend zur Seite stand, eine nicht unverdiente Ehre erwiesen werden möge. Doch blieb eine so wesentliche Veränderung immer der Hauptrücksicht, nämlich den Forderungen der Kunst, um so mehr untergeordnet, da in diesem bedeutenden Unternehmen die Entscheidung des competenten Richters die einzige und beste Norm für uns ist. Deshalb wird es auch bei der ersten Zeichnung Ew. Excellenz und Herrn Schadow's vereinbarten Darstellung lediglich verbleiben.

Mit dem lebhaftesten Interesse sieht man, bei dem so glücklichen Fortgange, der Vollendung dieses schönen Kunstwerks entgegen. Höchst erfreulich ist auch für jeden Verehrer der Kunst die Hoffnung, von Ihrer Feder die nähern Andeutungen dieses Werks, um welches Ew. Excellenz Sich bereits so großes Verdienst erworben haben, bald zu besitzen. Möchten Sie auch Sich in der Folge entschließen, das vollendete und aufgerichtete Denkmal an Ort und Stelle in Augenschein zu nehmen und uns Mecklenburgern zu gleicher Zeit eine erfreuliche Gelegenheit verschaffen, Ihnen die Gefühle der dankbarsten Verehrung persönlich zu bezeugen.

Der beikommende Granitblock geht mit guter Gelegenheit von hier nach Leipzig und wird von dort hoffentlich richtig an den Ort seiner Bestimmung gelangen. Das mir zugesandte Probestück habe ich zur Zeit von dem Herrn Professor Schubert nicht zurückerhalten.

Genehmigen Dieselben die Versicherung u. s. w.

A. von Preen.

Rostock, 3. April 1817.

N. S. Soeben, beim Verpacken des Steins, findet sich noch das vermißte Probestück, welches ich nicht verfehle Ew. Excellenz gleichfalls mit zu übersenden.

A. von Preen.

Auf diesen Brief antwortete Goethe am 7. Mai 1817:

Da Ew. Hochwohlgeboren gewiß auch in irgend einem Fache sich durch leidenschaftliche Liebhaberei auszeichnen, so werden Sie

mit empfinden können, wie viel Vergnügen mir der übersendete Stein gemacht hat. Von diesen ältern problematischen Breccien habe ich eine schöne Sammlung und die gegenwärtige gehört unter die merkwürdigsten. Nehmen Sie daher meinen verpflichteten Dank, welchen ich auch dem Herrn Schubert, dessen Besuch wir bald zu hoffen haben, mündlich abtragen werde.

Die Erwähnung des von Ew. Hochwohlgeboren so eifrig beförderten Denkmals wird im dritten Hefte meiner Zeitschrift stattfinden. Das zweite nehme mir die Freiheit hierbei zu übersenden.

Mich zu fernerm geneigten Andenken angelegentlichst empfehlend

gehorsamst

Goethe.

Jena, 7. Mai 1817.

Am 5. Juni 1817 schrieb Herr von Preen an Goethe unter anderm auch über den Fortgang des Unternehmens in Rostock:

Ew. Excellenz geehrte Zuschrift vom 7. v. M., welches durch das beigefügte mir so schätzbare Geschenk einen zweifach hohen Werth für mich erhalten hat, ist erst vor einigen Tagen bei mir eingetroffen, und ich beeile mich, Ihnen meinen ehrerbietigsten Dank für beides zu bezeugen.

Was Dieselben in diesem trefflichen Hefte von der Wiedererregung höherer Begriffe der Kunst und des Geschmacks in neuern Zeiten sagen, belebt den Kunstfreund mit der Hoffnung einer wiederkehrenden schönen Kunstperiode. Aber dies sei mir erlaubt noch hinzuzufügen, daß jenes erfreuliche Resultat — so sehr auch die Mitwirkung mancher vorzüglicher Künstler und Schriftsteller gerechte Anerkennung verdient — doch hauptsächlich Ihr Werk ist.

Unser vaterländisches Unternehmen — auch ein Erzeugniß jenes durch große Thaten erregten patriotischen Kunstsinnes — gewinnt nun auch, soviel die Granitarbeit anbetrifft, einen erwünschten Fortgang. Manche Schwierigkeit, welche bisher den Anfang derselben gehemmt hatte, ist beseitigt, und wahrscheinlich wird dieser Theil des Monuments früher vollendet werden als die Hauptarbeit in Berlin. Die Gebäude, die bisher auf dem Platze standen, sollen noch in diesem Jahre, auf Befehl Sr. königlichen Hoheit des Großherzogs, abgebrochen werden.

Sehr erfreulich war die Nachricht für mich, daß Ew. Excellenz in dem Ihnen zugesandten Stein einen nicht unwillkommenen Beitrag zu Ihrer schönen Sammlung erhalten haben.

Zu meinem Lieblingsstudium gehört ein anderer Theil der Naturwissenschaft, die Botanik, und ich stehe im Begriff, vorzüglich in dieser Hinsicht, mit meinem Freunde, dem in diesem Fache rühmlichst bekannten Professor Treviranus in Breslau, eine Reise nach Tirol über Dresden, Teplitz und Wien zu machen.

Könnte ich in diesem auch für die Mineralogie und Geologie so merkwürdigen Lande mich auf irgend eine Weise für Dero Sammlungen und Studien thätig und wirksam beweisen! Dies würde meiner Reise ein neues vorzügliches Interesse verschaffen.

Sollten Ew. Excellenz mich daher mit Aufträgen beehren wollen, so muß ich die Bitte hinzufügen, daß Sie mir solche bis Ende d. M. nach Berlin — unter Adresse des Herrn Schadow — oder nach Dresden, wo ich die ersten Tage des Juli zubringen werde (poste restante), zu senden geneigen wollen. Der langsame Gang der Posten wird es mir nicht mehr gestatten, da ich etwa den 26. von hier zu reisen gedenke, Ihre etwaigen Befehle noch hier in Empfang zu nehmen.

Indem ich mich Dero Wohlwollen auch fernerhin angelegentlichst empfehle, habe ich die Ehre u. s. w.

ganz gehorsamster

A. von Preen.

Rostock, 5. Juni 1817.

Der Hofrath Hirt nahm an den Verhandlungen über die Tafel, welche den Sturz des Helden darstellen sollte, nicht, wie der Verfasser des Aufsatzes im „Weimarer Sonntagsblatt" anzunehmen scheint, theil; dagegen hatte er später die beiden Basreliefs nach seiner Idee entwerfen lassen. Schadow schreibt darüber an den Kammerherrn von Preen im August 1817: Hirt habe auf der einen Tafel statt des Tigers die Chimära, statt des Genius des Bösen den Typhon und in der Ferne die Vorderseite eines griechischen Tempels mit der Inschrift „Belle-Alliance" und zwei Trompetern, auf der andern Tafel statt des geflügelten Genius eine Figur in Amazonengestalt, ungeflügelt, vorge-

schlagen. Beides nebst Beschreibung habe er an Goethe gesandt, mit dem Bemerken, daß es ihm gar undeutsch vorkäme. Goethe's Antwort [18]) sei gewesen: „daß auch er in diese Idee nicht einginge und man den Künstler durch dergleichen nicht beengen müsse"; wobei sich denn auch Hofrath Hirt beruhigt habe.

Am 1. Aug. 1817 sandte Goethe seine Vorschläge zu den Inschriften des Denkmals an Schadow. [19]) Von diesem gelangten sie, weil Herr von Preen abwesend war, an den Landrath von Oertzen auf Roggow mittels folgenden Briefes:

Ew. Hochwohlgeboren habe ich die Ehre zu melden, daß ich von Herrn von Goethe, datirt den 1. Aug. c., ein Schreiben erhalten habe, wobei dessen entworfene Inschrift für unser Piedestal des Fürsten Blücher folgendermaßen lautet:

Dem Fürsten	In Harren
Blücher	und Krieg
von	in Sturz
Wahlstadt	und Sieg
die Seinigen.	bewusst und gross
(Tag und Jahr der Aufstellung des Monuments.)	so riss er uns
	von Feinden los.
	(Tag und Jahr der Schlacht von Waterloo.)

Herr von Preen ist wahrscheinlich noch abwesend, und so wird ohne ihn schwerlich hierüber, und erst nach dessen Zuziehung eine Bestimmung eingehen. Indessen schreitet die Arbeit fort; die zweite Tafel macht mir viele Arbeit, auch arbeite ich unabläßig daran. Dero Wohlgewogenheit u. s. w.

Schadow.

Berlin, 16. Aug. 1817.

Aus diesem Briefe Schadow's geht hervor, daß Goethe

für die Vorderseite des Piedestals nicht, wie der Verfasser des Aufsatzes im „Weimarer Sonntagsblatt" annimmt, „die Seinen", sondern „die Seinigen" vorgeschlagen hatte. Hiervon wird noch weiter unten die Rede sein.

Auf die vorgeschlagenen Inschriften bezieht sich zunächst das folgende Schreiben des Herrn von Preen an Goethe vom 20. Oct. und die Antwort Goethe's vom 29. Oct. 1817:

Indem ich mir erlaube, Ew. Excellenz beikommende geringe Beiträge für Ihre geologischen und mineralogischen Sammlungen zu übersenden, darf ich freilich nicht hoffen, daß Dieselben etwas Neues oder Ihnen nicht Bekanntes erhalten werden. Möchten Sie es indessen auch nicht als eine Anmaßung ansehen, wenn ich als Laie, und ohne mir gewordenen speciellen Auftrag, es wage, dem in diese Wissenschaft Eingeweihten Einiges mitzutheilen. Der Gedanke, daß bald eine Verschiedenheit der Zusammensetzung, bald ein verschiedener Fundort, auch dem bekannten Mineral einigen Werth beilegen können, veranlaßte mich während meines Aufenthalts in Innsbruck, mir dies Wenige für Ew. Excellenz zu erbitten. Die geringe Größe der Exemplare wollen Sie gewogenst wegen des auf weitern Reisen etwas schwierigen Transports entschuldigen. Diese Stücke stammen aus der vorzüglichen Sammlung eines biedern alten Tirolers, des Herrn Hauptmanns von Aigener, der, in der gelehrten Welt vielleicht weniger als Schriftsteller bekannt, dennoch lange schon, und vorzüglich durch seine Verbindungen mit dem verewigten Werner, dem Freiherrn von Moll, dem Erzherzog Johann u. s. w., nicht unwirksam für den Fortgang der Wissenschaft gewesen ist. Seiner Aeußerung zufolge dürfte insbesondere das beigefügte Stück des Andalusits als secundäre Formation des Granits (vielleicht auch als Seitenstück zu dem conglomerirten Granit, den ich die Ehre hatte Ew. Excellenz aus meinem Vaterlande zu übersenden) nicht ohne Interesse für Sie sein.

Wie Ew. Excellenz fortdauernd und mit einem Ihre Bestrebungen überall begleitenden Erfolge die Naturwissenschaften betreiben, davon ward ich noch vor kurzem auf eine höchst belehrende Weise durch Ihre neuesten Hefte benachrichtigt. Je mehr ich in den verflossenen Sommermonaten, auf Salzburger und Tiroler Al-

pen, auf dem Monte-Baldo und den Schreyegebirgen, der schönen Pflanzenwelt mich wieder erfreute, um desto mehr interessirte mich und meinen botanischen Reisegefährten, den Professor Treviranus, vorzüglich der treffliche Aufsatz über die Metamorphose der Pflanzen.

Auch die mir neulich aus Mecklenburg zugesandten Inschriften für das Blücher'sche Monument, welche in wenigen Worten den Helden, wie er handelnd und leidend immer derselbe bleibt, so treffend bezeichnen, haben bei mir die dankbare Verehrung gegen den so gütigen Beförderer unsers Unternehmens wo möglich noch erhöht. Ew. Excellenz diese Gefühle auf meiner Rückreise mündlich ausdrücken zu dürfen, würde ich mir ebenso sehr zur Ehre als zur Pflicht gemacht haben, wenn ich nicht von Frankfurt aus meinen Weg über Braunschweig hätte nehmen müssen.

Mit lebhaftem Verlangen sehe ich nun bald den lange entbehrten Nachrichten über die fortschreitenden Arbeiten durch Herrn Schadow entgegen. Vielleicht darf ich mir auch schmeicheln, daß Ew. Excellenz von dem Empfang beikommender kleinen Kiste mich gelegentlich nach Rostock zu benachrichtigen die Gewogenheit haben werden.

Genehmigen Dieselben u. s. w.

A. von Preen.

Braunschweig, 20. Oct. 1817.

Ew. Hochwohlgeboren schätzenswerthe Sendung hat mich höchst angenehm überrascht. Schon als Zeugniß Ihres fortdauernden Andenkens wäre sie mir sehr willkommen gewesen, nun aber enthält sie so viele wichtige Stücke, welche gerade meiner Sammlung abgehen, und kommt gerade an zu der Zeit, als ich Herrn Brocchi's Abhandlung über das Fassathal studire, durch Jahreszeit und Witterung aber von Jena abgeschlossen bin, und daher zu meinem größten Vergnügen Exemplare aus jener interessanten Gegend vor mir sehe. Das Verständniß genannter trefflicher Schrift wird nun erst recht möglich.

Dankbar vermelde ich sogleich die Ankunft und Benutzung dieser Naturschätze und freue mich der glücklich zurückgelegten Reise, wo Sie gewiß zu Ihrem Zwecke sowol im Geiste als an Besitz trefflich mögen gewonnen haben. Von Berlin hör' ich alles Gute und es läßt sich sicherlich hoffen, daß das Werk mit Ehren aufgestellt sein wird, wenn Ew. Hochwohlgeboren fortfahren

den Muth des Künstlers zu beleben und Abweichungen zu verhindern. Ueber alles, worüber Herr Director Schadow mich fragen mochte, hab' ich ihm aufrichtig meine Gedanken gesagt; freilich ist jeder Künstler, der ein öffentliches Werk fertigt, wegen so mancher wunderlichen Einrede übel daran.

Sollte, was die Inschriften betrifft, etwas anderes belieben, so stehe gern zurück.

Der ich, bereitwillig zu jedem freundlichen Gegendienst, mit wiederholtem Dank mich angelegentlichst empfehle.

Gehorsamst

Goethe.

Weimar, 29. Oct. 1817.

Auf der Rückseite des Briefes.

Obschon alle übersendeten Stufen höchst interessant und mir sehr willkommen sind, so zeichne doch billig den Andalusit hier aus, der ein Gebirg im Kleinen bildet, so schön und ausdrucksvoll als mir noch nicht vorgekommen. Ferner ist die Prehnitstufe sehr merkwürdig, indem Herr Brocchi von dieser Art Folgendes äußert: „Obschon der Prehnit gewöhnlich in das soeben beschriebene Gestein eingewickelt ist, so hab' ich ihn doch, wiewol selten, auch im unmittelbaren Zusammenhange mit dem Trappporphyr gefunden, wo er die Wände der Gangspalten überkleidet, in welche er wahrscheinlich später duch Infiltration eingedrungen ist." Und so könnt' ich zu dem übrigen auch manche Bemerkung machen, will aber nur so viel hinzufügen, daß ich mich in diesem Falle wie in mehreren über die disparate Nomenclatur betrübt habe, betrübt im eigentlichen Sinn, weil dies der Wissenschaft, die auf dem Anschauen ruht, vom unglaublichsten Schaden ist, wenn nahe verwandte Gegenstände mit himmelweit entfernten, aus fremden Sprachen entlehnten disparaten Klängen und Tönen benannt werden. Dem Unheil war nicht auszuweichen, ich weiß es; blos dadurch wird es in etwas gemildert, daß man weiß es sei ein Unheil.

Wie viel bin ich Ihrer Sendung schuldig, daß sie mich darauf abermals aufmerksam macht und mir dagegen zu Hülfe kommt.

Dankbar, das Beste wünschend.

G.

Ueber die Goethe'schen Vorschläge zu den Inschriften

herrschten nun die verschiedensten Ansichten. Dies bewog den Kammerherrn von Preen, an Goethe unterm 8. Febr. 1818 das folgende Schreiben zu richten:

Ew. Excellenz geehrte Zuschrift vom 29. Oct. v. J. hat mich in einem ganz vorzüglichen Grade erfreut, weil ich daraus ersehen habe, daß die wenigen Denenselben übersandten Mineralien nicht ohne Interesse für Sie gewesen sind. Sehr dankbar erkenne ich es, daß Sie mir diese mich äußerst beglückende Ueberzeugung gewogenst haben verschaffen wollen.

Ew. Excellenz haben durch Uebersendung Ihrer schönen Inschriften zum Blücher'schen Denkmal Sich neue und große Verdienste um unser wichtiges vaterländisches Unternehmen erworben. Pflichtmäßig entledige ich mich daher des von meinen Landsleuten mir wiederum gewordenen Auftrages, indem ich der Dolmetscher ihrer aufrichtigsten Dankgefühle zu sein die Ehre habe.

Wenn ich es mir indessen zu gleicher Zeit erlaube, einige, jene Inschriften betreffende, hier laut gewordene Wünsche Dero nachsichtsvollem Urtheil zu unterwerfen, so darf ich mir, Ihren frühern gewogensten Aeußerungen zufolge, schmeicheln, daß Sie die angeschlossenen Bemerkungen [20]), die ich zur nähern Beleuchtung jener Wünsche niedergeschrieben, und beiden durchlauchtigsten Landesherren und dem Engern Ausschuß der Stände überreicht habe, mit gewohnter Güte aufnehmen werden. Ew. Excellenz wollen daher in diesen Bemerkungen nicht sowol eine, auf keine Weise mir gebührende Kritik Ihrer schönen und nachdrucksvollen Worte, als vielmehr nur wenige unmaßgebliche Ansichten erblicken, die nur insofern einigen Werth erhalten mögen, als Ihr vollendeter Kunstgeschmack solche einiger Berücksichtigung nicht ganz unwerth erachtet. Demnach kann ich nur mit großer Schüchternheit mich entschließen, Ew. Excellenz diesen Aufsatz zu übersenden; nicht weil ich besorgen dürfte, daß Dieselben den freimüthigen Ausdruck eines in Sachen der Kunst und des Geschmacks nur wenig ausgebildeten Urtheils ungütig aufnehmen möchten, sondern weil ich mich in keiner Hinsicht berufen fühle, die Worte des ersten deutschen Dichters zu commentiren.

Nur die mir mittels höchsten Auftrags [21]) obliegende Pflicht, Dieselben mit dem Wunsche der Unternehmer unsers Denkmals bekannt zu machen und die hier allgemein befestigte Ueberzeugung, daß Sie das bedeutende Kunstwerk mit dem Beistand, der unser

Stolz ist, auch in der jetzt zur Frage stehenden Beziehung ferner beehren werden, mag meine Freiheit entschuldigen. Unsere besondere und gehorsamste Bitte wollen Sie aus der Anlage gewogenst ersehen. Was Ew. Excellenz in Betreff der Inschriften weiter zu beschließen oder abzuändern geneigen werden, das werden wir dankbar, als unabänderliche Richtschnur, uns aneignen.

Wie die Arbeiten des trefflichen Herrn Directors Schadow schnell und glücklich fortrücken, werden Dieselben ohne Zweifel durch den Künstler selbst von Zeit zu Zeit erfahren haben. Auch bei uns ist man mit den Granitarbeiten und der Räumung des Platzes fleißig beschäftigt. Es ist kaum einem Zweifel mehr unterworfen, daß die Aufrichtung des schönen Denkmals im Sommer des nächstfolgenden Jahres vor sich gehen werde.

Möchten Ew. Excellenz die Gewogenheit haben, mich recht bald mit einer Antwort zu beehren!

Mit den Gesinnungen unwandelbarer Verehrung u. s. w.

A. von Preen.

Rostock, 8. Febr. 1818.

Auf diesen Brief ertheilte Goethe die folgende Antwort am 19. Febr. 1818:

Von Ew. Hochwohlgeboren Sendung habe jedesmal nur Angenehmes zu erwarten, und so hat mir auch die letzte besonderes Vergnügen gewährt, welches ich in einer mündlichen Unterhaltung wol auszusprechen wünschte.

Aus dem beigefügten Aufsatz tritt nun freilich das Einzelne allzu lebhaft heraus, was mir im Ganzen, als ich jenen Versuch der Inschriften entwarf, dunkel vorschwebte, deswegen auch jene Zeilen nur als Versuch, nicht aber als Vorschlag mitzutheilen wagte.

Die höchst ehrenvolle Theilnahme, die mir an dem ersten höchst folgereichen deutschen Monumente gegönnt ward, läßt mich auch in dieser Zwischenzeit nicht ruhen; ich habe die Inschriften oftmals hin und wieder gedacht und doch nichts besseres, auch nicht einmal etwas anderes finden können. Der Dichter muß sich in solchen Fällen auf Eingebungen verlassen, die ihm vielleicht ganz allein recht scheinen, weil er sie wiedergibt, wie er sie empfangen hat.

Mit dem Verfasser der Beilage wünschte ich wol ein paar

Stunden eine heitere Unterhaltung, nicht um ihn zu überreden, sondern ihm die Ansichten, wie ich sie hege, freundlich mitzutheilen. Schriftlich aber mich darüber zu äußern fällt mir ganz unmöglich, indem gerade der jetzige Augenblick für mich in vielfachem Sinne prägnant ist und die Gegenwart alle meine Aufmerksamkeit fordert, sodaß Tag und Kraft kaum hinreichen wollen.

Ich eile daher zu versichern: daß alles, was man in dieser Angelegenheit beschließen möchte, meinen vollkommensten Beifall hat; denn diejenigen, welche auf ein bekanntes Publikum nach entschiedenen Zwecken zu wirken berufen sind, stehen in einem ganz andern Verhältniß als der Entfernte, der von dem, was er billigt und misbilligt, nur sich und einem nahen Kreise, und das nicht immer, Rechenschaft geben kann.

Da übrigens die Sache nicht äußerst dringend ist und die Hauptpunkte alle glücklich bestätigt worden, so soll mir höchst erfreulich sein, wenn Ew. Hochwohlgeboren mich mit weitern Mittheilungen beglücken. Ergibt sich auch indessen bei mir nach Ihren Wünschen ein guter Gedanke, so verfehle nicht ihn, selbst ohne weitere Aufforderung, anzudeuten.

Ganz gehorsamst

J. W. von Goethe.

Jena, 19. Febr. 1818.

Der Künstler mußte indessen wünschen, wegen der Inschriften baldigst belehrt zu sein; er wandte sich deshalb an Goethe und empfing von diesem die folgende, in Schadow's „Kunstwerke u. s. w." nicht abgedruckte, bei den von Preen'schen Manualacten im Original befindliche Antwort vom 14. Juli 1818:

Ew. Wohlgeboren letztes Schreiben hat mich höchlich erfreut; denn nach den Zeitungsberichten mußte ich glauben, der Hauptguß sei verunglückt. Das mindere Uebel, obgleich groß genug, hat mich daher getröstet. Möge das wichtige und bisher so kunstreich-glückliche Unternehmen auch am Schlusse gelingen, Ihnen zur verdienten Ehre!

Wegen der Inschriften kann ich nur Folgendes sagen: ich habe sie, so gut sie gelingen wollten, Herrn Kammerherrn von Preen vor geraumer Zeit zugesendet [22]); ich erhielt darauf eine um-

ständliche Kritik derselben, woraus hervorging, daß man damit keineswegs zufrieden sei. Man schickte mir zugleich eine andere, die mir nicht gefallen konnte, weil der Verfasser von Grundsätzen ausging, die nicht die meinigen sein können. Ich antwortete freundlich: daß ich es nicht besser zu machen wüßte und daher die Bestimmung der Inschrift denen Herren Anordnern völlig überlassen müßte.'

Es sollte mir leid thun, wenn Ew. Wohlgeboren durch diesen Incidenzpunkt aufgehalten werden sollten, denn schwerlich können die Herren sich über diesen Punkt vereinigen. Dergleichen muß auf Verantwortung gethan, Lob und Tadel aber der Zukunft überlassen werden.

Ich gehe soeben nach Karlsbad und ersuche Dieselben mir unmittelbar dorthin von dem Gelingen Ihres Hauptgusses gefällige Nachricht zu geben.

Der ich das Beste wünsche, für die gute Aufnahme des Dr. Seebeck schönstens danke und mich zu geneigtem Andenken angelegentlich empfehle.

Ergebenst

Goethe.

Weimar, 14. Juli 1818.

Bei Uebersendung dieses Briefes an Herrn von Preen schreibt Schadow am 21. Juli 1818:

— — Es geht aus diesem Briefe hervor, daß von Selbem weiter nichts zu erwarten, ich aber doch die Inschriften bald haben muß. Mich dünkt, Sie, und wie Sie stehen, im Kreise der Huldigenden, würden am besten erdenken, wie diese sich ausgesprochen wünschen — und viel muß man nicht fragen, und gerade bei den größten Werken nicht, sonst bringt man gewiß nichts zu Stande, und sollten Sie die etwaige Verantwortlichkeit nicht auf sich nehmen wollen? Daß keiner was zu erinnern hätte — nachher, ist schwer zu hoffen, denn allen recht zu machen, gelang Schiller und Goethe nicht. Aber man hat auch sein Theil dafür und so geht und steht das Meiste.

Aus der wegen der Inschriften gepflogenen, ziemlich umfänglichen Correspondenz ergibt sich, daß es sich hauptsächlich um die Inschrift der Vorderseite handelte und daß

Herr von Preen eine Aenderung dahin vorgeschlagen hatte:

Dem Fürsten Blücher von Wahlstadt
Ihrem Landsmanne
Die dankbaren Mecklenburger.

In Ludwigslust war man hiermit einverstanden, hielt es jedoch für besser, den Satz umzukehren:

Die dankbaren Mecklenburger
Ihrem Landsmanne
Dem Fürsten Blücher von Wahlstadt.

In Strelitz schlug man vor, der von Herrn von Preen proponirten Inschrift noch die Worte

Mit Ihren Fürsten

hinzuzufügen. Das fand aber in Ludwigslust keinen Beifall. Hofrath Hirt machte den Vorschlag, statt „Die dankbaren Mecklenburger mit ihren Fürsten" zu sagen:

Die Fürsten und Stände von Mecklenburg.

Das „dankbar" sei nur ein Flickwort; die Dankbarkeit liege in der Errichtung des Denkmals.

Die Inschrift der Rückseite fand Hofrath Hirt von vorzüglicher Schönheit, und von Ludwigslust aus äußerte man darüber, daß sie ganz vortrefflich sei und nichts zu wünschen übrig lasse. Sonst wurde freilich auch diese Inschrift mehrfach bekrittelt, und verschiedene Vorschläge kamen zu den Acten. Von einer Seite wurde verlangt, daß Goethe eine Abänderung vornehmen solle — der Kammerherr von Preen mag vielleicht geglaubt haben, daß dies in höherm Auftrag geschehe (vgl. Anm. 21) —; in einer spätern Auslassung von derselben Seite sogar das Verhalten Goethe's als Stolz und Eigensinn ausgelegt und doch, im Widerspruch damit, gleichzeitig erklärt: „es sei sehr begreiflich und einleuchtend, was Goethe im dritten Satze seines außerordentlich humanen Briefes von 19. Febr. 1818

sage. Der Dichter müsse aussprechen, was ihm eingegeben werde. Nur der erste Gedanke habe den Werth der Begeisterung; es sei nicht immer correct, aber alles andere sei nur Künstelei."

Hinsichtlich der Vorderseite einigte man sich endlich in Schwerin und Neustrelitz dahin, daß statt „Die Seinigen" zu setzen sei „Das Vaterland".

Dies meldete Herr von Preen an Goethe in dem folgenden Briefe vom 14. Sept. 1818:

Die höchst wichtige Nachricht von dem glücklich beendigten und trefflich gelungenen Hauptgusse des Blücher'schen Standbildes haben Ew. Excellenz bereits durch den Herrn Director Schadow erfahren. Unmöglich kann ich aber diese Veranlassung vorübergehen lassen, ohne Denenselben auch meinerseits meinen lebhaftesten Glückwunsch zu diesem für alle Freunde der Kunst so erfreulichen Ereigniß zu bezeugen und die Versicherung der ehrerbietigsten Dankbarkeit zu wiederholen für die ebenso thätige als gütige Vermittelung, womit Ew. Excellenz unser vaterländisches Unternehmen beehrt und gefördert haben.

Zugleich ermangle ich nicht, dasjenige ganz gehorsamst zu berichten, was während der Anwesenheit des Herrn Directors Schadow in Rostock jüngsthin vereinbart worden ist.

Zuvörderst ist die Stelle, auf welcher das Monument aufgerichtet werden soll, genau bestimmt. Die Vorderseite desselben kommt nach Süden zu stehen, dem Haupteingange des großherzoglichen Palais gegenüber, wodurch der Vortheil der bestmöglichsten Beleuchtung vollständig erreicht wird. Die Unregelmäßigkeit des Platzes, welcher ein Dreieck bildet, und die auf demselben befindlichen, zwar höher, aber von architektonischer Schönheit entblößten Giebelhäuser machen es nothwendig, daß das Denkmal von diesen Umgebungen getrennt und als ein für sich bestehendes Ganze isolirt werde. Zu diesem Ende wird es mit einer doppelten Reihe von Bäumen in einem Halbcirkel umpflanzt, welcher nach der Seite des Palais geöffnet ist. Nach drei Seiten werden übrigens durch den Halbcirkel der Bäume Durchsichten auf das Monument offen gelassen. Italienische Pappeln scheinen mir, zumal da sie in unserm kältern Himmelsstrich nur eine mittelmäßige Höhe erreichen, die zweckmäßigste und schönste Umgebung zu bilden. Der

ganze übrige Theil des Platzes wird bepflanzt und zu Spaziergängen eingerichtet, und so der Stadt Rostock eine neue Zierde gewährt, die den so gerühmten Squares in London nicht unähnlich sein mag.

Mit den Granitarbeiten ist man fleißig beschäftigt, daher hoffentlich dem Plane des trefflichen Künstlers, daß das Denkmal am 18. Juni k. J., dem Jahrestage der Schlacht von Waterloo, aufgerichtet werde, kein Hinderniß entgegenstehen wird.

Durch den geschickten pariser Ciseleur Coué geschieht jetzt die feinere Ausarbeitung des Standbildes und der übrigen Stücke. Auch wird nun sofort zur Modellirung und zum Guß der Inschriftstafeln geschritten. Es bedarf wol kaum der Erwähnung, daß wir uns dabei dankbar die Vorschläge aneignen, womit Ew. Excellenz uns so gütig beschenkt haben; nur scheint es der allgemeine Wunsch zu sein, statt der gewiß sehr inhaltreichen Worte auf der Vorderseite: „die Seinigen", „das Vaterland" zu setzen; ich schmeichle mir, daß diese Abweichung mit eben der gütigen Nachsicht von Ew. Excellenz aufgenommen werde, wie Sie früherhin einigen sehr mislungenen Ansichten zu gestatten die Gewogenheit hatten.

Möchten Ew. Excellenz von Ihrer Reise nach dem Karlsbade mit recht erwünschtem Erfolge zurückgekehrt sein, und möchten Sie auch den Plan, nach Berlin zu reisen, bald ausführen. Daß Sie die erfreuliche Hoffnung dazu gegeben haben, erfuhr ich durch den Herrn Director Schadow, mit welchem ich das Vergnügen hatte, vor wenigen Tagen hier in Schwerin wieder zusammenzutreffen. Derselbe hat die Absicht, die bevorstehende Kunstausstellung auch mit unsern so trefflich gelungenen Basrelieftafeln zu schmücken.

Sehr glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich vielleicht bei dieser Gelegenheit die Versicherung dankbarer Verehrung mündlich wiederholen könnte, womit ich die Ehre habe u. s. w.

A. von Preen.

Schwerin, 14. Sept. 1818.

Goethe erklärte sich in der Antwort vom 21. Sept. 1818 mit der angezeigten Aenderung der Inschrift sehr gern einverstanden.

Ew. Hochwohlgeboren geneigtes Schreiben erhalte bei meiner Rückkunft aus Karlsbad, wo ich, wie nicht zu leugnen ist, in der

ersten Hälfte des August gewisse peinliche Stunden verlebte, weil die Nachricht von dem vollendeten Gusse länger als zu vermuthen war außen blieb. Ich wohnte unserm verehrten Fürsten gegenüber, und fürchtete, in hypochondrischer Stimmung, daß ich eine Hiobspost würde zu hinterbringen haben. Endlich erfreute mich Herr Oberst von Nostitz, dessen freundliche Aufmerksamkeit ich überhaupt nicht genug rühmen kann, mit einem berliner Zeitungsblatt, und kurz darauf erschien ein Brief des Herrn Directors Schadow. Hierdurch war ich nun gänzlich beruhigt und befreit, und ergriff die Gelegenheit, auch unserm Heldengreise dieses Ereigniß als ein glückliches Omen beim Abschiede auszulegen.

Möge der Vollendung und baldigen Aufstellung dieses ersten Denkmals, zu unser aller Freude, besonders auch zur Belohnung Ew. Hochwohlgeboren nichts weiter entgegenstehen.

Die Abänderung mit der Inschrift laß ich mir sehr gern gefallen. Ich habe so oft die Erfahrung gemacht, daß man, bei dem besten Willen und der größten Aufmerksamkeit, nicht immer den rechten Punkt trifft, welchen andere mit frischen Augen gar bald gewahr werden.

Auf eine Reise nach Berlin muß ich dieses Jahr ungern Verzicht thun, die zwei Monate in Karlsbad haben mich schon gar sehr aus der Richte gebracht. Von Zeit zu Zeit den Fortgang des Geschäftes zu vernehmen wird mir höchst erfreulich sein, der ich die Ehre habe mich hochachtungsvoll zu unterzeichnen

gehorsamst

J. W. von Goethe.

Weimar, 21. Sept. 1818.

Hiernächst überließ man in Schwerin auf ein von dem Kammerherrn von Preen dorthin gesandtes Exposé die Wahl der Inschrift auf der Rückseite dem Engern Ausschusse, insbesondere dem Kammerherrn von Preen. Die Uebersendung eines ähnlichen Exposé nach Neustrelitz hatte den Erfolg, daß der Großherzog sich nunmehr entschieden dahin erklärte, an dem Vorschlage Goethe's dürfe nichts geändert werden. Dabei äußerte der strelitzische Minister von Oertzen in einem Briefe an Herrn von Preen: „Goethe ist noch immer mit allen Lebenden außer Vergleich, und dann werden wir, mit ihm, immer eine Autorität für uns haben.“

Der folgende Brief des Herrn von Preen an Goethe vom 31. Oct. 1818 enthält neben andern die Mittheilung, daß die Inschriftstafeln nunmehr ganz nach dem ersten Vorschlage hergestellt werden würden.

Wenngleich der Herr Dr. Seebeck, dessen schätzbare Bekanntschaft ich kürzlich in Berlin zu machen das Vergnügen hatte, es übernommen, Ew. Excellenz den gehorsamsten Dank für Ihre geehrte Zuschrift vom 21. v. M. in meinem Namen zu bezeugen, so bitte ich doch um Erlaubniß, mich dieser angenehmen Pflicht selbst hierdurch entledigen zu dürfen.

Zu gleicher Zeit wünschte ich aber, Ew. Excellenz mit einigen Worten die Freude zu schildern, welche der Anblick der so trefflich bis dahin gediehenen Schadow'schen Arbeiten mir jüngsthin verursachte. Daß der Guß in einem vorzüglichen und seltenen Grade der Vollkommenheit gelungen sei, darin stimmen alle Sachverständigen überein; eine gleiche Vollendung darf, nach den bereits fertigen Stücken zu urtheilen, von der geschickten Hand des Ciseleurs Herrn Coué erwartet werden. Der Kopf unsers Helden, der allegorisch verzierte Säbel, und dasjenige Basrelief, welches den großen Sieg darstellt, waren vorzügliche Zierden der diesjährigen zum großen Theil würdig ausgestatteten Kunstausstellung.

Mein sehr geschätzter Freund, der Herr Director Schadow, hatte bei meiner Ankunft in Berlin die Inschriftstafeln bereits modellirt, und zwar mit jener Abänderung, deren Anzeige Dieselben so gütig und nachsichtsvoll aufnahmen. Die Ueberzeugung — welcher ich (wenngleich augenblicklich weitern Ansichten folgend) nie entsagt hatte —, daß in Ihren Inschriften durchaus gar nichts geändert werden dürfe, konnte hier und in dem Moment, wo eine bessere Entschließung kaum mehr auszuführen gewesen wäre, nur zu noch größerer Gewißheit gelangen. Gern übernahm der Herr Director Schadow die nochmalige Umänderung der Tafel; diese veranlaßt zu haben, befreite mich selbst aber von einer drückenden Sorge; ja mein eigenes Gefühl gab mir im voraus die Gewißheit, daß meine Landsleute, auch diejenigen, welche bis dahin das Gehaltvolle Ihrer Worte nicht ganz deutlich auffassen mochten, mir deshalb nur Dank wissen werden.

Die Freude, unsern verehrten Fürsten wiederzusehen, war nicht ganz ungemischt, weil ich ihn, zwar körperlich nicht gerade leidend, doch verstimmt fand; indeß erheiterte sich der ehrwürdige

Held während der Mahlzeit; ihm sowol, als insbesondere auch dem Herrn Grafen Nostitz, gewährte es eine höchst angenehme Rückerinnerung, mit Ew. Excellenz im Karlsbade vereinigt gewesen zu sein.

Vorläufig bleibt es bei der Bestimmung, daß das Monument, welches in gewisser Beziehung Ew. Excellenz Sich mit mehrerem Rechte als die Unternehmer aneignen dürfen, am 18. Juni k. J. errichtet werden solle. Dies wenigstens sei uns gestattet, Dieselben vor allen und dankbar mit unter den Seinigen begreifen zu dürfen. Möchten wir uns daher auch der erfreulichen Hoffnung überlassen können, daß die Feier jenes Tages durch Ihre Gegenwart erhöhet und vollendet werde.

Zur fernern schätzbaren Gewogenheit empfehle ich mich u. s. w.

A. von Preen.

Rostock, 31. Oct. 1818.

Ueber das schließliche Resultat hinsichtlich der Inschriftstafeln berichtete Herr von Preen sodann am 19. Nov. 1818 an den Engern Ausschuß von Ritter- und Landschaft zur Vorlegung auf dem bevorstehenden Landtage. Es heißt in diesem Bericht, welcher im Januar 1819 auch beiden Landesherren vom Engern Ausschusse überreicht wurde:

Was nun die Inschriften betrifft, so ist es den Ständen aus frühern Berichten bekannt, daß der Herr Geheimerath von Goethe, der zur Beförderung dieses Unternehmens überhaupt so thätig gewirkt hat, die Bitte um Verfertigung der Inschriften mit vieler Güte aufnahm. Seine darauf eingesandten, hier beigefügten Vorschläge haben die Genehmigung beider allerdurchlauchtigsten Großherzoge erhalten, und ich habe, in Uebereinstimmung mit Ew. Hochwohl- und Wohlgeboren, um so weniger Anstand genommen, deren Anwendung zu veranlassen, da, selbst bei abweichenden Ansichten über Monumentsinschriften im allgemeinen, und die hier vorliegenden, vielleicht kein anderer Vorschlag den schwer zu lösenden Forderungen des Lapidarstils in dem Maße entsprochen — und keiner wenigstens eine solche Autorität für sich gehabt hätte.

Zum Landtagsprotokoll vom 3. Dec. 1818 wurde denn auch der schon öfter bezeugte Dank an den Kammerherrn

von Preen für den so gütigen als thätigen und zweckmäßigen Betrieb dieser Angelegenheit bezeugt.

Schon oben ist bemerkt worden, daß Goethe's Vorschlag für die Vorderseite des Piedestals die Worte „die Seinigen", nicht „die Seinen" enthalte. Daß über einen etwaigen Unterschied dieser Worte Aeußerungen laut geworden, davon findet sich in den Acten keine Spur, und es ist daher nach dem Inhalt des Goethe'schen Briefes an Schadow vom 28. April 1819 [23]) zu vermuthen, daß der letztere bei Gelegenheit einer Frage an Goethe über die Stellung der Metalltafeln, worüber er am 5. Mai 1819 an Herrn von Preen berichtet, einen Zweifel geäußert habe. Durch die Einsicht der Goethe'schen Acten würde auch dies aufgeklärt, vielleicht auch nachzuweisen sein, weshalb in Goethe's Werke in 40 Bänden (1840), XXXI, 286, die Lesart „die Seinen" aufgenommen worden ist.

Es dürfte nicht ohne Interesse sein, die verschiedenen in den Acten sich findenden Vorschläge zu der Inschrift auf der Rückseite des Piedestals kennen zu lernen. Mit Ausschluß der mehr oder minder trivialen lauten sie also:

1) Ein deutscher Mann aufs Recht gestützt,
Zieht er voran von Gott beschützt,
Und Vorwärts ist sein Feldherrn-Wort.
Er reißt das Heer zum Siege fort
Und führt in seiner starken Hand
Die Freiheit heim ins Vaterland. [24])

---

2) Schöner und herrlicher lohnt,
Als Lorber und Sieg'sgesang,
Was Großes der Held vollbracht:
Freiheit des Vaterlands.
d. XVIII. Jun. MDCCCXV.

---

3) Lorber und Sieges=Gesang
Krönet die Helden=Stirn,
Preiset den eisernen Muth,
Aber des Helden Lohn
Ist, was er Großes vollbracht,
Freiheit des Vaterlands.

---

4) Der durch Gottes Schirm und Hand
Hat erlöset das Vaterland,
Schmach gesühnt mit deutschem Stahl,
Dem gehört dies Ehrenmal.

---

5) Deutsch wie Einer,
Held wie Keiner,
Hat Er, Sieggekrönt,
Die Germanen, seine Brüder,
Mit dem Ruhm der Ahnen wieder
Durch den neuen Ruhm versöhnt.

Auch für alle vier Seiten ging der folgende Vorschlag ein:

Vorderseite.

Ein deutscher Mann,
Ein edler Degen,
Im Sturm voran,
Im Sturz verwegen.

Zweite Seite.

Ihn ehrt die Welt.
Sein blieb der Sieg
Auf blut'gem Feld,
Im heil'gen Krieg.

Dritte Seite.

Das Vaterland
Hat im Gewitter
Dankbar erkannt
Den treuen Ritter.

Vierte Seite.

Dem Feldherrn
Gebhard Leberecht,
Fürsten Blücher von Wahlstadt,
geboren zu Rostock den 16. December 1742,
das dankbare Vaterland.
1818.

In der letzten Hälfte des August 1818 war, nach der in Goethe's Werken in 40 Bänden (1840), XXXI, 283—285, abgedruckten ausführlichen Mittheilung Schadow's an Goethe vom 29. Aug., der Guß des Standbildes glücklich vollendet (vgl. oben die Briefe vom 14. und 21. Sept. sowie vom 31. Oct. 1818). Auch die Relieftafeln des Piedestals und die Steinarbeiten waren im Mai 1819 so weit fortgeschritten, daß Herr von Preen in dem folgenden Briefe an Goethe vom 26. Mai melden konnte, daß zur Enthüllung des Monuments nunmehr der 26. Aug., der Jahrestag der Schlacht an der Katzbach, bestimmt sei.

Ew. Excellenz wollen es gewogenst verzeihen, daß ich so lange gesäumt habe, über den Fortgang der Blücher'schen Monumentsarbeiten den schuldigen gehorsamsten Bericht abzustatten. Es geschah in der Absicht, Deroselben, wo möglich, etwas ganz Befriedigendes melden zu können, und ich säume daher nicht, mich dieser angenehmen Pflicht zu entledigen, da ein glückliches Zusammentreffen von Umständen mich jetzt dazu in den Stand setzt.

Wie das Werk des Herrn Directors Schadow seiner Vollendung immer näher rückt, werden Ew. Excellenz unmittelbar durch den trefflichen Künstler von Zeit zu Zeit erfahren haben. Alle Sachverständigen, die solches gesehen, stimmen darin überein, daß es im hohen Grade gelungen, und sein Werk zu den vorzüglichsten Kunstproducten neuerer Zeit gezählt werden muß.

Auch unsererseits ist kein Fleiß gespart worden, um das Denkmal zu einem schönen, in seinen einzelnen Theilen und seinen Umgebungen harmonirenden Ganzen zu gestalten.

Unter Direction des rühmlichst bekannten Schleifinspectors Wangel aus Schwerin ist man jetzt mit der Politur des Granits beschäftigt. Eine glückliche Verschiedenheit der Farbenmischung (die Stufen von dunkler schwärzlich grauer, Fuß und Capitäl von hellerer Farbe, die ins Rothe, Weiße und Grünliche spielt) wird schön gegeneinander abstechen und das Ganze sehr heben. Ein Parquet von dem harten und glatt behauenen bremer Sandstein wird sich rund umher, etwa fünf bis sechs Fuß breit, an die Granitstufen anschließen.

Die grünenden Umgebungen des Monuments sind das Werk des erbgroßherzoglichen Garteninspectors Schmidt aus Ludwigslust.

Um Ew. Excellenz einen mehr anschaulichen Begriff davon zu machen, erlaube ich mir, eine Zeichnung desselben beizufügen. Soviel der nicht sehr beträchtliche und unregelmäßig geformte Raum gestattet, dürfte von dem geschmackvollen Künstler geleistet sein, eine Anlage, die im Kleinen wenigstens den beliebten Squares in London nicht unähnlich sein möchte. Auch darin wird sich eine Uebereinstimmung finden, daß, wie dort, der ganze Platz mit einem Gitter von Gußeisen umgeben werden soll. Wenn ich eine von mir in großer Eile nachgebildete Zeichnung des letztern, in welcher besonders die eisernen Spitzen unförmlich dick gerathen sind, hier beilege, schmeichle ich mir, daß Dieselben — die ungeschickte Nachbildung gewogenst übersehend — Sich doch eine ungefähre Vorstellung von der beabsichtigten Umfassung werden machen können. Schade nur, daß bei den gehäuften Arbeiten des königlich preußischen Hüttenwerks zu Torgelow dies Gitter erst im Herbst, mithin nach der Errichtung des Monuments wird geliefert werden können.

Zur feierlichen Aufstellung des letztern ist nunmehr, weil zum 18. Juni die Arbeiten nicht beendigt werden konnten, der 26. Aug. d. J., der Jahrestag der Schlacht an der Katzbach, festgesetzt. Je erfreulicher und wichtiger dies Ereigniß in so mancher Beziehung für jetzt und künftige Zeit ist, um so aufrichtiger und dankbarer werden auch die Verdienste stets anerkannt und geehrt werden, welche Ew. Excellenz Sich um unsere patriotische Kunstunternehmung, und mit so ausgezeichnetem Wohlwollen erworben haben. Ja, ich darf es mit völliger Ueberzeugung wiederholen, daß, ohne Ihre gütige und thätige Vermittelung, ein Entschluß schwerlich zur Reife gefördert sein dürfte, der, wie es in ähn-

lichen Fällen oft geschehen, an der Verschiedenheit der Meinungen und Ansichten völlig gescheitert sein würde.

Ueberzeugt, daß Ew. Excellenz uns fortdauernd mit diesen wohlwollenden Gesinnungen beehren, darf ich mir noch eine Anfrage erlauben und um gewogenste Belehrung bitten. Daß wir in Hinsicht der Stellung des Monuments lediglich Ihre Angaben befolgen werden, habe ich schon früher zu bemerken die Ehre gehabt. Diesem gemäß ist auf dem beigefügten Plan die Figur a, b, c, d gezeichnet, deren Seite c, d, als nach Süden gekehrt, die Vorderseite des Monuments bilden soll. Bei einer veränderten Richtung, wie hier gleichfalls angegeben worden, würde die Vorderseite g, h zwar nach Südosten gekehrt sein, aber der nicht unwichtige Vortheil erreicht werden, daß man in der ziemlich langen Straße A, die zu dem Platze führt, zwei Seiten des Piedestals und mehr als das Profil des Standbildes erblicken würde. Bei jener Richtung aber sähe man auf diesem Wege, dem einzigen, der in etwas beträchtlicher Entfernung den Anblick desselben gewährt, kaum das ganz scharfe Profil. In der Hoffnung, mich deutlich genug ausgedrückt zu haben, würden Ew. Excellenz mich zu neuem und ganz gehorsamsten Dank verpflichten, wenn Dieselben mich darüber zu belehren geneigen wollten, ob man den bemerkten lokalen Vortheil auf Kosten der bestmöglichen Beleuchtung (Südosten statt Süden) wol zu erlangen wagen darf?

Möchten Dieselben diese Zeilen mit gewohnter Güte aufnehmen, sowie die Versicherung unwandelbarer Verehrung und Ergebenheit, womit u. s. w.

A. von Preen.

Rostock, 26. Mai 1819.

N. S. Kaum wage ich es, nochmals die Versicherung hinzuzufügen, wie sehr es uns beglücken würde, wenn Ew. Excellenz die Feier des bevorstehenden festlichen Tages durch Ihre Anwesenheit erhöhen und vollenden wollten. Die so beträchtliche Entfernung bis zu unserm Küstenlande erlaubt es mir ebenso wenig, deshalb eine ausdrückliche Bitte, namens meiner Landsleute, an Dieselben zu richten. Aber von diesem unserm lebhaftesten Wunsch werden Ew. Excellenz Sich ebensowol überzeugt halten, als von der dankbaren unwandelbaren Verehrung Ihres ganz gehorsamsten

A. von Preen.

Die in diesem Briefe enthaltene Anfrage beantwortete Goethe am 5. Juni 1819 wie folgt:

Ew. Hochwohlgeboren baldigst auf die neueste Anfrage zu antworten mache mir zur angenehmen Pflicht. Nachdem ich den eintretenden Umstand mit den weimarischen Kunstfreunden wohl überlegt und das Für und Wider vielfach besprochen, so melde nur kürzlich das Resultat: daß nämlich bei obwaltender Lage gar wohl zulässig sei, der Vorderseite g, h die vorgeschlagene Richtung nach Südosten zu geben, wie der hiermit zurückkehrende Riß anzeigt.

Mich freut übrigens unendlich, daß Ew. Hochwohlgeboren Beharrlichkeit, ohne welche mein gutgemeinter Beirath wol ohne sonderliche Wirkung geblieben wäre, endlich belohnt wird, wie ich denn der Vollendung des so einsichtig angelegten Ganzen mit den besten Hoffnungen entgegensehe. Leider möchte ich des Glücks kaum theilhaftig werden, diesem so erfreulichen Nationalfeste beizuwohnen. Gedenken Sie meiner dabei im Guten.

Gehorsamst

J. W. von Goethe.

Weimar, 5. Juni 1819.

Goethe war von dem Engern Ausschusse mittels Schreibens vom 10. Juli 1819 — das Schreiben befindet sich nicht bei den Acten —, welches aber verspätet in seine Hände gelangte, zu dem Feste eingeladen worden. Darauf bezieht sich der folgende Brief an Herrn von Preen vom 30. Aug. 1819. [25])

Ew. Hochwohlgeboren ersuche angelegentlichst so vielen schon erwiesenen Gefälligkeiten noch eine hinzuzufügen. Ich finde nämlich bei meinem Eintreffen in Carlsbad, wo ich freylich dieses Jahr sehr spät anlange, ein Schreiben vom 10. Juli, worin die höchstverehrten Herren Mecklenburgischen Stände mich zu dem wahrhaft patriotischen Feste geneigtest einladen.

Mögen Ew. Hochwohlgeboren mein aufrichtiges Bedauern diesen herrlichen Tag versäumt zu haben und zugleich meinen verpflichteten Dank gefällig aussprechen. Ich erwarte mit Verlangen die Nachricht wie alles glücklich vollbracht worden, um meiner dankbaren Anerkennung auch noch die Glückwünsche zu einem voll-

brachten würdigen Unternehmen in schuldiger Erwiederung hinzufügen zu können.

Anfangs künftigen Monats hoffe ich wieder in Weimar zurück zu seyn.

Gehorsamst

J. W. von Goethe.

Carlsbad, 30. Aug. 1819.

Nach beendigter Feier, welche in der auf Kosten der Ritter- und Landschaft gedruckten Darstellung beschrieben ist, richtete Herr von Preen am 28. Aug. das nachfolgende Schreiben an Goethe:

Daß es mir vergönnt ist, Ew. Excellenz gerade heute, dem glücklichen Tage, der Ihnen vor 70 Jahren das Leben gab, und welchen das gesammte deutsche Vaterland mit innigster Theilnahme feiert, auch die freudige Nachricht geben zu können, daß nunmehr das Fest unsers vaterländischen Helden herzlich begangen, sein trefflich gelungenes in der neuern Kunstgeschichte Epoche machendes Standbild vor unsern überraschten Blicken steht, dies erfreut mich in so mancher Beziehung und mehr als ich es mit Worten auszudrücken vermag.

Der 26. Aug. war der festliche Tag, an welchem des trefflichen Schadow Werk und das Denkmal seine Weihe erhielt, welches nicht die Verherrlichung von Blücher's Ruhm, sondern den Dank und den Stolz seines Vaterlandes aussprechen soll.

Wenn ich selbst mehr zur Ruhe gekommen bin und die im Taumel der Freude und unter der Last der zahllosen Geschäfte und Vorkehrungen, welche mir oblagen, zerstreuten Gedanken wieder zu sammeln vermag, alsdann behalte ich es mir vor, Ew. Excellenz ausführlicher Bericht zu erstatten. Für jetzt beschränke ich mich darauf, ein Schreiben, welches das Collegium, dem ich angehöre, sich die Ehre nimmt an Sie zu richten, mit diesen Zeilen zu begleiten. Nehmen Sie beides gütigst auf, und erlauben Sie mir, auch in meinem eigenen Namen Ihnen den Tribut der innigsten Dankbarkeit und unwandelbaren Verehrung zollen zu dürfen. Möge die gütige Vorsehung dem Abend Ihres ruhmbekränzten Lebens noch viele schöne und heitere Tage zugesellen. Dies waren die Worte, mit denen ich heute an Ihrem Geburtstage im frohen Verein meiner Landsleute und am Tage der Ein-

weihung unsers Nationaldenkmals dem so gütigen Beförderer desselben ein herzliches Lebehoch zurief. Daß wir aber Ihre persönliche Gegenwart entbehren mußten und daß der Herr Director Schadow, mein sehr verehrter Freund, seit mehreren Tagen unpäßlich, genöthigt ward, das Zimmer zu hüten und sich dem Feste zu entziehen, beides hat die allgemein verbreitete Freude dieser Tage nicht wenig getrübt. Doch befindet sich der Herr Director Schadow, der Dero gewogenem Andenken angelegentlichst empfohlen sein will, sich gottlob wieder in der Besserung.

Möchte Ew. Excellenz auch mich fernerhin mit Ihrer Gewogenheit beehren. Mir einige wenige Ansprüche darauf erworben und nach meinen geringen Kräften zur Erreichung des schönen Ziels beigetragen zu haben, rechne ich zu den glücklichsten Momenten meines Lebens.

Genehmigen Sie den Ausdruck dieser Gesinnungen und der unwandelbaren Verehrung, womit u. s. w.

A. von Preen.

Rostock, 28. Aug. 1819.

Das in diesem Briefe erwähnte Schreiben des Engern Ausschusses an Goethe vom 28. Aug. 1819 lautet also:

Hochwohlgeborener Herr,
Hochzuverehrender Herr Geheimerath!

Als hier, am ehegestrigen Tage, das von den Mecklenburgern ihrem großen Landsmann, dem Fürsten Blücher von Wahlstadt, gewidmete Denkmal feierlich aufgestellt wurde, und nun — in der innigsten Freude über den großen Helden, seine glücklichen Thaten, seine treue, deutsche Gesinnung, und über das ihn mit seinen edeln Zügen sprechend darstellende eherne Standbild — einer der schönsten Festtage aufging, die unser Vaterland jemals erlebt, wie herzlich haben da alle Feiernde auch die Gegenwart Ew. Excellenz sich gewünscht!

Nicht allein, um Ihnen den wärmsten Dank für die Theilnahme zu bezeugen, welche Sie dem über alle Beschreibung trefflich gelungenen Kunstwerke durch Berathung mit dem berühmten, wackern Bildner bewiesen haben, sondern weil es auch so schön gewesen wäre, wenn an dem Feiertage des großen Helden der Deutschen auch der große Dichter derselben persönlich theilgenommen hätte!

Wir konnten indessen aus einem frühern Briefe Ew. Excellenz an ein Mitglied unsers Collegiums versichern, daß Sie jedenfalls doch im Geiste diesem schönen vaterländischen Feste beiwohnen würden!

Indem wir den Auftrag der mecklenburgischen Ritter- und Landschaft erfüllen, dies Ew. Excellenz zu versichern, und zugleich (nebst einigen auf das Fest sich beziehenden Druckschriften) die das herrliche Standbild darstellende Denkmünze [26]) zu überreichen, welche für unsern großen Helden und Ew. Excellenz in Gold ausgeprägt worden, ist es uns eine schöne Vorbedeutung, daß die Ausrichtung dieses Auftrags gerade auf den glücklichen Jahrestag Ihrer Geburt fällt, und wir so die innigsten Wünsche für Ihr Wohlergehen und für eine noch lange Fortdauer Ihres schönen Lebens hier anschließen können.

Wir verharren mit aufrichtiger Liebe, Bewunderung und Verehrung, als

Ew. Excellenz
ganz ergebene
Landräthe und Deputirte von Ritter- und
Landschaft der Herzogthümer Mecklenburg
zum Engern Ausschuß.

Rostock, 28. Aug. 1819.

Auf diese beiden Schreiben vom 28. Aug. erfolgten von Goethe's Seite die Erwiderungen vom 7. Oct. 1819 mit der Nachschrift an Herrn von Preen vom 9. Oct.:

Lassen mich Ew. Hochwohlgeboren vor allen Dingen einem jeden Glück wünschen, der an dem nunmehr vollbrachten höchst bedeutenden Werke theilnahm, und meine Freude ausdrücken, daß besonders Ihre treue und folgerechte Bemühungen so schön belohnt werden.

Empfehlen Sie mich bei Ueberreichung einliegenden Schreibens unsern Herrn Committenten zum allerbesten und den sämmtlichen Bewohnern von Rostock zum freundlichen Andenken.

Die Langsamkeit, womit auswärtige Nachrichten in Böhmen sich verbreiten, kam mir diesmal sehr wohl zu statten, der falsche Todesruf war nicht bis zu mir gelangt, als Ew. Hochwohlgebornen eilige Vorsorge mich mit der Genesung des trefflichen Mannes bekannt machte. Allerdings groß ist der Aufwand von geistigen

und körperlichen Kräften in einem solchen Falle. Dergleichen Unternehmungen sind neu bei uns, und die Hülfsmittel, die in andern Ländern bereit sind, müssen wir erst erfinden und erschaffen.

Von Berlin erwarte mit Ungeduld weitere Nachricht von der Besserung unsers Freundes.

Daß noch vor dem Ableben des Helden [27]) das Standbild aufgerichtet und enthüllt worden finde ich bedeutend und angenehm. Der Deutsche ist eigentlich nicht gewohnt bei Lebzeiten Ehre zu geben und zu empfangen, es ist eine gewisse löbliche Scheu in ihm, die er nicht leicht überwindet, weshalb wir ihn auch nicht tadelnswerth finden wollen.

Und so will ich denn auch nicht leugnen, daß die höchst ehrenvolle Theilnahme, welche die lieben Landsleute meinem Geburtstage gewidmet, mich erst einigermaßen in Verlegenheit gesetzt, so daß ich mich in die Einsamkeit flüchtete und auch dort kaum den werthesten Zeugnissen von Wohlwollen entging; doch blieb in der karlsbader wahrhaften Einsamkeit mir Sammlung und Ruhe genug, um nach und nach zu vernehmen, wie liebreich man mich bedacht, und mir dasjenige gemüthlich zuzueignen, was mir so herzlich gegönnt war.

Nehmen auch Sie den schönsten Dank für die Einleitung, die Sie getroffen, daß auch mir von dorther so viel Gutes und Köstliches zugekommen.

Da ich von Anfang unsers Verhältnisses, von der ersten Entstehung unsers Geschäftes an, alle Blätter, wie es sich gebührt, geheftet und zusammengehalten, so darf ich wol sagen, daß unter meinen geführten Acten kaum ein Fascikel befindlich sein möchte, in das ich mit so viel Zufriedenheit zurücksähe. Die Unternehmung, der Gang des Geschäfts, die Vollendung erscheinen in der Art, wie man wol einen Plan entwirft, selten aber möchte es gelingen, die Ausführung durch thätige Beharrlichkeit so rein durchgeführt zu sehen.

Mit den aufrichtigsten Wünschen treu verbunden

gehorsamst

J. W. von Goethe.

Weimar, 7. Oct. 1819.

Ew. Hochwohlgeboren erlauben noch eine kurze Nachschrift; denn indem ich beiliegende Blätter [28]) übersehe, möchte ich sie fast umschreiben, weil sie von der Zerstreuung zeugen, in der ich sie

verfaßte, und nicht, wie ich wol wünschte und sollte, Liebe, Neigung und Dankbarkeit genugsam ausgedrückt habe. Ueberhaupt wünschte ich im gegenwärtigen Falle nur auf wenige Tage die Fülle der Jugend zurück, damit ich meinem Vaterlande recht warm und kräftig aussprechen könnte, wie sehr ich ihm für die Theilnahme an meinem gefristeten Dasein verbunden und aufs neue verpflichtet bin. Ich muß also jungen Gemüthern überlassen, sich selbst zu belohnen für das Gute, das sie mir erwiesen, und Ew. Hochwohlgeboren besonders bitten, sich und den Herren Ständen mein Dolmetscher zu sein.

Auch bleibt mir noch der Schmerz auszudrücken, den ich empfinde, Ew. Hochwohlgeboren persönliche Gegenwart entbehrt zu haben durch Schuld meines spätern Aufenthalts in Karlsbad. Denn alle echte menschliche Verhältnisse zu gründen und zu vollenden ist das volle Reale der Individualität das Sicherste und Erfreulichste. Möge es mir noch auch so wohl werden, Ihnen auf irgend einem Wege glücklich zu begegnen.

Beiliegenden Blättern eine freundliche Aufnahme und geneigte Ausführung dieses Textes.

Vielfach verpflichtet
J. W. von Goethe.

Weimar, 9. Oct. 1819.

Hochwohlgeborene,
Verehrte Herren!

Wenn körperliche Beschwerden mich schon oft im Leben an wünschenswerthem Genuß theilzunehmen verhinderten, so ist der gegenwärtige Fall gewiß mir der empfindlichste, da ich mich von einem so herrlichen Fest unwiederbringlich ausgeschlossen sehe. Eine traurige Empfindung hat mir daher Ew. Hochwohlgeboren freundlichste Einladung erregt, denn ich wäre derselben, in Hoffnung günstiger Aufnahme, gewiß zuvorgekommen, wäre ich nicht abermals genöthigt gewesen, bei der karlsbader Quelle eine für künftigen Winter vorbereitende Hülfe zu suchen.

Indem ich nun jene geneigte Einladung dankbarlich anerkenne, so versichere ich zugleich, daß mir das Programm der Festlichkeiten, der Rundgesang und die dem Gehalt, sowie der Form nach kostbare Denkmünze zum größten Vergnügen gediehen.

Sei es mir nunmehr, da ich das kurz Vergangene mit Freuden erwähne, auch noch erlaubt, für das höchst schätzbare Ver-

trauen während der ganzen Verhandlung meinen verpflichteten Dank abzustatten, und folgende Bemerkung hinzuzufügen, aufgeregt durch die ehrenvolle Erwähnung meines willig und treuen Antheils.

Weder der ausführende Künstler, noch der berathende Kunstfreund sollen sich zu viel dünken, nicht wähnen irgend ein Werk aufzustellen, das unter jeder Bedingung ausschließlich Beifall verdienen könne; aber ihre Pflicht ist, dahin zu sehen, daß ein bedeutendes Monument mit einer längst erprobten ästhetischen Denkweise zusammenstimme, und zugleich den Anforderungen der Gegenwart zusage.

In unserm Falle konnte, bei der schlichten und tüchtigen Denkweise des Meisters, sehr bald eine Uebereinkunft getroffen werden, welche sich hoher und höchster Billigung zu erfreuen hatte.

Ein edles Vertrauen, die Vermittelung des Herrn Kammerherrn von Preen würden alles beseitigt haben, wenn sich auch irgend etwas von schwankender Meinung, Ungewißheit, Hinderniß und Verspätung hätte in den Weg drängen können. So begünstigt steht nunmehr, wie ich wol überzeugt sein darf, das Monument da, einem ältern zuverlässigen Sinn gemäß, nicht fremd dem gegenwärtigen Augenblicke, der Zukunft ehrwürdig.

Und so enthalte ich mich nicht hinzuzufügen, daß die alte Rede sich auch hier wieder bewahrheite: daß eine schnelle Gabe für doppelt gelte. Denn es gereicht gewiß den Unternehmenden und Anordnenden zu Ehre und Vergnügen, daß dieses Standbild noch bei Lebzeiten des Helden aufgerichtet worden, als das erste, welches den Morgen des vaterländischen Glücks begrüßt; nicht weniger bedeutend ist es, daß der Geburtsort des außerordentlichen Mannes die Veranlassung gibt, wonach jetzt und künftig andere Landesbezirke mit gleichem Eifer zu verfahren sich bestreben werden.

Ist es mir nun schließlich erlaubt, den Blick auf meine eigenen Zustände zurückzuwenden, und zu trachten, daß jenem herrlichen Nationalfeste ein Tag zunächst folgte, der mir von großer Bedeutung ist, so muß ich mich freuen, einigermaßen verdient zu haben, daß Ew. Hochwohlgeboren dabei mein gedenken, und die schönste Gabe in diesem Sinn, zu dieser Epoche, mir verleihen wollten. Und sollte ich hierin die obere Fügung verkennen, die mir ein solches Glück, seit langen Jahren, wunderbar genug vorbereitet?

Möge der Anblick des erhabenen Standbildes nur von Zeit zu Zeit bei dortigen Gönnern und Freunden mein Andenken aufregen!

Hochwohlgeborene,
Hochverehrte Herren
Dero gehorsamster Diener
J. W. von Goethe.

Weimar, 7. Oct. 1819.

Das nächstfolgende Schreiben des Herrn von Preen an Goethe vom 24. Nov. 1819 spricht diesem wiederholt den Dank für die dem Nationalwerke so beharrlich und freundlich zugewandte Theilnahme aus:

Ew. Excellenz haben durch die so erfreuliche Zuschrift, womit Sie den Engern Ausschuß der Ritter- und Landschaft, sowie mich, jüngsthin beehrten, ein neues höchst schätzbares Zeugniß Ihres Wohlwollens und Ihrer Gewogenheit gegeben. Erlauben Sie mir daher, im Namen des Collegii und in meinem eigenen, Ihnen den innigsten und ehrerbietigsten Dank deshalb zu bezeugen. — Uns einige wenige Ansprüche auf Ihr Wohlwollen erworben zu haben — und daß Sie mit Ihrer vermittelnden Theilnahme und trefflichen Leitung unser Nationaldenkmal beehrten und so zur glücklichen Endschaft förderten, dies erhöht unsere Freude in eben dem Maße, als der Werth des herrlichen Kunstwerks für jetzt und künftige Zeiten dadurch vermehrt wird.

Daß es mir insbesondere, als dem Organ meiner Landsleute, vergönnt war, Ihren Beistand zu erbitten, daß Ew. Excellenz mich desselben mit so vieler Güte versicherten und Sie während des ganzen Geschäfts nicht ermüdeten, so häufige Belästigung ich Ihnen auch veranlaßte, ja, daß ich hierdurch zu dem Besitz so mancher belehrenden mir unschätzbaren Zuschriften Ihrerseits gelangte, und sich mir selbst eine Gelegenheit öffnete, die Versicherung der innigsten Verehrung Ihnen wiederholt darlegen zu können, dies alles hat für mich die verflossene Zeit zu einer höchst erfreulichen, mir unvergeßlichen Lebensepoche gebildet. Auch darf ich, anderer Rücksichten zu geschweigen, die meine geringe Theilnahme an diesem Unternehmen mir an und für sich selbst höchst interessant und belehrend machten, des mir so werthen daraus hervorgegangenen Freundschaftsverhältnisses mit dem trefflichen

Director Schadow nicht unerwähnt lassen. Und so werden denn, durch den Anblick unsers selten vollendeten Denkmals, in so vielfacher Beziehung die Empfindungen der Freude, der Dankbarkeit und Verehrung in mir unterhalten und stets aufs neue geweckt.

Gestatten Ew. Excellenz mir jetzt ferner gewogenst, die soeben erschienene neue Druckschrift, welche, neben der Darstellung unserer Feierlichkeiten am 26. Aug., insbesondere auch die damals gehaltene Rede in sich faßt, anliegend gehorsamst übersenden zu dürfen. Aber zu meinem innigsten Bedauern war, was dieser kleinen Sammlung einen vorzüglichen Werth und ein hohes Interesse gegeben haben würde, nämlich die Beifügung Ihres geehrten Antwortschreibens an den Engern Ausschuß, nicht mehr ausführbar. Mit gewohnter Theilnahme werden Ew. Excellenz daraus ersehen, wie gütig ich von meinen Mitständen bedacht worden bin. In der That ward ich durch solchen schmeichelhaften Beweis gütigen Wohlwollens auf das erfreulichste überrascht.

Endlich liegt es mir noch ob, Ew. Excellenz meine Freude und meinen innigsten Dank zu bezeugen für die schönen Strophen, welche Sie, in Erwiderung der mit der herzlichsten Theilnahme hier sowie im ganzen deutschen Vaterlande begangenen Feier Ihres Geburtstages, auch mir zuzusenden die Gewogenheit hatten. Von Ihnen selbst als einen Ihrer nicht ganz unwürdigen Schüler und Verehrer angesehen zu werden, hat mich sehr glücklich gemacht. Von den zwei andern mitgesandten Exemplaren hat das eine das Collegium des Engern Ausschusses dankbar entgegengenommen, das andere habe ich der sehr zu verehrenden Frau Gräfin von Voß, die, wenn ich nicht irre, sich Ihrer persönlichen Bekanntschaft erfreut, zugestellt.

Mit den Gesinnungen unwandelbarer Verehrung und Ergebenheit u. s. w.

A. von Preen.

Rostock, 24. Nov. 1819.

Die nun noch folgende interessante Correspondenz, welche mit dem Briefe Goethe's an Herrn von Preen vom 4. April 1821 schließt — im Frühjahr 1822 starb Herr von Preen plötzlich —, berührt theilweise auch das Blücherdenkmal, und durfte schon deshalb hier nicht fehlen:

Ew. Hochwohlgeboren haben die glückliche Gabe vom Himmel erhalten, Ihren Freunden gerade etwas eigenthümlich Angenehmes zu erweisen, und diese wird denn auch, wie billig, vom Glück begünstigt, sodaß es immer zu rechter Zeit und Stunde geschieht.

So gelangte denn eben auch die höchst erfreuliche Sendung [29]) mir zur Hand, eben da ich von berliner Freunden Musterstücke von solchen, gleichfalls in jener Gegend umhergestreuten Urgebirgsblöcken erhalte. Schwer zu entziffern möchte fürwahr dieses geologische Phänomen sein, welches, wunderbar genug, sich bis zu uns auf unsere Kalkflötze erstreckt. Bei Eckartsberge liegen Granitblöcke, deren Bestandtheile sehr groß, besonders der Feldspath, welcher von hochrother Farbe ist; über ganz Thüringen sind dergleichen ausgesäet. Sobald ich aus Karlsbad zurück bin, sende ich davon Musterstücke.

Der Almandingranit ist von der größten Schönheit; in meiner ganzen Sammlung, worin sich auch viele russische befinden, ist dergleichen nicht zu sehen; besonders danke ich für die ansehnliche Größe der Platte, woran man die Eigenschaften des Steins erst recht erkennen kann. Wundersam genug ist es, daß die Almandine zugleich mit dem Grunde im Werden begriffen gewesen, da denn ihre Neigung sich zu krystallisiren durch eilige Solidescenz [30]) gestört worden.

In Böhmen war mir immer ein selten vorkommender Gneis merkwürdig; die Feldspathflasern sind ihrer Intention nach Zwillingskrystalle, den bekannten karlsbader ähnlich, aber durch die Einwirkung des Glimmers verflächt und einigermaßen verunstaltet. Machen Sie doch Ihre Freunde aufmerksam auf diese mir höchst wichtige Gebirgsart, wahrscheinlich findet sie sich auch bei Ihnen, denn aus den berliner Geschieben habe dergleichen erhalten.

Was die Wanderung der Granitblöcke betrifft, so will ich gestehen, daß Bergrath Voigt zu Ilmenau schon vor vielen Jahren auf den Gedanken gekommen, oben erwähnte bei uns zerstreute Blöcke einem solchen Eistransport zuzuschreiben; ich erinnere mich jedoch nicht, ob er diesen Gedanken habe im Druck ausgehen lassen.

Auch Herrn Dr. Siemssen danken Sie vielmals für die übersendeten Fossilien; es ist sehr wichtig die einzelnen norwegischen Mineralien, wie Augit, Kokkolith u. s. w., hier anzutreffen. Der Sandstein, mit Mangan in den Höhlungen, ist mir gleich-

falls sehr bedeutend. Den besten Dank daher für alles Mitgetheilte.

Bei meiner Rückkehr nehme ich mir die Freiheit, einiges von geologischem Werthe mitzutheilen.

Nun aber noch eine Bitte, damit ich ja nicht aufhöre Ihr Schuldner zu sein. Ist nämlich die Umgebung des Blücher'schen Monuments vollendet, fängt die Pflanzung an sich munter zu erheben, so erbitte mir eine Zeichnung der ganzen Anlage und des mir in mancherlei Sinne höchstwerthen Standbildes. Ich werde mich dabei der guten Zeit erinnern, wo ich das Glück hatte, über diesen Gegenstand mit Ew. Hochwohlgeboren öfters vertraulich zu conversiren, wobei ich nicht weniger mich jederzeit erfreuen werde, daß Ihre bedeutenden und das Unternehmen einzig fördernden Bemühungen von einem so glücklichen Erfolge gekrönt worden.

Gehorsamst

J. W. von Goethe.

Weimar, 18. April 1820.

Ew. Hochwohlgeboren sind überzeugt, auch ohne meine Versicherung, daß jedes neue Merkmal Ihres freundlichen Andenkens [31]) für mich den höchsten Werth hat. So vieles geht in der Welt vorüber ohne Folge, so viele Blüten fallen ab ohne Frucht; Zufälligkeiten, eigene und fremde Schuld berauben uns der lebendigen Dauer schöner Verhältnisse, die auf dem Lebenswege angeknüpft wurden. Wenn nun von den frühern Bezügen manches verklungen, was noch jetzt gar wohl hätte nachtönen sollen, so ist es mir desto erfreulicher, wenn spätere Verbindungen zu würdigem Zweck, auch nach Vollendung des gemeinsam Unternommenen, immer noch ein freudiges geistiges Zusammenwirken lebendig erhalten.

Mit vielem Vergnügen hör' ich Reisende Gutes und Löbliches von dem rostocker Monumente und von dessen heiterer Umgebung sprechen, welches uns allen erwünscht sein muß. Denn es ist der Verneinung so viel in der Welt, daß man selbst zuletzt nicht wüßte, was man billigen und schelten solle, wenn uns nicht eine senkrechte Haltung, die denn auch wol als Perpendikel Maß und Takt geben mag, das Zutrauen erlaubte, daß wir, zu dieser und jener Zeit, unter gegebenen Bedingungen folgerecht gehandelt.

Sie verzeihen diese allgemeinsten Betrachtungen einem Einsiedler (denn als einen solchen darf ich mich wol ansehen), der,

in der Nähe von Jena, in einem botanischen und belebten Garten, nunmehr vier Monate zubringt und, bei einer seinen Jahren und Wünschen gemäßen Thätigkeit, immer mit Freuden der jüngern Freunde gedenkt, die, im raschern Leben, echten Gesinnungen treu bleiben, für die Gegenwart und Zukunft treulich wirken. Lassen Sie Sich gemüthlich empfohlen sein, was ich aus eben dieser Stille dem Oeffentlichen hingebe; meine Freunde sind mir immer gegenwärtig und da darf ich hoffen, daß jeder etwas, als an ihn gerichtet, in solchen Blättern finden werde.

Treulichst verbunden

J. W. von Goethe.

Jena, 3. Oct. 1820.

Ew. Excellenz haben durch Ihre geehrteste Zuschrift vom 3. Oct. mir aufs neue ein so schätzbares Zeugniß Ihres Wohlwollens ertheilt, daß ich durch diesen verspäteten Dank und die so lange verzögerte Ausrichtung Ihrer Befehle mich nur um so mehr beschämt fühlen kann. In der That hat es, wie ich vorläufig den Herrn Vicedirector von Both zu versichern gebeten, mich in nicht geringem Grade betrübt, die Zeichnung unsers Blücherplatzes nicht früher übersenden und auf diese Weise einen kleinen Theil meiner Ihnen unwandelbar gewidmeten Verpflichtung und innigen Verehrung abtragen zu können.

Mehrere Umstände vor und nach der Bestellung kamen zusammen, welche bei Fertigung und Absendung der Zeichnung, die ich die Ehre habe Ew. Excellenz beigehend zu übermitteln, eine so lange Zögerung veranlaßt haben. An meinem guten Willen hat es nicht gelegen; möchten Sie es auch diesem nicht zuschreiben, wenn vielleicht die Zeichnung Ihren Erwartungen und gerechten Forderungen nicht ganz entsprechen sollte. Namentlich hätte man in Sepia wol mehrere Ausführung erwarten können. Indessen wird das Blatt hoffentlich dazu dienen, Ew. Excellenz eine ziemlich genaue Vorstellung unsers schönen Kunstwerks und seiner freundlichen Umgebungen zu verschaffen. Der richtig gewählte Standpunkt ist von der östlichen Seite des großherzoglichen Palais aus dem zweiten Stocke genommen. Theils um die Statue von der Vorderseite darzustellen, theils, um zur Rechten den hohen Thurm der Jakobikirche abzuschneiden, hat das große akademische Gebäude, zwar von keiner architektonischen Schönheit, ganz aufgenommen werden müssen. Erfreulicher fürs Auge erscheint dagegen

die Giebelseite der alten gothischen Klosterkirche zur Linken; auch ist, wie ich glaube, die Perspective wohl gelungen. Ein Kupferstecher, der nach vorliegendem Blatt arbeiten wollte, möchte jedoch in Hinsicht des Monuments selbst Einiges zu berichtigen haben. Die schönen Verhältnisse des Piedestals an sich und in Beziehung auf das Standbild erscheinen mir als dem Original nicht völlig entsprechend; auch wäre in dem hier zu weit vorgebeugten Kopf des Helden, selbst bei so kleinem Maßstabe, wol mehr Porträtähnlichkeit zu erreichen. Minderer Ausführung hätte vielleicht das Löwenhaupt bedurft, welches fast zu sehr hervortritt.

Als ich mich zum akademischen Zeichenmeister Herrn Andorff in Rostock begab, um das Weitere wegen der Zeichnung mit ihm zu besprechen, ward ich sehr angenehm überrascht, indem ich ein schönes Gemälde von Philipp Wouwerman bei ihm erblickte. Ein Falkonier zu Pferde hält im Vordergrunde, daneben reichgeschirrte Pferde, von denen die Reiter gestiegen, zur Seite lebendige Gruppen von Jägerburschen, welche Jagdhunde zusammenkoppeln. Im Hintergrunde eröffnet sich eine weite anmuthsvolle Gegend. — Außer diesem unstreitig echten Philipp Wouwerman befanden sich in einem andern Zimmer noch acht Gemälde in ähnlicher Manier, die man wenigstens dem Vater oder Bruder jenes berühmten Meisters zuschreiben darf. Reiterscharmützel, Schule (?) und Jagdstücke, alle voll treuer und lebendiger Nachbildung der Natur, mit schönen Pferden und Menschengruppen, und so fand ich neben dem Vergnügen, welches die Ausrichtung Ihrer Befehle mir verschaffte, mich zwiefach belohnt, indem eine kleine nicht ganz unbedeutende Sammlung von Gemälden, die ich schon besitze, auf so unverhoffte Weise bereichert ward.

Auch sei es mir zu erwähnen gestattet, daß ich im verflossenen Herbst, bei meinem kurzen Aufenthalt zu Hamburg, die interessante Bekanntschaft des biedern und liebenswürdigen Herrn Mellish machte und der gütigsten Aufnahme auf seinem schönen Landsitze mich erfreute. Dort lebt er im glücklichen Familienkreise, den Musen treu, und seines frühern Aufenthalts in Weimar, besonders der Verbindung mit Ihnen, dankbar eingedenk.

Von meinem Freunde, dem Herrn Director Schadow, habe ich noch jüngsthin recht erwünschte Nachricht erhalten. Sein neuestes beinahe vollendetes Werk, die Statue Luther's, wird wahrscheinlich noch in diesem Jahre zu Wittenberg aufgerichtet werden. — Ein liegnitzer Buchhändler, Namens Dönch (?), wird in

einem schlesischen Taschenbuche die Geschichte unsers mecklenburgischen Nationaldenkmals aufnehmen. [32])

Ich schließe diese Zeilen mit dem herzlichen Wunsch, daß auch dies neuangetretene Jahr, und noch manches nachfolgende, Ihnen der heitern Stunden recht viele zuführen möge. Alsdann dürfen Ihre zahlreichen Verehrer in Kunst und Wissenschaft der schätzbarsten Belehrungen noch viele erwarten. Möchte Ew. Excellenz mich auch ferner eines mir so schmeichelhaften gütigen Wohlwollens werth halten.

In dieser erfreulichen Hoffnung und mit der Bitte, mich über den richtigen Eingang dieses gehorsamsten Schreibens nach Rostock geneigtest benachrichtigen zu wollen, unterzeichne ich mich u. s. w.

A. von Preen.

Schwerin, 9. Jan. 1821.

Nachschriftlich verfehle ich nicht anzufügen, daß unser durchlauchtigster Erbgroßherzog, welchem ich die Ehre hatte die Zeichnung des Blücherplatzes vorzulegen, eine Copie derselben für höchstdessen Prinzessin-Braut durch den Hofmaler Lenthe hat nehmen lassen.

Ew. Hochwohlgeboren können mich für sehr nachlässig, wo nicht gar für undankbar halten, daß ich die Ankunft einer so werthen Sendung nicht gemeldet, meine Freude darüber nicht ausgedrückt. Lassen Sie mich zu meiner Entschuldigung sagen: daß ich manche Brief- und Autorschulden aus dem vorigen Jahre in das neue mit herübernehmen müssen, welches denn neuen Zudrang auch nicht fehlen läßt. Sodann auch läßt sich bemerken, daß man Jugendfehler, bewußt oder unbewußt, auch mit in das Alter herübernimmt, wie denn bei mir der Fall ist, daß ich mehr als billig unternehme, da denn vieles, was man als Nebensache angesehen, doch auch wieder einmal an die Reihe kommt und seine Rechte fordert.

Indessen bin ich meinen entfernten Freunden doch nicht entfremdet gewesen, indem ich sie, zusammen und einzeln, gar oft vor Augen gehabt, bei Druckschriften, denen ich zu Ostern eine gute Aufnahme wünsche. Mögen meine rostocker Lieben auch manches für sich darin gewahr werden.

Und nun lassen Sie mich der höchst erfreulichen Zeichnung gedenken, wodurch Sie mich so geneigt in Ihre Nähe versetzen; es

freute gar sehr zu sehen, wie ruhig und reinlich unser thätiger Held hingestellt ist; die nahen Gebäude sind sehr anständig, die lichten Baumreihen und mäßigen Buschgruppen lassen wohlgeordnetes Natürliche mit Anstand und Zierlichkeit gewahr werden. Die Zeichnung selbst ist so genau, fleißig und rein man es in dieser Art nur wünschen kann. Danken Sie dem wackern Künstler auch in meinem Namen auf das schönste.

Sodann gratulire zu der glücklichen Acquisition fürtrefflicher Gemälde! Da ich selbst in meinem Leben erfahren habe, was ein würdiger Kunstbesitz zu jeder Zeit unterhält, anfrischt, belehrt, fördert, erquickt und tröstet, so freue ich mich an werthen Freunden die gleiche Neigung zu entdecken, die uns drängt, bei jeder Gelegenheit, unsern Kräften und Zuständen gemäß, etwas Gutes und dauerhaft Erfreuliches um uns zu versammeln.

Mögen Sie, bis ich Herrn Director von Both für das Uebersendete meinen schuldigen Dank selbst entrichten kann, es in meinem Namen thun. Ueber die sogenannten Naturdichter hoffe ich nächstens, mehrere untereinander vergleichend, mich auszusprechen.

Schließlich wiederhole meinen Glückwunsch zur nunmehr völlig beendigten so bedeutenden Unternehmung. Möge das in diesem Frühjahr neu hervorbrechende Grün der Anlage, sowie der diesjährige Wuchs Ihre Freude daran immer wieder erneuern und vermehren.

Gehorsamst
J. W. von Goethe.

Weimar, 4. April 1821.

Schließlich sei noch bemerkt, daß der Director Schadow in den Briefen an den Kammerherrn von Preen wiederholt der außerordentlichen Freundlichkeit und Milde Goethe's gedenkt und dabei hervorhebt, wie ihm der Antheil Goethe's an dem Werke bei der Ausführung die belohnendsten Momente gewährt habe.

Und in der That tritt die treue und unermüdete Betheiligung Goethe's an dem vaterländischen Unternehmen

ebenso entschieden, wie seine Anspruchslosigkeit, Herzensgüte und echt deutsche Gesinnung überall hervor. Die Theilnahme Goethe's an der Errichtung des Blücherdenkmals zu Rostock, die ihm in Mecklenburg ein unverlöschliches dankbares Andenken sichert, bildet unstreitig eine der interessantesten und liebenswürdigsten Episoden in seinem spätern Leben.

Anmerkungen.

1) Schadow genügte dieser ihm durch Bertuch mitgetheilten Aufforderung, wie sich aus dem ersten Schreiben Goethe's an Herrn von Preen ergibt, und dem Kammerherrn von Preen sandte Bertuch eine Abschrift des Goethe'schen Briefes.

2) Also am 4. Juli.

3) Er starb am 5. Oct. 1815 im achtunddreißigsten Jahre eines thätigen Lebens.

4) Vgl. Schadow's „Kunstwerke und Kunstansichten" (Berlin 1849, S. 176, 177). Des Zusammenhangs wegen sind die dort S. 176—182 mitgetheilten Briefe Goethe's an Schadow hier und weiterhin an den betreffenden Stellen wieder abgedruckt. — Daß der letzte Brief vom 7. Oct. 1819 (S. 183—184) nicht an Schadow, sondern an den Kammerherrn von Preen gerichtet ist, ergibt sich aus seinem Inhalt, und ist auch bei der Angabe der Verbesserungen und Druckfehler auf der letzten Seite des Buchs ausdrücklich bemerkt worden.

Weimar, 25. Oct. 1815.

Betrachtungen bei einem Modell des Blücher'schen Monuments für Rostock.

Mein Vorschlag wäre, den rechten Fuß zum Standfuße zu machen, wodurch der doppelte Vortheil entspränge, daß die rechte Schulter, nach welcher das Gesicht gerichtet ist, schon für sich höher käme, auch der Commandostab mehr rückwärts seinen Platz fände, und sich zu einigem Anhalten mit dem Körper verbinden ließe.

Die Brust und der rechte Schenkel wären frei und dem einfallenden Lichte völlig zugänglich; daß alsdann der linke Fuß vorträte und der Säbel auch vorrückte, würde, sowol artistisch als symbolisch, vortheilhaft sein, indem sich dieser Held beinahe noch mehr durch That als durch Befehl auszeichnet.

Der Brust wünschte ich einen Harnisch, weil ein solches Waffenstück, als eine große Partie, das Licht gar schön auffängt. An den Füßen wünschte das Nackte durch größere Faltenpartien bezeichnet, Löwenhaut und Kopf mehr symbolisch als real dargestellt, worin uns die Alten z. B. bei der Nehris *) der Bacchanten vorgegangen. Da die rechte Schulter nach dem gethanen Vorschlage ohnedies in die Höhe kommt, so möchte die hier angegebene Tatze zu verflächen sein. Wie denn auch durch Symbolisirung der Löwenhaut die Rückseite der Statue, welche auf einen freien Platz zu stehen kommt, interessanter werden müßte, wenn die Form des Körpers deutlich durchschiene. Vielleicht würde das Piedestal nicht rund, sondern viereckig gemacht, mit einfachem Simswerk verziert und, um für das Ganze mehr Höhe zu gewinnen, auf einen auf jeder Seite etwas vorspringenden Untersatz gestellt, welcher wol eine Elle hoch werden dürfte. Die viereckige Gestalt der Base bietet auch für die Inschrift mehr Bequemlichkeit dar als die runde.

Doch kann alles dieses der Kunstfreund nur andeuten und wünschen; dem Künstler, der mit Geist und Geschmack solche Werke ausführen soll, setzt freilich Material und Technik Schwierigkeiten entgegen, die nur von dem zu beurtheilen und zu überwinden sind. Soviel für diesmal. Die Sache ist von solcher Wichtigkeit, daß in der Folge wol noch manchmal darüber zu interloquiren sein möchte, einsichtigere Meinung nicht ablehnend.

Goethe.

5) Die Zeichnungen des Bauconducteurs und Bildhauers Wolf in Neustrelitz waren am 4. Oct. 1815 bei dem Engern Ausschusse eingegangen. In der Antwort des letztern an den Einsender vom 25. Oct. wird bemerkt, daß die Zeichnungen an Goethe gesendet wären — durch wen? ist nicht ersichtlich —, um sein Urtheil darüber zu vernehmen.

---

*) Wol ein Druckfehler. Man lese: Nebris.

6) Weimar, 12. Nov. 1815.

Ew. . werden sich überzeugen, wie angenehm mir Dero Schreiben vom 4. Nov. gewesen, wenn ich versichere, daß ich gegenwärtig keine andere Zufriedenheit kenne, als auf dem befreiten deutschen Boden, in gereinigter Luft, frühere schöne Verhältnisse wieder anzuknüpfen und für Kunst und Wissenschaft nach Kräften mitzuwirken. Empfangen Sie daher den verbindlichsten Dank für die freundliche Aufnahme meines Vorschlags. Ich billige sehr, daß der Künstler sich in seinem Unternehmen nicht irre machen lasse; doch habe ich selbst in manchen Fällen und Fächern die Vortheile gemeinsamer Berathung erprobt. Kunstfreunde sind eine Art von Vorpublikum; kommen sie mit dem Künstler überein, so werden sie, wenn das Werk erscheint, demselben eine Schutzwehr gegen so manche unerfreuliche Urtheile, die in einer ungebildeten und wogenden Menge nicht fehlen können. Mit Verlangen erwarte daher das zugesagte zweite Modell, und denke das erste, welches indessen vor mir steht, immer wieder durch; man erkennt daran sogleich den gewandten Meister. Die Gestalt des Kriegers ist brav, bewegt, geistreich, und man freut sich schon im voraus auf eine künftige Ausführung.

Könnten Ew. . sich im Januar kurze Zeit abmüßigen, so würde es mich sehr glücklich machen, Sie bei uns zu sehen. Daß es auf Veranlassung der Herren Unternehmer geschähe, ist schon eingeleitet, und hierzu gäbe neuerdings das beste Motiv der Umstand, daß die Statue aus Kupfer getrieben werden soll. Unser wackerer Pflug in Jena lebt noch, geschickte Söhne stehen ihm bei, auch haben sich, nach seinem Vorgange, an genanntem Orte sowie auch hier in Weimar noch zwei andere Meister gebildet, und es in dieser Art zu arbeiten sehr weit gebracht. Ew. . würden sie sämmtlich prüfen und einen oder den andern gar zu einer Probe veranlassen, und so jene wichtige Ausführung vorbereiten. Wie mancherlei schlösse sich wol noch an, was zum Nutzen und Vergnügen gereichen könnte. Ich würde mich z. B. gern mit Ihnen berathen, wie man die Stelle unsers voreilig abgeschiedenen Meisters wieder ersetzen könnte, da Ew. . gewiß junge Männer kennen, die sich dazu qualificiren.

Da ich in meinem ersten Schreiben an Herrn von Preen mir schon die Freiheit genommen, auf eine solche Zusammenkunft an-

zuspielen, so werde in meinem nächsten, mit anzuhoffender Ihrer Genehmigung, der Sache erwähnen, ohne jedoch Ew. . letztem Entschlusse irgend vorzugreifen.

Empfehlen Sie mich Herrn Hofrath Hirt zum allerschönsten; es freut mich sehr, daß er mir die alte Beweglichkeit der Vorstellung noch zutraut. Grundsätze kann man nicht fest genug bei sich stellen, aber was die Anwendung betrifft, ist es Pflicht, sich freigesinnt und nachgiebig zu verhalten.

Ergebenst
Goethe.

Weimar, 17. Dec. 1815.

Ew. . muß die unerfreuliche Nachricht melden, daß das Modell sehr übel zugerichtet bei mir angekommen. Der sonderbare und nicht vorzusehende Zufall, daß die beiden starken Drähte über den Schrauben abgebrochen, war die traurige Ursache davon. Auf der Post hat man wahrscheinlich das Kästchen flach gelegt, und so schwankte das Stehbild bei jeder Erschütterung. Das Eisen der Stäbe scheint sehr spröde zu sein und durch den Schraubenzug geschwächt, auch kann die Kälte, die so stark auf Eisen wirkt, dazu etwas beigetragen haben. Postament und Platte waren unverrückt.

Mich schmerzt dieses Ereigniß um so mehr, als ich an dem, was sich noch erhalten hatte, gar wohl erkennen konnte, daß das Ganze sehr wohl gedacht gewesen, sowie geistreich und mit Freiheit ausgeführt und meinen Wünschen gemäß. Eröffnen Ew. . mir hierüber gefällig Ihre Gedanken! Man muß nach verlorener Schlacht den Feldzug doch fortsetzen. Um einen Schritt zu thun frag' ich an, ob Ew. . nicht zunächst ein größeres Modell in Thon auszuarbeiten beliebten, welches, in Gips ausgegossen, sowol zu mir als nach Rostock gesendet werden könnte? Sind Sie dazu geneigt, so würde ich an Herrn von Preen schreiben: daß nach einer zwischen uns beiden getroffenen Uebereinkunft ein zweites Modell gefertigt worden, welches jedoch beschädigt zu mir gekommen, woran ich aber, sowie aus Ew. . brieflichen Aeußerungen genugsam erkannt, daß wir in dieser Sache vollkommen übereinstimmten. Ich glaube daher von meiner Seite keinen Zweifel hegen zu dürfen, daß eine in diesem Sinne ausgeführte Statue der Absicht, ein würdiges Denkmal zu stiften,

völlig entsprechen werde und daß man daher nicht irre gehen könne, wenn man mit Ew. . auf ein größeres Modell, wodurch man der kolossalen Errichtung schon näher rückte, baldigst convenirte, auch sonst Ihre Gedanken und Vorschläge wegen schleuniger Ausführung vordersamst vernähme, auch Sie vielleicht anher zu reisen zu Beschleunigung des Ganzen veranlaßte; indem man diese sämmtlichen Bemühungen vorläufig, ihrem künstlerischen Werth und der darauf verwendeten Zeit gemäß, anständig honorirte. Wir haben Hoffnung, Herrn Kapellmeister Weber in der zweiten Hälfte des Januar bei uns zu sehen, vielleicht würden Ew. . dadurch noch entschiedener zu einem Besuche bewogen, der uns sehr schätzbar sein müßte. — Herrn Hofrath Hirt die schönsten Grüße. Mich bestens empfehlend

ergebenst
Goethe.

7) Von diesem Aufenthalt in Weimar, welcher bis zum 11. Febr. dauerte, erzählt Schadow in seiner Schrift „Kunstwerke u. s. w.“, S. 146 fg., wobei ihn nur das Misgeschick betroffen hat, daß er von Schiller als einem noch Lebenden spricht.

8) Die Erbgroßherzogin Karoline Luise von Mecklenburg-Schwerin, geb. Prinzessin von Sachsen-Weimar, geb. 1786, vermählt 1810, gest. den 20. Jan. 1816.

9) Blücher selbst hatte sich wegen des Costüms für das eines Husaren, was er von Jugend an gewesen sei, erklärt. In einem Briefe Schadow's an Herrn von Preen vom 5. März 1816 schreibt der erstere: „Kürzlich waren zwei mecklenburgische Herren bei mir, denen ich blos das Modellchen der Statue zeigte. Es war die Rede davon, unsern Helden in der Husarenuniform abzubilden, wie er es selbst geäußert hatte. Dies würde aber wol den Anführer einer Art von Kriegsvolk, aber nicht den Heerführer von vielen Truppenarten bezeichnen; und das alles hab' ich so mit Herrn von Goethe besprochen und überdacht, als daß wir könnten so leicht von dem abgebracht werden, was das Resultat nun geworden. Ich ersuche Sie, sich an uns anzuschließen und in so verschiedenartige Meinungen und Wünsche nicht einzugehen. So z. B. zeigte ich mein Modellchen dem Prinzen Wilhelm, Bruder des Königs. Se. königliche Hoheit wünschten den Helden in der Litewka oder kurzem Reiterrocke. Seine Gemahlin stand dabei; sie wi-

berlegte das alles und äußerte: das Modell sei vortrefflich und anders müsse es nicht ausgeführt werden." Diese letztere Ansicht theilte nach einem spätern Schreiben Schadow's an Herrn von Preen vom 26. März 1816 auch Graf Nostitz; dieser habe, schreibt Schadow, bei Ansicht des Modells bemerkt: von Husarenuniform könne nicht weiter die Rede sein, das sei ein vorübergehender Einfall des Fürsten gewesen; er werde ihn darüber aufklären.

10) So ist es auch nach dem Aufsatze Schadow's vom 2. Febr. 1816 zwischen ihm und Goethe besprochen. Schadow hatte also, was auch der sonstige Inhalt des weiter unten wieder zu erwähnenden Briefes Schadow's an Herrn von Preen vom 26. März 1816 (vgl. Anm. 9) ergibt, seine Zeichnung später ohne Goethe's Wissen abgeändert, und darauf ist wol die Aeußerung in dem von Preen'schen Briefe an Goethe vom 20. April am Ende des sechsten Absatzes zu beziehen.

11) Nämlich der Begutachtung des von Schadow successive Ausgeführten wegen der davon abhängig gemachten Zahlungen.

12) Das erste Heft von „Kunst und Alterthum am Rhein und Main".

13) Das ist auch, wie der oben mitgetheilte §. II des Accords mit Schadow ergibt, hinsichtlich des Fußvolks und der Siegesgöttin, und zwar in genauer Uebereinstimmung mit dem ursprünglichen Entwurf, geschehen. Vgl. übrigens Anm. 10.

14) Der Brief befindet sich nicht bei den Acten.

15) Wenn Goethe wirklich bei dem vielen Hin- und Herreden verdrießlich geworden wäre, was Schadow sich indessen wol nur einbildete — die Fassung des Briefes gibt dazu in der That keine Veranlassung, alles ist darin sorgfältig motivirt —, wer möchte ihm dies verdenken? Er war ja zum Schiedsrichter erwählt, und der Contract mit Schadow hattes alles festgestellt. Auch der Verfasser des Aufsatzes im „Weimarer Sonntagsblatt" von 1857 bemerkt S. 168 sehr richtig: „Goethe konnte unmöglich dem einmal festgestellten und für das ganze Kunstwerk leitenden Princip wieder untreu werden."

Von einem eigentlichen Misverständnisse zwischen Goethe und Schadow ist übrigens in den Acten keine Spur zu entdecken. Auch Graf Nostitz hat sich nach einem Schreiben Schadow's an den Kammerherrn von Preen vom 22. Dec. 1817 beruhigt. —

Der Schadow'sche Einfall, Sprüche auf dem Säbel anzubringen, war gewiß sonderbar.

16) Bei der definitiven Ausführung des Reliefs wurde der Schutzgeist nicht über den gestürzten Helden gebeugt, sondern vor ihm mit gezücktem Schwerte stehend und nach den im Hintergrunde heransprengenden Feinden hinblickend dargestellt.

17) Der Künstler hatte sich am 9. März mit seiner zweiten Frau trauen lassen.

18) Diese Antwort ist in Schadow's „Kunstwerke u. s. w." nicht mitgetheilt worden.

19) Weimar, 1. Aug. 1817.

Ew. Wohlgeboren kann ich zwar in dem Augenblick auf Ihre reiche Zuschrift nicht, wie ich wol wünschte, umständlich erwidern, das aber will ich zu sagen nicht verfehlen, daß es mir viel Freude gemacht hat, von Ihren Ansichten, Wirken, Ueberzeugungen und Urtheilen das Nähere zu vernehmen. Besonders wünsche Glück, daß Sie ein paar geschickte technische Arbeiter zur Hand haben, worauf denn doch bei der Vollendung alles ankommt. Sieht man nur erst einmal, daß die Schwierigkeiten des Erzgießens nicht so unüberwindlich sind, als wie man sie gewöhnlich hält, so wird die Plastik, von welcher die bildende Kunst in Deutschland doch nur allein ihr Heil zu erwarten hat, immermehr in Ausübung kommen. Wozu uns allen, besonders auch Ew. Wohlgeboren als thätigem Künstler, Glück wünsche.

Was mich aber veranlaßt gegenwärtiges abzusenden, sind die Vorschläge zu den Inschriften des rostocker Monuments; es sind nur Vorschläge, damit doch wenigstens etwas zur Beurtheilung in der Mitte liege.

Die Figur des Helden zum breslauer Monument ist recht glücklich variirt und wird sich recht gut ausnehmen; die Bürschchen am Piedestal machen sich ganz artig. Das Basrelief müßte freilich viel einfacher sein, die Vorschläge der guten Herren Beauftragten kommen mir nicht sehr künstlerisch vor. Da jedoch die Sache noch im Weiten steht, so könnte darüber noch manchmal consultirt werden.

Wahrscheinlich haben die berliner Medailleurs auch auf das Reformationsfest vorgearbeitet und kleinere Denkpfennige, wie die früher überschickten, von einem Gulden bis zu einem Thaler aus-

geprägt; ist dies der Fall, oder geschieht es noch in diesem Monat, so wünschte deren etwa für zwei Louisdor, welche auf der fahrenden Post an mich zu senden bitte; sollten sie noch nicht fertig sein, so ist es noch Zeit, wenn ich sie vor Anfang September erhalte. Ein Wörtchen Nachricht würde mir deshalb sehr angenehm sein, die Erstattung geschieht sogleich.

Der ich recht wohl zu leben und mir Neigung und Antheil zu erhalten wünsche.

Goethe.

20) Diese Bemerkungen sind weder in den Acten des Landesarchivs, noch in den schweriner und neustrelitzer Cabinets- und Regierungsacten aufzufinden. Die gewünschte Einsicht des betreffenden Actenfascikels im Goethe'schen Archive ist bedauerlich, wiewol aus Gründen, denen der Verfasser der gegenwärtigen Darstellung freilich die Anerkennung nicht ganz versagen kann, verweigert worden. — Die Veröffentlichung der Goethe'schen Briefe ist nicht beanstandet.

21) Aus den Acten ist ein solcher höchster Auftrag nicht ersichtlich.

22) Hier irrt sich Goethe; er hatte sie an Schadow gesandt. S. oben Anm. 19.

23) Weimar, 28. April 1819.

Ew. Wohlgeboren geneigtes Schreiben beantworte sogleich und vermelde, daß ich gleichfalls Ihrer Meinung sei. Die Hauptinschrift: „Dem Fürsten Blücher von Wahlstadt die Seinigen", mit dem darüber gesetzten Wappen müßte wol auf der Vorderseite stehen, die wenigen Reimzeilen auf der Rückseite.

Auch möchte man vielleicht die Tafel mit dem Sturze unter die linke Hand, die mit dem Siege unter die rechte Hand setzen. — Auf alle Fälle wird das Ganze einen sehr guten Eindruck machen und die Feierlichkeiten unter Ew. Wohlgeboren Leitung anständig und schön ausgeführt werden.

Der Unterschied der Worte die Seinen und die Seinigen ist nicht groß, das erste ist älter und ernster, das letzte neuer und gefälliger, und kann dieses bei gegenwärtiger Gelegenheit wol stattfinden.

Zu der vollbrachten glücklichen Gußarbeit, sowol von Blücher als Luther, wünsche jetzt um so mehr Glück, als die umständliche

27*

Nachricht zu uns gekommen, wie schlecht es den Franzosen mit der Statue Heinrich's IV. ergangen. Möchte ich Ew. Wohlgeboren doch in Ihrer lebhaften Werkstatt besuchen dürfen, wenigstens aber kann ich dieses Glück meinen Kindern versprechen und gönnen, die bei ihrem nächsten Aufenthalt in Berlin wol zu geneigter Aufnahme empfehlen darf.

Auch Herrn von Preen bringen Sie mich gelegentlich zu geneigter Erinnerung. Zu meinem Geburtstage, welcher den 28. Aug. fällt, sollte mir nichts angenehmer sein als die Nachricht, daß die Statue in Rostock zu glücklicher Aufstellung gelangt.

Erhalten Sie mir Neigung und Zutrauen!

Ergebenst

Goethe.

24) Dieser Vorschlag kam aus Neustrelitz. Ob dieser, oder einer der beiden folgenden mit den von Preen'schen Bemerkungen an Goethe gesandt worden — vgl. des letztern Brief an Schadow vom 14. Juli 1818 — muß aus dem in der Anm. 20 angegebenen Grunde dahingestellt bleiben.

25) Dieser Brief ist von Goethe's eigener Hand; alle übrigen sind dictirt.

26) Diese von dem Medailleur Jachtmann in Berlin trefflich gearbeitete Denkmünze wurde dreimal in Gold für den Fürsten Blücher, für Goethe und für den Kammerherrn von Preen ausgeprägt. Sie zeigt auf der Vorderseite das Denkmal mit der Umschrift: Denkmal des Fürsten Blücher von Wahlstadt. Die Rückseite hat die Inschrift: „Errichtet in seiner Vaterstadt Rostock, von Mecklenburgs Fürsten und Volk, den 26. August 1819."

27) Er starb bekanntlich den 12. Sept. 1819.

28) Das einzeln abgedruckte, mit Goethe's eigenhändiger Unterschrift versehene und den Freunden zugesandte Gedicht: „Die Feier des achtundzwanzigsten August dankbar zu erwiedern": „Sah gemalt, in Gold und Rahmen u. s. w." Goethe's Werke in 40 Bänden (1840), VI, 34. Vgl. die Erklärungen des Gedichts im „Morgenblatt", 1819, Nr. 257, und „Kunstblatt" Nr. 69 zum „Morgenblatt" von 1820.

29) Der diese Sendung begleitende Brief ist nicht bei den Acten.

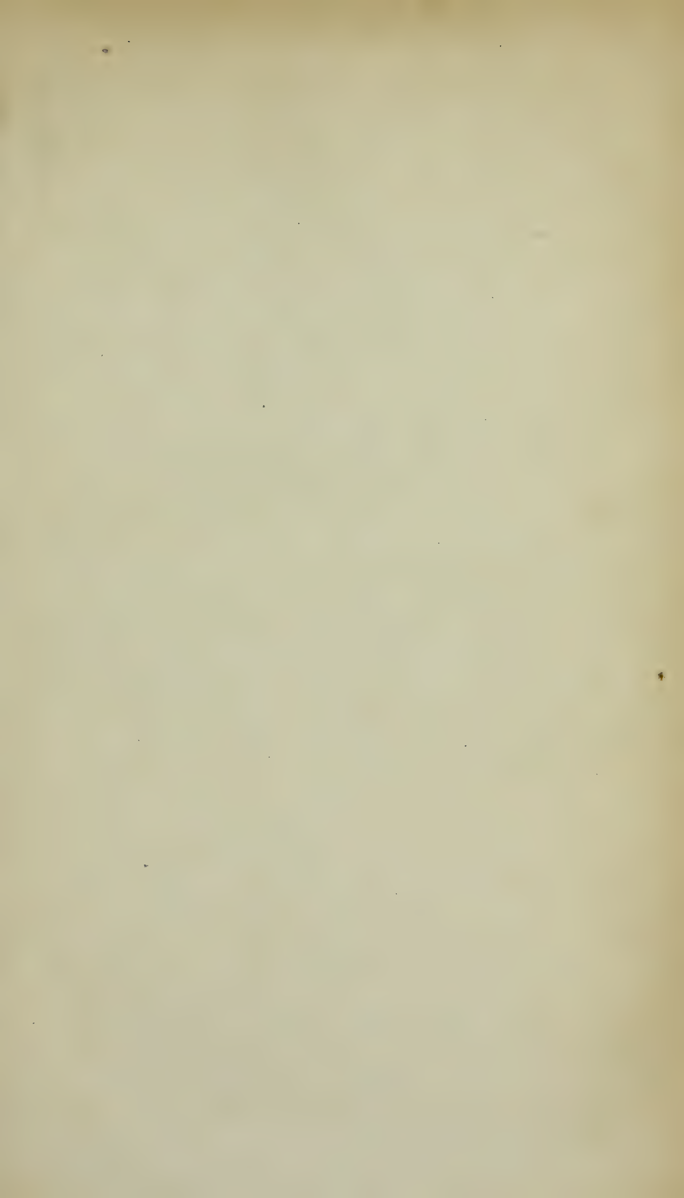
30) So wird wol zu lesen sein; im Briefe steht „Solidesganz". Der Brief ist dictirt und der Schreiber wird unrichtig gehört haben.

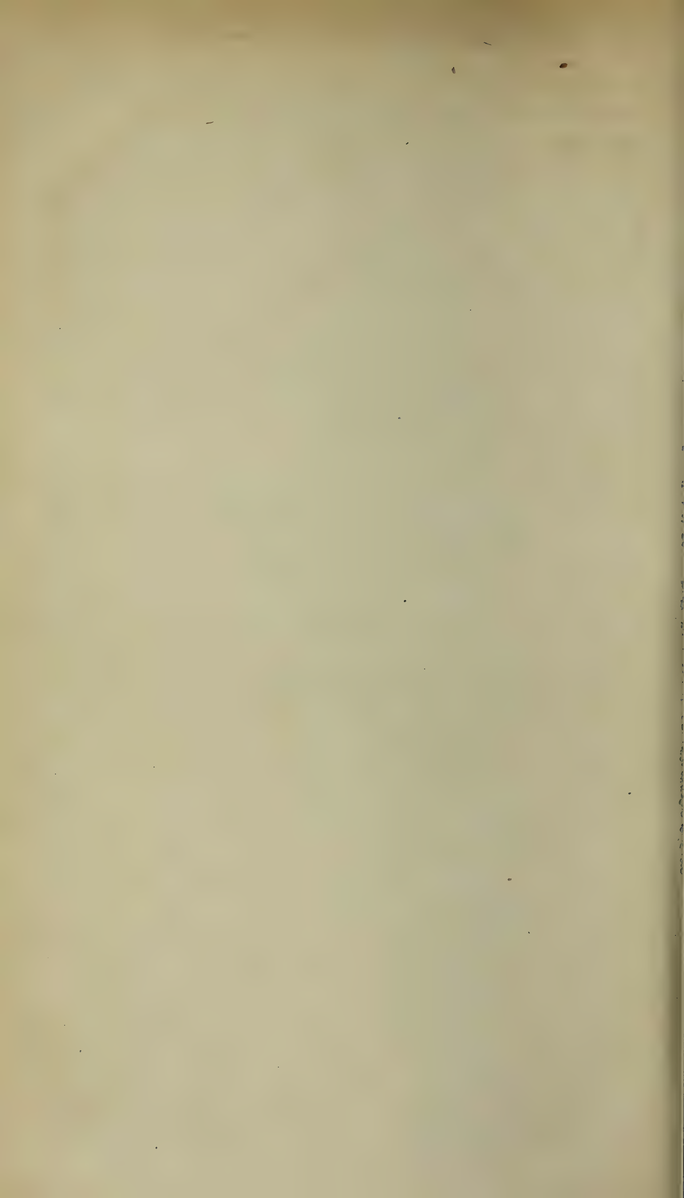
31) Vgl. den Eingang des folgenden von Preen'schen Briefes.

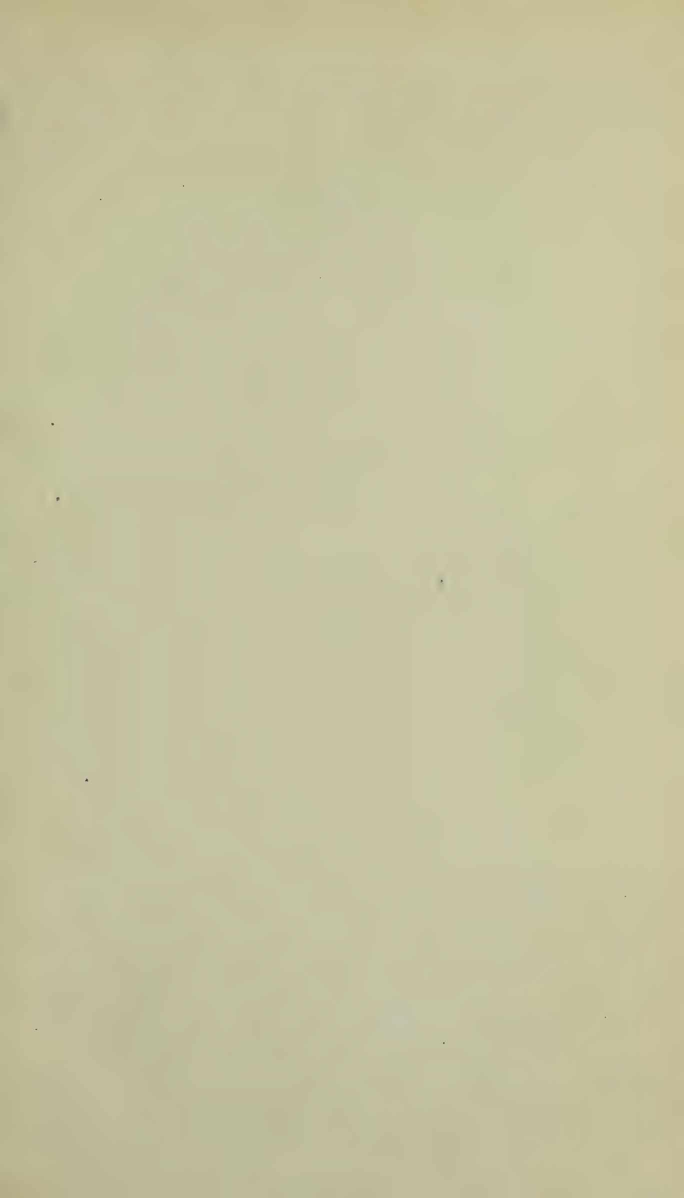
32) Von der hier erwähnten Geschichte ist dem Verfasser dieser Darstellung nichts bekannt geworden. Ein „Schlesisches Taschenbuch", redigirt von W. L. Schmidt, erschien zuerst 1824 in Hirschberg bei Krahn. Vielleicht ist das breslauer Monument gemeint.

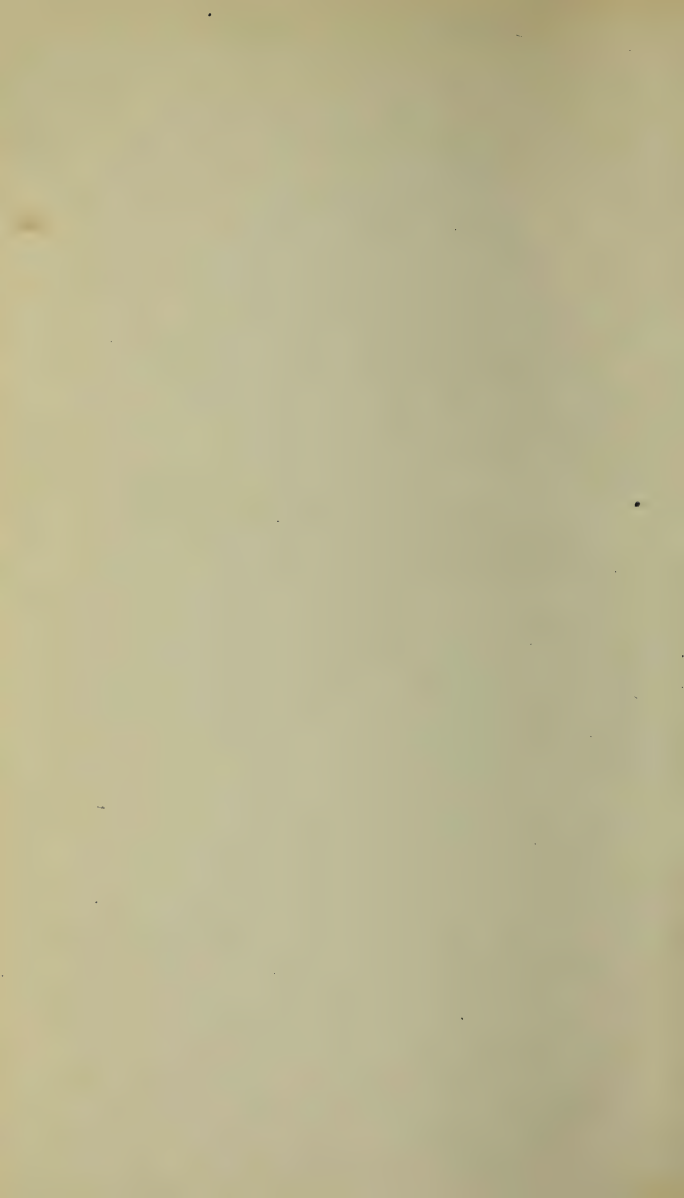
Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

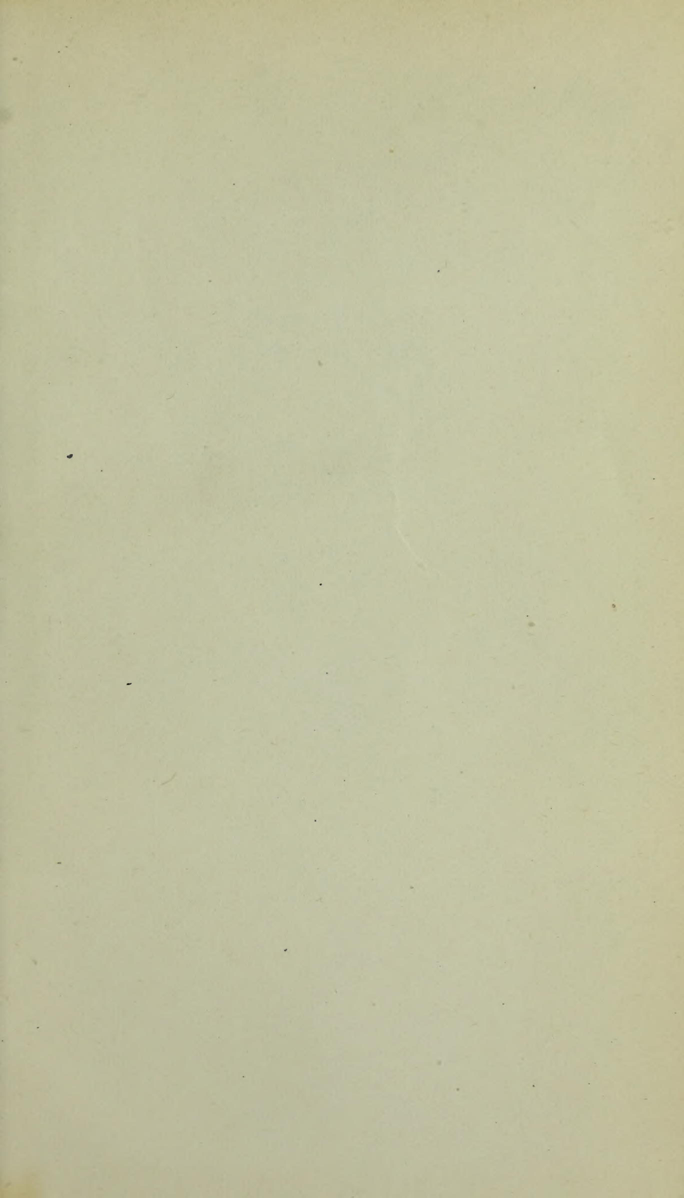


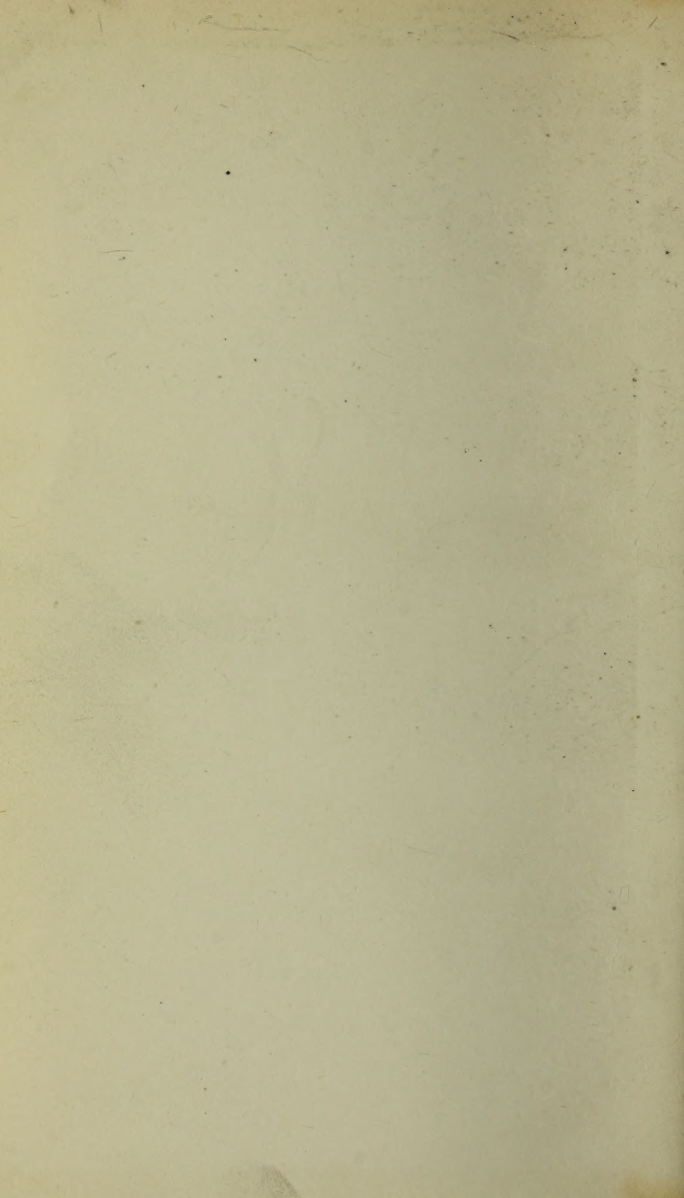













UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 097462763